Deutsche

National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein,
Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag,
Dr. K. Borberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer,
Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. K. Hamel, Dr. E. Henrici,
Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack,
Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm
Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof.
Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter,
Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

---

108. Band

Goethes Werke XXVII

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Goethes Werke

Siebenundzwanzigster Teil

Winckelmann — Philipp Hackert
Reden und Ansprachen

Herausgegeben

von

Dr. Alfred Gotthold Meyer und Dr. Georg Witkowski

Stuttgart
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

[ca. 1892]

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Vorbemerkung.

Die Kräfte eines Einzelnen reichen nicht aus, um Goethes Wirksamkeit auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft darzustellen und zugleich den Forderungen philologischer Art Genüge zu thun; für die Behandlung von Goethes Schriften zur bildenden Kunst vollends, welchen der 27., 28. und 30. Band unserer Ausgabe gewidmet ist, erschien eine Arbeitsteilung um so berechtigter, als die Goetheforschung hierfür nur wenige Vorstudien aufweist. Von dieser Überzeugung geleitet, haben sich die beiden Unterzeichneten hier verbunden, indem der erste vornehmlich den kunsthistorischen und historischen, der zweite den litterarhistorischen und philologischen Teil der Aufgabe übernahm, ohne daß jedoch eine strenge Scheidung der Arbeitsgebiete durchgeführt wäre.

Berlin und Leipzig, August 1892.

Dr. Alfred Gotthold Meyer. Dr. Georg Witkowski.

Winckelmann.

Einleitung.

I.

Das Lebensbild Winckelmanns hat einer der besten Schöpfungen der neueren biographischen Litteratur Deutschlands den Stoff geboten: dem klassischen Werk Karl Justis.*) Durch dasselbe sind alle früheren Versuche, das Leben Winckelmanns darzustellen, weit überholt und allen späteren auf Winckelmann bezüglichen Erörterungen nur noch enge Schranken gezogen worden. — Doppelt gilt das letztere für eine knappe Einführung und Erläuterung zu der Schrift Goethes. Wer für dieselbe den historischen Hintergrund und die Ausführung ihres die biographischen Thatsachen nur andeutenden Inhaltes sucht, muß auf Justis Werk verwiesen werden. Aber dasselbe steht am Ende einer stattlichen „Winckelmann-Litteratur", in deren Entwickelung Goethes Aufsatz einen Markstein bildet.**) Ein Rückblick auf diese früheren, fast in Vergessenheit geratenen Biographieen erscheint zur richtigen Würdigung von Goethes Schrift unerläßlich und dürfte den Zielen unserer Ausgabe vielleicht am besten entsprechen.

*) „Winckelmann. Sein Leben, seine Werke und Zeitgenossen". Leipzig 1866—72. 2 Bde.

**) Am besten ist dieselbe in der „Monografia di Winckelmann" in Rosettis Schrift: „Il sepolcro di Winckelmann in Trieste" (Venezia 1823) zusammengestellt.

Sehr langsam ist die Kenntnis vom Leben Winckelmanns gewachsen, weit langsamer als die Kenntnis von seinem Schaffen. —

Winckelmann, nach Goethes Ausspruch sich selbst „ein Rätsel" und „über seine eigene Erscheinung, besonders in Betrachtung dessen, was er war und was er geworden ist, erstaunt", bot freilich fast in jedem Brief an seine Vertrauten schätzenswerte Beiträge zu seiner Biographie, nur einmal aber erhalten dieselben thatsächlich die Form eines Lebensbildes: in dem vom 8. Dezember 1762 datierten Schreiben, welches das Motto führt „Per tot discrimina rerum Tendimus in Latium!" und am Schluß den Titel empfängt: „Das Leben und die Wunder Johann Winckelmanns, zu Stendal in der Altmark, zu Anfang des 1718. Jahres geboren!" — Nach Form und Inhalt ist diese knappe „Selbstbiographie" gleich bezeichnend. Die deutsche Periode wird mit wenigen Worten abgethan. Für Winckelmann begann eben das wahre Leben, „nach dem Genuß" bemessen, erst mit seinem römischen Aufenthalt. „M. Plautius, Konsul", — so schreibt er — „welcher über die Illyrier triumphiert hatte, ließ an sein Grabmal, welches sich ohnweit Tivoli erhalten hat, unter allen seinen angeführten Thaten setzen: vixit Ann IX. Ich würde sagen: ich habe bis in das achte Jahr gelebet; dieses ist die Zeit meines Aufenthalts in Rom und in andern Städten von Italien."*) Wie über seine „teils in der Wildheit, teils in Armut und Kummer verlorene Jugend", so macht er hier aber auch über die römische Zeit nur die notwendigsten äußeren Angaben, die er durch die Aufführung seiner Hauptschriften ergänzt.

Der Adressat dieses Schreibens ist unbekannt,**) zur Veröffentlichung dürfte es keinesfalls bestimmt gewesen sein. Dennoch hätte sich Winckelmann über die in den „Litteraturbriefen"***) erschienene „Lebensskizze" kaum so scharf geäußert, falls er gewußt hätte, daß dort nur dieser sein eigener Brief abgedruckt sei. — Den Freunden gegenüber klagt er wiederholt über die völlig irrigen und — wie er annimmt — bisweilen böswillig verbreiteten Ansichten, die man jenseits der Alpen von seinem Leben und seinen Plänen habe. In der That mochten die Nachrichten, welche die gelehrten Zeitungen von den Ämtern und Würden Winckelmanns zeitweilig brachten, den deutschen Philister verlocken, seinen Lands-

*) Ähnlich schreibt Winckelmann am 10. Oktober 1758 an Dr. Uden: „Ich kann sagen, ich habe in Italien erst angefangen zu leben."

**) Daßdorf (s. u.) schließt auf den Kriegsrat Marpurg in Berlin, Rosetti (s. S. 5 Anm. **) wohl richtiger auf Genzmer. Der Brief selbst ist publiziert in: „Unterhaltungen". Hamburg, C. D. Ebeling. VIII. 1769. Stück III, S. 202 ff. Vergl. Daßdorf (s. S. 9 Anm. ††) S. 116—120, Förster (Winckelmanns Briefe 1747—1766. Berlin 1824—25. 3 Bde.; im Folgenden stets: „Förster" citiert) Nr. 218, Herders „Adrastea" VI, S. 44—46.

***) XVI, S. 183—188. Am 4. Mai 1764 schreibt er an Franke: „Es hat sich jemand unterstanden, in den neuesten Briefen der Litteratur, mir etwas anzudichten, unter dem Titel: Leben und Wunder Joh. Winckelmanns, aus Stendal ꝛc. Weiter aber weiß ich nichts. Es wird sich indessen, hoffe ich, einer meiner Freunde finden, welcher demselben antwortet. Man giebt vor, es sei ein Brief von mir an jemand geschrieben, welcher nicht wahr ist." Vergl. darüber die Anmerkung von Förster, Brief Nr. 282. X, S. 284.

mann, der jetzt als Proselyt in Rom sein Glück gemacht und im freien Verkehr mit Prälaten und Prinzen zu europäischer Berühmtheit gelangt war, an die dürftige Vergangenheit zu mahnen und gleichzeitig sich selbst eine gewisse Bedeutung zu geben. Auf wie schwankender Grundlage solche Versuche gemacht wurden, beweist schon der Umstand, daß in dem ersten, im „Altonaischen gelehrten Mercurius 1764"*) erschienenen biographischen Aufsatz erst durch vier Punkte bewiesen wird, daß „der Herr Johann Joachim Winkelmann, ehemaliger Konrektor der Schule in Seehausen, auch der itzige President der Altertümer und Abt, Herr Johann Winkelmann zu Rom sei". Der Verfasser dieses, „Charakter und kurzgefaßte Lebensgeschichte des Herrn Präsidenten und Abt Winkelmann zu Rom" betitelten Aufsatzes sagt mit Recht, er habe mit Winckelmann „ehemals in engster Verbindung und Bekanntschaft" gestanden, denn es ist sein ehemaliger Rektor von Seehausen, Paalzow, aber nicht minder berechtigt ist Winckelmanns Grimm über diesen „mitleidigen Stümper", der ihn nur „bis an die Schulgrenze habe erreichen können". Ist doch Paalzows Bericht an Taktlosigkeiten wie an Unrichtigkeiten gleichermaßen reich. Daß er schon an dem jungen Winckelmann „Proben einer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen alle höheren Wissenschaften" entdeckt und von ihm behauptet, er sei „um die Ausbesserung seiner Muttersprache wenig bekümmert" gewesen, mochte nur zu einem Lächeln Anlaß geben, bedenklicher aber war bereits die Angabe, Winckelmann sei vom Grafen Bünau mit hundert Dukaten Reisegeld nach Italien entsandt worden, um dort Ankäufe für des Grafen Bibliothek zu machen, es sei ihm jedoch „die Lust vergangen", wieder nach Sachsen zurückzukehren. Begreiflich, daß Winckelmann diese Biographie einen „elenden Wisch" und ihren Verfasser einen „jämmerlichen Schmierer" nannte!**) Andererseits enthält diese Schrift schätzenswerte Angaben über Winckelmanns frühere Lebensweise und auch wenigstens einzelne treffende Bemerkungen über seinen Charakter. — Man wandte sich damals aus Deutschland auch unmittelbar an ihn, um von ihm selbst Nachrichten über sein Leben zu erlangen***), aber er wies die Fragesteller ab, „weil es wenigstens noch zu früh" sei, und weil er später eine Selbstbiographie verfassen wollte. „Die Deutschen" — so schreibt er am 8. Dezember 1764 an Usteri — „haben nicht Geduld, höchstens noch ein zehen Jahre zu warten, bis ich zu meinen Vätern gehen werde, um die Wahrheit zu erfahren, die ich Ihnen geschrieben in aller Aufrichtigkeit nach mir lassen will. Mein

*) Stück 16—19, dann separat o. O. u. J. 1764. 8°.

**) Vergl. Brief vom 8. Dezember 1764 an L. Usteri, Förster Nr. 298, und vom 21. Januar 1765, Förster Nr. 304; ferner vom 18. Februar 1767 an Stosch, Förster Nr. 386: „Wie die Deutschen in dem Miste wühlen, und Eicheln fressen wollen, da sie Brod haben, kann beigelegtes Papier von dem Rector Paalzow in Seehausen zeigen, es ist dessen eigene Hand, und mir vor weniger Zeit von jemand zugeschickt. Mich deucht, es sey eine Ankündigung der Nachrichten zu meinem Leben aus Schul- und Universitätsmatrikeln."

***) Vergl. Brief vom 23. Juni 1764 an den Baron von Riedesel, Förster Nr. 287, und Brief vom 26. Juli 1765 an Berendis, Förster Nr. 319.

Bildnis soll so wahr in demselben erscheinen, als ich habe zu handeln wünschen." —

Sein plötzlicher Tod machte die Vereitelung dieses Vorsatzes doppelt schmerzlich. Er traf die gesamte deutsche Gelehrtenwelt „wie ein Donnerschlag", das Schicksal des Ermordeten war „vier Wochen lang der Stoff aller Gespräche" und nähere Kenntnis von seinem Leben wurde Bedürfnis und Ehrenpflicht zugleich. Aber nur langsam und spärlich leistete man ihr Genüge. In C. D. Ebelings „Unterhaltungen" (Hamburg) erschien im September 1769 (Band VIII, Stück III, S. 195 ff.) ein anonymer Aufsatz „Einige Nachrichten von dem Leben des Abts Winkelmann", welcher in einer Erweiterung der Biographie Paalzows bestand. Die Zusätze darin waren zumeist unwesentlich und zum Teil irrig. Berichtigt werden vor allem die verwirrten Nachrichten, welche Paalzow über die Zwischenzeit von Winckelmanns Thätigkeit beim Grafen Bünau bis zur Übersiedelung nach Rom gegeben hatte; auch die letzte Lebenswoche wird eingehend behandelt, jener Brief Winckelmanns vom 8. Dezember 1762 und ein Verzeichnis der Werke beigefügt, und über Winckelmanns Religionswechsel ein maßvolles Urteil gefällt. — Immerhin konnte dieser übrigens in eine höchst bescheidene Form eingekleidete biographische Versuch die Worte seines strengen Kritikers in Klotz' „Deutscher Bibliothek der schönen Wissenschaften" (Halle 1770, S. 731 ff.) nicht unberechtigt erscheinen lassen: „. . . Es bringt Deutschland keine Ehre, daß das Leben eines Mannes, der so sehr Epoche gemacht, als Winckelmann, zuerst einem so elenden Schriftsteller in die Hände fallen müssen. Möchte doch jemand, der der Sache gewachsen wäre, uns bald eine wahre Biographie unsers Winckelmanns geben, in welcher wir ihn ganz, den Menschen und den Schriftsteller, kennen lernten!" — Dieser Kritiker selbst war dieser Aufgabe freilich ebenso wenig gewachsen, wie der Kritisierte. Man höre nur, wie er Winckelmanns Religionswechsel zu erklären sucht! „Winckelmann war überaus hitzig und precipitant. Sobald er also von dem Grafen [Bünau] weg war, und nicht gleich wußte, was er anfangen sollte, reiste er nach Dresden, wandte sich an Bianconi, und ward plötzlich katholisch." —

H. H. Fueßli, welcher in dieser Kritik mit gutem Grund zu einer Biographie Winckelmanns aufgefordert wird, ward dieser Aufgabe durch andere Arbeiten ebenso entzogen*), wie Winckelmanns ehemaliger Kollege an der Bünauschen Bibliothek, J. M. Franke, in Hinblick auf dessen Plan sich Justus Riedel in der Vorrede zur Wiener Ausgabe der „Geschichte der Kunst des Altertums" (1776) nur auf eine vorläufige „Lebensskizze auf Grund derjenigen Paalzows und einzelner Nachrichten von Hagedorn, Heyne und Lippert" beschränkt.**) Dieser Biographie Riedels

*) Auch C. G. Heyne folgte der an ihn öffentlich ergangenen Aufforderung, Winckelmanns Biographie zu schreiben, nicht.

**) Am besten unterrichtet ist er über die letzten Zeiten, besonders über den Wiener Aufenthalt.

aber geht eine Einleitung in die „Kunstgeschichte" voraus, welche deren Wert im Hinblick auf die früheren Leistungen der archäologischen Wissenschaft erörtert, und damit wird ein Thema berührt, welches zunächst in den Vordergrund treten und früher eine ausgiebige Behandlung finden sollte als Winckelmanns Lebensschicksal: die Bedeutung seines Lebenswerkes.

Den Anlaß hierzu gab die vom Landgrafen Friedrich II. von Hessen 1777 gestiftete Fürstlich Hessische Gesellschaft der Altertümer zu Cassel, die in ihrem ersten Preisausschreiben die für ihre Zwecke charakteristische Aufgabe stellte: „L'Eloge de Mr. Winckelmann, dans lequel on fera entrer le point où il a trouvé la Science des Antiquités, et à quel point il l'a laissée." Nur zwei Arbeiten gingen ein, jeder von ihnen aber gebührt in der Winckelmann-Bibliographie ein Ehrenplatz. Die gekrönte hatte Christian Gottlob Heyne*), die ungekrönte keinen Geringeren als Herder zum Verfasser. Beide feiern Winckelmann als den Reformator der Altertumswissenschaft, die er von der früheren Kleinigkeitskrämerei und Kompilation befreit, beide weisen auf das Erbteil hin, welches er den deutschen Archäologen hinterlassen: Heyne in seiner trockenen, streng sachlichen Art; Herder voll Kraft und Schwung, in begeisterter Sprache, allgemeingültige Ideen über Kunst und Kunstgeschichte einflechtend, die auch noch für die heutige Forschung zu Recht bestehen. Blieb diese Schrift unter den Akten der Casseler Société verborgen, so drang dagegen das Lob, welches ihr Verfasser in den „Fragmenten über die neuere deutsche Litteratur"**) spendete, sogar über die Alpen, und Winckelmann bittet seine Schweizer Freunde, dem ungenannten „Pindarischen Verfasser" seines „schön gedachten Lobes", den er für ihren Landsmann hält, seinen Dank auszusprechen.***)

Erst 1781 wurden einzelne der bereits in dieser „ungekrönten" Preisschrift niedergelegten Gedanken von Herder im Anschluß an seine Nekrologe Lessings und Sulzers für Wielands „Teutschen Merkur" (Bd. III, S. 154 ff.) verarbeitet.†)

Das biographische Material war inzwischen durch Veröffentlichungen der Briefe Winckelmanns wesentlich gefördert worden, besonders durch die stattliche Sammlung von C. W. Daßdorf††), welche eine Reihe weiterer

*) Lobschrift auf Winckelmann. Cassel 1778. 8°. Sie ward vielfach nachgedruckt und übersetzt, während die herrliche Arbeit Herders erst 1882 von Dr. Albert Duncker herausgegeben wurde. Vergl. Denkmal Johann Winckelmanns. Eine ungekrönte Preisschrift Johann Gottfried Herders aus dem Jahre 1778. Nach der Casseler Handschrift zum ersten Male herausgegeben und mit litterarhistorischer Einleitung versehen von Dr. Albert Duncker. Cassel 1882. 8°.

**) Ausg. Suphan I. S. 218 ff. Vgl. „Kritische Wälder" III, 7 ff. u. 186 f.

***) Vergl. Brief an Usteri, 2. Januar 1768, und an von Mecheln, 13. Januar 1768, Förster Nr. 454 u. 455.

†) Vergl. Duncker a. a. O. S. XXIII.

††) Winckelmanns Briefe an seine Freunde. Mit einigen Zusätzen und litterarischen Anmerkungen. 2 Bde. Dresden 1777 und 1780.

Publikationen*) anregte, zunächst aber wußte man diesen Schatz nur unvollkommen zu nützen. Am besten verwertete ihn noch Huber in der Vorrede zu seiner französischen Ausgabe der „Kunstgeschichte“ (Leipzig 1781), welchem 1802 (Paris) H. J. Jansen folgte.**) Vor allem fehlte auch in den Briefen genügender Aufschluß über das Leben Winckelmanns vor seiner Übersiedelung nach Dresden. — Nur langsam ward diese Lücke ausgefüllt. Ein kleiner Aufsatz „Winckelmanns Leben und Charakter“ in A. C. Borhecks „Pädagogischem Museum“ Leipzig 1780 (V, S. 34—75), welcher auf einige authentische Nachrichten des ehemaligen Rektors in Stendal Friedrich Rudolph Walther zurückging, wurde nur wenig bekannt, und Johann Gurlitts „Biographische und litterarische Notiz von Johann Winckelmann“ (Magdeburg 1797)***) geht in ihrer Schilderung des Gelehrten auf Heyne zurück, während für die persönliche Charakteristik nicht einmal die Briefe genügend berücksichtigt sind.

Das Verdienst, diesen Mangel zuerst erkannt und beseitigt zu haben, gebührt dem Professor an der Universität zu Dorpat Karl Morgenstern. Dessen daselbst am 12. Dezember 1803 gehaltene akademische Rede „Johann Winckelmann“ hat in der That auf eine hervorragendere Stelle in der Winckelmann-Litteratur Anspruch, als ihr bis jetzt zugewiesen wurde. Ihr Programm ist eine Ergänzung der früheren Schilderungen, die neben dem Gelehrten den Menschen vergessen hatten.

Nach kurzer Übersicht über Winckelmanns Lebensgang, in welchem streitige und viel umstrittene Dinge, wie der Religionswechsel und die verhängnisvolle Schwermut bei der Rückkehr über die Alpen, mit seltener Unparteilichkeit und hohem psychologischem Feingefühl erörtert werden, wird der Umriß einer Charakterschilderung versucht. Galt es doch, die Verdächtigungen niederzuschlagen, welche Neider und Frömmler und Gelehrte niederen Ranges mehr oder minder deutlich erhoben hatten. Der Bedeutung dieser Aufgabe war sich Morgenstern ganz bewußt. Mit anerkennenswertem Freimut sagt er, der „feine Menschenkenner“ Heyne

*) Winckelmanns Briefe an seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778. Geschichte von Winckelmanns Briefen an seine Freunde in der Schweiz. Zürich 1778. Winckelmanns Briefe an einen seiner vertrautesten Freunde (Muzell-Stosch) in den Jahren 1756—1768, nebst einem Anhange von Briefen an verschiedene andere Personen Berlin 1781. 2 Teile. Lettres familières de Mr. Winckelmann, traduites de l'allemand. Amsterdam 1781. 2 Bde. (Herausgeber: H. J. Jansen.) Vergl. Yverdon 1782 und 1784. Winckelmanns Briefe an einen Freund in Liefland [v. Berg], herausgegeben von J. F. Voigt. Koburg 1784. Briefe von Winckelmann an Genzmer, in: Monatsschrift von und für Mecklenburg 1791. (Vergl. Zeitung für die elegante Welt 1805. 19.) Briefe von Winckelmann an C. L. Hagedorn, herausgegeben von Torkel Baden. Leipzig 1797. Briefe von Winckelmann an den Dr. Uden in der Zeitung für die elegante Welt 1805.

**) Auch die italienischen Ausgaben von Amoretti (Mailand 1779) und Fea (Rom 1783 ff.) benutzen sie.

***) Spätere Nachträge in drei Schulprogrammen, Hamburg 1818—1821, in die auch der Aufsatz von Dr. Uden in Stendal: „Aus Winckelmanns erster Lebenshälfte“ — neben den vereinzelten Nachrichten von Boysen, Genzmer u. a. Hauptquelle für die Jugendzeit — eingefügt ist.

habe für einen Winckelmann „keinen zureichenden Maßstab in sich finden können". Er tadelt es, daß in der Daßdorfschen Briefsammlung „manches derbe Urteil, mancher Kernspruch, der uns den en h.ut relief Gebildeten zeigte, wie er war, ängstlich hinweggelassen sei, damit ja niemand Ärgernis nähme". Er erwidert eine zweideutige Bemerkung Gurlitts*) mit den Worten: „Winckelmann ist einer der wenigen klassischen Schriftsteller, die, näher gekannt, auch als Menschen herzliche Achtung und Liebe einflößen: einer der Seltnen, deren Wesen die schonende Hand der leise Berührenden verschmähte, weil er der Schonung nicht bedarf." — Das ist eine große, vornehme Sprache, wie wir sie zuvor nur bei Herder finden! — Und auch die folgende Charakteristik selbst bezeugt Größe und Vornehmheit der Auffassung und erhebt sich über das Durchschnittsmaß derartiger Schilderungen. Allgemeingültige Gesichtspunkte stehen an der Spitze. Wissenschaft, Kunst und Leben werden als Bethätigungen dreier Vermögen, des „betrachtenden", des „darstellenden" und des „handelnden" gefaßt, und die Ausbildung derselben in Winckelmanns „Charakter" auf Grund der in seinen Briefen enthaltenen Selbstbekenntnisse bestimmt. Das auf diesem Wege gewonnene Gesamtbild dürfte wesentlicher Züge kaum entbehren. Willenskraft, Wahrheit, Ruhmbegierde bei Bescheidenheit und Hingabe, Mannheit und Freiheitssinn, Patriotismus, Dankbarkeit, kindliche Schlichtheit im Leben wie im Handeln — das sind nach Morgenstern die Eigenschaften Winckelmanns des Menschen; klares Auffassungsvermögen, trefflich geschult und durch Schönheitssinn geleitet, Kombinations- und Divinationsgabe, Phantasie und Gedächtnis, kritische Begabung und systematischer Sinn, dazu ein vollendetes Formgefühl für Kunst und Sprache — diese Fähigkeiten schufen Winckelmann den Forscher.

Diese — von akademischer Gespreiztheit und Manier abgesehen — auch stilistisch wohl gelungene Schilderung ist im Hinblick auf Goethes Aufsatz doppelt beachtenswert: durch ihre Quellen, wie durch ihre Methode. Morgenstern stützt sich zum erstenmale ausschließlich auf Winckelmanns eigene Aussagen: zum erstenmale verwertet er das in den Briefen niedergelegte biographische Material ausgiebigst und mit philologischer Genauigkeit und gelangt hierdurch zu neuen sachlichen Ergebnissen, zu trefflichen Zeugnissen gegen frühere Ansichten. Aber er entwirft zugleich ein Charakterbild, wie es keinem seiner Vorgänger gelungen war, und er dankt dies seiner pragmatischen Methode, bei welcher er die einzelnen Eigenschaften und Fähigkeiten des Geschilderten unter allgemeingültige biographische Gesichtspunkte gruppierend zusammenfaßt. Dies ist — freilich in einer rhetorischen Form — prinzipiell ein ähnlicher Weg, wie ihn Goethe einschlägt, und in der That führte dieser Weg stellenweise auch zu

*) Bei Gurlitt fand sich (a. a. O. S. 23) folgendes Urteil über Heynes Lobschrift: „Seine [Winckelmanns] Fehler berührt er als Freund und Verehrer desselben nur mit leiser Hand, und wendet schonend den Blick von den Merkmalen der Menschlichkeit hinweg, die Winckelmannen so gut, als vielen andern großen Männern, anhingen."

den gleichen Ergebnissen. Hebt doch schon Morgenstern den Freundschaftskultus Winckelmanns als ein Hauptmotiv seines Lebens hervor, betont seinen Schulmeistertrieb und feiert ihn als „antiken" Menschen. Sicherlich ein treffliches Zeugnis für die Art, in der der vielbeschäftigte Dorpater Professor*) Winckelmanns Schriften studierte und sich in sein Wesen vertiefte! —

Seine Rede war 1803 gehalten worden und erschien in unveränderter Form 1805**) — es braucht aber kaum erst betont zu werden, daß Goethe sie wohl nicht kannte, sicherlich nicht benutzte. Abgesehen von den obigen Analogieen bleibt sie für uns nur deshalb interessant, weil sie zeigt, was die vornehmere geistige Welt Deutschlands damals von einer Biographie Winckelmanns erwartete: keine wissenschaftliche Schilderung des Gelehrten, wie sie Heyne angebahnt, sondern vor allem ein Charakterbild des Mannes, wahrheitsgetreu, aus ungetrübten Quellen, aber von einer kongenialen Persönlichkeit entworfen.

Das war die Aufgabe, die Goethe löste.

Wenn irgend einer, so war er dazu berufen. Goethes Verhältnis zu Winckelmann hat in verschiedenen Lebensepochen eigenartig gewechselt. Zuerst, in Leipzig, ward es durch ein äußeres, vorwiegend persönliches Interesse bestimmt. Es war dort die naturgemäße Folge der Beziehungen zu Öser, der nicht müde ward, von den mit Winckelmann gemeinsam verlebten Dresdner Tagen zu erzählen und die damals entstandenen Schriften des Freundes***) zu erörtern. Hatte er doch an den letzteren nicht unwesentlichen Anteil! Begreiflich, daß seine Hörer „es für kein geringes Glück achteten, aus derselben Quelle zu schöpfen, aus der Winckelmann seinen ersten Durst gestillt hatte". Man darf freilich auch nicht vergessen, daß damals das Studium der Winckelmannschen Werke bei jeder ernsthaften Beschäftigung mit Kunst und Altertum als unerläßlich galt†), aber dieses Studium führte unmittelbarer als bei anderen Autoren stets auf die Persönlichkeit des Verfassers zurück, die ein ganz eigenartiger Nimbus umgab, und es war nur ein Abbild der allgemeinen Stimmung, wenigstens der Jüngeren, wenn der Goethische Kreis an Ösers „leidenschaftlicher Verehrung" für Winckelmann andächtig teilnahm. Und dieses

*) Morgenstern war „Russ. Kaiserl. Hofrat, ordentl. Professor der Beredsamkeit und altklassischen Philologie, der Ästhetik und der Geschichte der Litteratur und Kunst an der Universität, Direktor der Universitätsbibliothek und des akademischen Museums".

**) Die Vorrede ist vom 8. Juli 1804 aus Dorpat datiert. In ihr gedenkt Morgenstern der Ankündigung, welche Goethe von seiner Herausgabe der Briefe an Berendis in Nr. 26 des Intelligenzblattes der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung 1804 erlassen hatte, und bedauert, daß es ihm nicht gelungen sei, diese Briefe noch vor dem Abdruck seiner Schrift einzusehen.

***) „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunst". 1755. Ferner: „Sendschreiben über die Gedanken rc." und „Erläuterung der Gedanken rc.", und „Beantwortung des Sendschreibens". 1756.

†) Goethe selbst sagt: „Bei allen Bemühungen ..., welche sich auf Kunst und Altertum bezogen, hatte jeder stets Winckelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt wurde."

ehrfurchtsvolle Interesse an Winckelmanns Persönlichkeit steigerte sich naturgemäß, als sein Besuch in der Heimat gemeldet wurde. Alle Welt sah seiner Rückkehr mit Spannung entgegen, und der Leipziger Freundeskreis verabredete „Ritt und Fahrt nach Dessau", um den gefeierten, aus Ösers Schilderungen schon so wohlbekannten Mann, wenn nicht zu sprechen, so doch wenigstens zu sehen. „Öser war selbst ganz exaltiert, wenn er daran nur dachte." — Da kam die furchtbare Botschaft von der Ermordung des Ersehnten. Dem Ruhmeskranz des Forschers und dem Nimbus der auf selbstgewähltem Pfade in der Ferne erreichten Größe gesellte sie die Märtyrerkrone. Der junge Goethe vernahm die Trauerkunde im Hof der Pleißenburg unterhalb Ösers Studio, und gerade ihn traf sie wie ein „Donnerschlag", als eine gewaltige Mahnung an die Unzulänglichkeit und Vergänglichkeit irdischen Wirkens, an die Notwendigkeit des „Carpe diem!" — Es mußte ihn um so stärker packen, als er kurz darauf durch den Blutsturz selbst dem Tode ins Auge schaute. Von diesen trüben Tagen des Krankenlagers an mochte Goethes liebevolles psychologisches Interesse an Winckelmanns Person datieren, und es blieb fortan, bisweilen vielleicht unbewußt, die Basis aller seiner mit Winckelmanns Namen verbundenen oder zu verbindenden Beschäftigungen. In denselben trat dann unter Einfluß äußerer Verhältnisse das wissenschaftliche Element mehr und mehr in den Vordergrund. Winckelmanns Schriften, vor allem Winckelmanns Kunstgeschichte, wurden Goethes Führer beim Studium der Antike, Goethes psychologisches Interesse an ihrem Verfasser wird ausgelöst durch die Empfindung des selbständigen Schülers, der beim Fachmann Belehrung sucht. Dies Verhältnis bleibt im wesentlichen unverändert von den Tagen, in denen ihm die Mannheimer Antiken Winckelmanns Äußerungen ins Gedächtnis zurückrufen, bis zum Antritt der italienischen Reise, ja bis zu seiner wissenschaftlichen Einbürgerung im antiken Rom. Da aber macht sich bald von neuem das persönliche Interesse geltend und nun weit machtvoller als zuvor. Neben das Studium der archäologischen Schriften tritt die Lektüre von Winckelmanns Briefen. In Leipzig hatte ihn der Freund Ösers, der eigenartige Charakter, der gefeierte Denker, der unglückliche Tote gefesselt — in Rom gesellt sich diesem allgemeinen psychologischen Interesse die individuelle, auf geistiger Wahlverwandtschaft beruhende Neigung. Er vernimmt in den Briefen das Echo seines eigenen Empfindens, sieht ein Abbild seiner eigenen Gestalt; er vernimmt in dem Selbstbekenntnis des Lehrers und geistigen Freundes die nachträgliche Rechtfertigung seines eigenen Weges „den Sachen in Rom nachzugehen". Wir verstehen es, wenn Goethe in Bezug auf Riedesel sagt*): „Sehr gern habe ich mich immer in solchen Wesen bespiegelt, die das besitzen, was mir abgeht", aber wir verstehen es noch besser, wenn Goethe Winckelmanns Briefe „mit Rührung" liest, wenn er von ihm

*) Brief, Girgenti, 26. April 1787. I, S. 349.

schreibt*): „Vor 31 Jahren, in derselben Jahreszeit kam er, ein noch ärmerer Narr als ich, hierher; ihm war es auch so deutsch ernst um das Gründliche und Sichere der Altertümer und der Kunst. Wie brav und gut arbeitete er sich durch! Und was ist mir nun aber auch das Andenken dieses Mannes auf diesem Platze!" — Von nun an war seine Beschäftigung mit Winckelmann durch ein neues zartes Band geweiht, das selbst da durchschimmert, wo er die Unzulänglichkeit der Winckelmannschen Forschung betont, und Winckelmann blieb ein stiller Genosse seines Innenlebens. Als sich Gelegenheit zu einer Lebensskizze Winckelmanns bot, brauchte er nur „ins Enge zu bringen", „was er über ihn in .. vielen Jahren im Geist und Gemüt herumgetragen". Anlaß hierzu fand sich, als sich Goethe durch die ihm von der Herzogin Amalia übergebenen Briefe an Berendis in Stand gesetzt sah, das beste und ihm selbst liebste Material zu einer Winckelmann-Biographie ansehnlich zu vermehren. Da entschloß er sich zu einer „Schilderung des außerordentlichen Mannes", und zwar „auf mannigfaltige Weise", für welche „die werten Freunde Wolf in Halle, Meyer in Weimar, Fernow in Jena ins Interesse gezogen wurden". Zunächst gelangte Winckelmann selbst zum Wort: seine „Briefe an einen Landsmann, Schulfreund und Hausgenossen" eröffnen das Buch. Stimmungsbilder voll dramatischer Lebendigkeit ziehen vorüber; in rückhaltlosen Selbstbekenntnissen an den, mit dem ihn die beständigste Freundschaft verband, tritt er uns klar und unmittelbar vor Augen. Dieser objektivsten Kennzeichnung seiner Persönlichkeit folgte dann die objektive Kennzeichnung des Hintergrundes, von welchem sie sich abhebt: Meyers Kunstgeschichte, und dieser Charakter bleibt auch in der zweiten und dritten der folgenden biographischen „Skizzen" von Meyer und von Wolf gewahrt, welche Winckelmanns „Einfluß, Wirken und Verdienste in der Kunde der Altertümer eigens ausführlich betrachten". Zwischen diese objektive Berichterstattung schiebt sich nun als erste der „Skizzen" Goethes Aufsatz ein: zwischen den Fachleuten ergreift der Psycholog und Menschenkenner, zwischen den kühlen Kritikern der seelisch und geistig Vertraute, der wahlverwandte Denker und Dichter das Wort. Auch er führt es in rein sachlicher Form, gemessen, in klassischer Ruhe, aber bei ihm bleibt eben lediglich die Form objektiv, der Inhalt ist echt subjektiv, greift so tief und erhebt sich so hoch, daß neben ihm alle früheren verwandten Bestrebungen auf dem gleichen Gebiet zu stammelnden Versuchen herabsinken. Das, was dieser biographischen Skizze ihre wahre Größe giebt, beruht auf der Vereinigung aller oben hervorgehobenen Vorbedingungen in Goethes eigener Natur und eigenem Leben mit seiner rein poetischen Kraft, eine Vereinigung, deren Ergebnis die wunderbare Verbindung von Subjektivität und Objektivität in dieser Charakterschilderung ist.

In dem Augenblick, wo Goethe daran geht, seine Gedanken über

*) Brief, Rom, 13. Dezember 1786. I, S. 189.

Winckelmann „ins Enge zu bringen", gewinnt in ihm der Künstler die Oberhand. Der Genosse seines Innenlebens wird zu einem Geschöpf seiner Darstellungskunst, dem er ähnlich gegenübersteht, wie den Helden seiner Dichtung, dem er, wie diesen, nur in unmittelbarem Anschluß an thatsächlich Gegebenes, Geist von seinem Geiste, Seele von seiner Seele einhaucht. — Das biographische Quellenmaterial war längst durchgearbeitet und durchlebt, von allen Seiten strömt nun der Stoff zu, mühelos bieten sich die Belegstellen dar. Dabei eint sich dann zeitlich und räumlich Getrenntes vor dem Dichterblick zu einem organischen Ganzen, über welchem als verbindende Macht ein gemeinsamer und allgemein gültiger Gesichtspunkt auftaucht, und solcher Gesichtspunkte eröffnet sich eine ganze Anzahl, deren Gesamtheit dann das ganze Lebensbild spiegelt.

So ist dieser Aufsatz zu Goethes „bester Charakteristik" geworden. Wieviel dazu Goethes persönliche Erfahrung und sein Verhältnis zu Winckelmann beitrugen, hat schon Wilhelm von Humboldt betont. „Die Betrachtung Winckelmanns nach seinen einzelnen Lebensmomenten" — so schreibt er am 12. April 1806 an Goethe — „ist unvergleichlich. Es sind Stücke darin, die zu dem Größesten gehören, was je ausgesprochen worden ist. Aber es ist wunderbar, daß eher alle Art des Wissens, Metaphysik, selbst, so wenig auch viele Sinn dafür haben, Poesie Eingang findet und gehörig gewürdigt wird, als die Resultate tiefer Lebensansicht. Auf der andern Seite ist es freilich auch wieder natürlich. Zu verstehen, wie sich in wenige Worte Jahre zusammenziehen, muß man Jahre mit eben dem Sinne durchgangen sein."*) —

Die glänzendste Würdigung nach dieser Seite hin erfährt dieser Aufsatz, wenn Herman Grimm**) ihn als das ideale Vorbild für eine Goethebiographie bezeichnet; aber dasselbe wäre nur dann erreichbar, wenn die Verfasser dieses Zukunftswerks zu Goethe eine ähnliche Stellung behaupten könnten, wie dieser zu Winckelmann!

---

*) Wie Goethes Arbeit von weniger hervorragenden Beurteilern aufgenommen wurde, zeigt am besten die Bemerkung Heinrich Fueßlis (Allgemeines Künstlerlexikon, unter „Winckelmann" S. 6105): „Noch weit umfassender ..., als alles Übrige, was in Betreff Winckelmanns seit seinem Tode geschrieben worden, ist die Skizze zu seiner Schilderung in dreyerlei Aufsätzen von Seite der drey bekannten Weimarischen Kunstfreunde. Wahr ist's, dieselben gehen, unter mannigfaltigen (oft seltsamen) Rubriken, gewöhnlich von allgemeinen Betrachtungen aus, zu welchen die Künstler und Dilettanten unter unsern Lesern sich nicht immer zu erheben geneigt seyn dürften, und steigen dann freylich wieder von spekulativen Höhen solcher Art (vor denen bekanntlich Winckelmann selber so schwindlich wurde) mit ungemein fruchtbarer Anwendung wieder auf das Individuum Winckelmann nieder."

**) „Goethe im Dienste unserer Zeit". „Deutsche Rundschau" 1886. XLVII, S. 434—450. Derselbe Gedanke ist übrigens schon in der Kritik des „Winckelmann" in der Halleschen Allg. Litt.-Zeitg. vom 19.—22. August 1806, Sp. 337—363 ausgesprochen: „Goethe schrieb jetzt Winckelmann und sein Jahrhundert, ein kommender Winckelmann schreibt vielleicht dereinst — Goethe und sein Jahrhundert."

II.

Will man die Bedeutung des Leipziger Studienaufenthaltes für Goethes Bildungsgeschichte kurz bezeichnen, so kann man sagen, daß ihm dort die Resultate der letzten Entwicklungsepoche des deutschen Geisteslebens vermittelt wurden.

Da traten ihm als Beherrscher auf dem Gebiete der poetischen und künstlerischen Theorie zwei Männer entgegen: Lessing und Winckelmann. Durch Öser wurde ihm die Kenntnis der Schriften Winckelmanns vermittelt, von der leidenschaftlichen Verehrung des Lehrers wurde auch der Schüler ergriffen und mit Jubel vernahm er, daß der große Altertumsforscher aus Italien zurückkehren und ihm so die Möglichkeit werden sollte, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Durch die Nachricht von Winckelmanns Ermordung am 8. Juni 1768 wurde die freudige Erwartung in allgemeines Trauern verwandelt.

Das Schicksal versagte ihm eine persönliche Begegnung mit Winckelmann; aber die Anschauung vom Wesen der alten Kunst, die dieser begründet hatte, wirkte in Goethe noch die folgenden Jahre, die er wieder im Vaterhaus verbrachte, fort. Die Dankbarkeit für Öser, von der uns seine Frankfurter Briefe Kunde geben, bezeugt, daß die edle Einfalt und stille Größe der Alten, die von Öser und seinem großen Schüler als Grundgesetz aller bildenden Kunst verkündet worden war, bei Goethen damals noch in unbeschränkter Geltung stand.

Mit jener völligen Veränderung in seiner Auffassung des Wesens der Kunst, die in Straßburg eintrat*), verschwand Goethes Gläubigkeit gegenüber der Öser-Winckelmannschen Lehre. Die unbedingte Musterhaftigkeit der Alten galt ihm nicht mehr, an die Stelle der edel-schönen Kunst trat für ihn die charakteristische, der adäquate Ausdruck des inneren Lebens. Selbst als er im Mannheimer Antikensaal zum erstenmale einer größeren Anzahl von antiken Meisterwerken gegenüberstand, war dieses Schauen für die nächste Zeit von geringen Folgen.**) Erst mußte das brausende Gären der Jugend überwunden sein, ehe er wieder zu der Verehrung formenschöner griechischer Klarheit zurückkehren konnte.

Das geschah in Italien. Auf Schritt und Tritt begegnete ihm in Rom das Andenken des Meisters der deutschen Altertumsforschung, hier las er seine Kunstgeschichte voll Bewunderung und Dankbarkeit und versprach, sie nach der Rückkehr den Freunden zu kommentieren. Am 13. Dezember 1786 fielen ihm Winckelmanns Briefe, die er aus Italien geschrieben hatte, in die Hand.

Was er sich wünschte, das „innige Verhältnis zu einem meisterhaft Belehrenden, zu Winckelmann" wurde ihm hier zu teil; der dauerhafte Winckelmannsche Faden leitete ihn durch die verschiedenen Kunstepochen

*) Vergl. die Einleitungen zu den Aufsätzen „Zum Shakespearestag" und „Von deutscher Baukunst" im 26. Bande unserer Ausgabe.

**) Dichtung und Wahrheit, 11. Buch am Ende.

hindurch und zugleich ging ihm das tiefste Verständnis der Persönlichkeit des Mannes auf; immer entschiedener stellte er sich auf den Standpunkt des Urteils über die einzelnen Erscheinungen und der gegenseitigen Abschätzung der verschiedenen Zeitalter, den jener eingenommen hatte. Nach der Rückkehr in die Heimat befestigte er sich noch mehr in den in Italien gewonnenen Überzeugungen.

Aus dem Nachlaß ihres 1782 verstorbenen Schatulliers Berendis hatte die Herzogin Anna Amalia die Briefe erhalten, die von Winckelmann an ihn in den Jahren 1752—67 gerichtet worden waren.

Im Jahre 1799 faßte Goethe den Entschluß, diese Briefe zu veröffentlichen. Er las zu diesem Zweck während des sechswöchentlichen Aufenthalts in seinem Garten die bereits gedruckten Briefe, die ersten Schriften und die Kunstgeschichte des großen Archäologen, sowie Herders Fragmente, ließ die Briefe an Berendis abschreiben und revidierte sie (Tagebuch 23.—25. August, 13. September 1799, an Schiller 21. August 1799).

Indessen vergingen noch fünf Jahre, bis der Vorsatz ausgeführt ward. Am 18. Mai 1802 macht Schiller an Cotta Mitteilung von der Absicht Goethes, eine von Meyer verfaßte Geschichte der Kunst im achtzehnten Jahrhundert, begleitet von eigenen Aufsätzen, herauszugeben. Aus Goethes Brief an Cotta vom 24. Dezember 1802 geht dann hervor, daß zwischen ihnen wegen dieses Werkes Verabredungen getroffen worden sind; Goethe hofft damals die Vollendung noch bis zur nächsten Messe zu ermöglichen. Später ist der Plan umgestaltet worden und Winckelmann in den Mittelpunkt gerückt. In Nr. 26 des Intelligenzblattes der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1804 erschien unter dem Titel „Ungedruckte Winckelmannische Briefe" eine Ankündigung (Bd. 31, S. 87 ff.), in der die Veröffentlichung jener im Besitze Anna Amalias befindlichen Sammlung versprochen wurde. Doch waren schon hier zwei der Briefe nicht erwähnt, die erst im Weimarischen Herder-Album 1845 S. 455—461 abgedruckt wurden.*)

In der Ankündigung ist von den selbständigen Zugaben, welche die Briefe bei der Herausgabe begleiteten, noch nichts gesagt. Man kann daraus schließen, daß der Plan, bei dieser Gelegenheit Winckelmanns Persönlichkeit und Einwirkung in großen Zügen auf dem Hintergrunde seiner Zeit darzustellen, erst später entstanden ist.**) Daß eine solche

*) Ein Grund für die Unterdrückung dieser beiden Briefe (vom 19. Dezember 1754 und 15. Juli 1757) läßt sich aus ihrem Inhalte nicht entnehmen. Vielleicht waren sie damals von der Sammlung getrennt und Goethen nicht zugänglich. Im Goethe-Archiv haben sich Abschriften von ihnen vorgefunden.

**) Wolf wurde während des Beisammenseins in Lauchstädt im August 1804 zur Mitarbeit aufgefordert (Bernays, Goethes Briefe an Fr. Aug. Wolf S. 42; Briefwechsel Schiller-Cotta S. 453, Anm. 4). Am 9. September schrieb Riemer an Frommann: „Mit den Winkelmannianis sieht es windig aus. Wolf hat noch nichts geliefert und G. hat jetzt mit seinem Götz und sonst zu thun." Doch waren damals die Briefe an Berendis bereits gedruckt. Siehe Riemer an Frommann 12. September 1804. Am 23. fragt Riemer nach der Revision der Kunstgeschichte.

Darstellung gerade in jenem Zeitpunkt unternommen wurde, erklären die damaligen Zustände der deutschen Kunstwelt.*)

Jene Grundanschauung von dem Wesen des griechisch-römischen Altertums und unserm Verhältnis zu ihm, die Winckelmann begründet hatte, war bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die herrschende geblieben. Lessing, Schiller, Goethe, Wilhelm von Humboldt und die ihnen Nahestehenden hatten sie vertieft und weiter ausgebaut; auch die Brüder Schlegel und ihr Anhang waren noch nirgends wesentlich von ihr abgewichen.**) Sittliche Freiheit und schöne Form waren der Kunst wiedergewonnen, als Bürger einer höheren Welt wandelten unsere Großen in der reinen Luft des Altertums, kaum hinabschauend in die Enge und den Nebel des deutschen Bürgertums, das in den Niederungen zu ihren Füßen ein enges Dasein in traurigen politischen Verhältnissen ohne höhere Ansprüche dahinlebte. In Goethes „römischen Elegien", in Friedrich Schlegels Aufsatz „über die Diotima" zeigt sich, wie weit die Verehrer des Griechentums sich von der Denk- und Fühlart der Menge entfernt hatten, man erkennt zugleich die Gefahr, die in der einseitigen Verehrung antiker Formenschönheit für die deutsche Eigenart lag. Die ganze Bewegung schien vielen auf eine Verleugnung der nationalen Vergangenheit und Gegenwart hinzuzielen, die, wenn sie das Volk in seinen breiten Schichten durchdrang, zum Verlust aller festen Grundlagen in Sitte, Religion und Staatsleben führen konnte. Denn nur zu leicht mochte jener edle künstlerische Egoismus, der für sich völlige Freiheit von allen hemmenden Banden verlangte, bei niedrigeren Naturen in gemeinen menschlichen Egoismus umschlagen, der auf Kosten aller andern schrankenlose Befriedigung der eignen Begierden fordert.

Um die Wende des 19. Jahrhunderts erfolgte ein Rückschlag gegen die herrschende Kunstanschauung. Nicht nur in Deutschland, fast gleichzeitig auch in England (lake-school) und Frankreich (Chateaubriand, Mad. de Staël) suchte man dem sinnlich-antiken Schönheitskultus eine auf christlicher Grundlage beruhende Kunst entgegenzustellen, die in Form und Gehalt an das lange verachtete Mittelalter anknüpfte.

Goethe und seine Freunde konnten diesen neuen Bestrebungen nicht gleichgültig gegenüberstehen. Sie fürchteten, daß unsere Dichtung von der endlich erreichten Höhe klassischer Vollendung hinuntergezogen, daß ihr die kaum errungene Freiheit geraubt werden könnte, indem sie in den Dienst anderer Interessen gezwungen würde. Trotzdem kam es zu keinem

*) Michael Bernays hat in seiner Einleitung zu Goethes Briefen an Friedrich August Wolf (Berlin 1868, S. 41 ff.) die innere Entstehungsgeschichte von Goethes „Winckelmann" meisterhaft dargestellt. Vergl. auch Danzel, Gesammelte Aufsätze, herausg. von Otto Jahn, Leipzig 1855, S. 118—145: Goethe und die Weimarischen Kunstfreunde in ihrem Verhältnis zu Winckelmann.

**) Es sei zur näheren Begründung verwiesen auf Hettner, Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Schiller und Goethe. Braunschweig 1850; Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870; Minor, Klassiker und Romantiker. Goethe-Jahrbuch 1889, S. 212 ff.

öffentlichen Zusammenstoß mit der Gegenpartei, bei dem der uralte Gegensatz zwischen Griechen und Nazarenern von neuem betont worden wäre. Erst im Jahre 1817 erfolgte in der Reise am Rhein, Main und Neckar (Kunst und Altertum I, 1) und in dem Aufsatze „Neu-deutsche religios-patriotische Kunst“ (ebenda I, 2) von seiten der Weimarischen Kunstfreunde eine Erklärung gegen die inzwischen mächtig herangewachsene christlich-mittelalterliche Kunst.

Vorläufig begnügte sich Goethe, in seiner Dichtung nur um so entschiedener den alten Standpunkt zu wahren (die natürliche Tochter, Pandora, die Helena stammen aus diesen Jahren), und bei der Herausgabe der an Berendis gerichteten Briefe Winckelmanns die in diesem verkörperte Weltanschauung auch für die seinige zu erklären. Kein Wort der Abwehr oder des Tadels gegen die neuen Tendenzen der Zeit fiel; das strahlende Bild, das er seinem Helden errichtete, sollte allein allen, die sehen konnten, verkünden: Wollt ihr wie dieser im reinen Lichte echter Kunst und Menschheit wandeln, so flüchtet zu uns herauf in das Reich der Freiheit und Schönheit, das er uns eröffnet hat!

Winckelmann ist in Goethes Schilderung über menschliches Maß hinausgewachsen. Alles Kleine, Zufällige in seinem Lebensgang und Charakter ist ausgelöscht; nur die großen Linien haben das Bild geformt: er erscheint als eine jener erhabenen Gestalten, die in ewiger Jugend unter den Nachkommen leben, weil alles Vergängliche von ihnen abgestreift ist.

„Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns“ sind die drei Arbeiten gemeinsam betitelt, die Winckelmann als Menschen, als Lehrer seiner Zeitgenossen und als Gelehrten darstellen. Von anderer Seite ist betont worden, daß hier eine ganz neue Form der Biographie gefunden sei.

Während sonst die Aufgabe des Biographen vornehmlich darin bestand, Leben und Wirken seines Helden nach dem äußeren Verlauf, seine Persönlichkeit in ihrer Entwicklung pragmatisch darzustellen, ist hier der Versuch gemacht, das Bild eines großen Mannes so, wie es sich auf dem Gipfel seiner Laufbahn darbot, zu zeichnen, seinen Charakter als ein Fertiges, Ganzes, seine Bedeutung für Mit- und Nachwelt von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu schildern.

Der Mangel äußerer biographischer Daten, der das Verständnis des Lesers erschweren könnte, wird dabei auf eine wahrhaft geniale Weise ersetzt. Die Briefe an den Freund, dem Winckelmann mehr als allen andern vertraute, sind an den Eingang gestellt, nachdem Goethe in kurzen Worten auf ihre Bedeutung und die Absicht der verbündeten Kunstfreunde bei Herausgabe des Werkes hingewiesen hat (S. IX—XVI). In diesen Briefen (S. 1—160) erzählt Winckelmann selbst alle wichtigen Thatsachen aus der eigentlich bedeutenden Epoche seines Daseins, zugleich tritt der Leser ihm so nahe wie möglich, indem er gleichsam aus des Helden eigenem Munde den unverfälschten Ausdruck seines eignen Wesens, die Schilderung seines Ringens und Leidens erhält. Das Wort

Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein

bewährt sich auch an diesem Günstling des Glücks, und gewinnt ihm die wärmste menschliche Teilnahme. Zugleich werden auch die Kreise, in denen er sich in Dresden und Rom bewegt, uns durch die eigne Schilderung des Helden vertraut; indessen erfahren wir nichts über die allgemeinen Verhältnisse, die Zustände und Bestrebungen auf dem Gebiete der bildenden Künste in seiner Zeit.

Diesem Mangel soll der „Entwurf einer Kunstgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts", verfaßt von Heinrich Meyer, abhelfen, der zweite und bei weitem umfangreichste Teil des ganzen Werkes (S. 161—386). Die Arbeit war schon früher, ohne Rücksicht auf den unmittelbaren Zweck der Verherrlichung Winckelmanns, geschrieben, ein Überbleibsel jenes älteren Planes von 1802, dem sie ihre Entstehung verdankte. Bereits am 4. Februar 1802 finden wir die Notiz in Goethes Tagebuch: „Vorlesung der Meyerschen Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts." So erklärt es sich, daß Winckelmanns in dieser Skizze kaum gedacht ist, trotzdem Meyer sie, wie aus Riemers Briefen an Frommann vom 1., 3., 7., 14. und 25. November 1804 hervorgeht, damals neu bearbeitete und auch Goethe Änderungen in ihr vornahm (siehe auch das Tagebuch vom 26. September, 23. und 24. Dezember 1804).

Diese recht trockene und äußerliche Darstellung der Kunst des 18. Jahrhunderts ist, wie schon Urlichs*) hervorgehoben hat, neben der Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen Meyers bedeutendstes Werk. Ein Abschnitt darin (S. 206—213 „Bemerkung eines Freundes") und eine Notiz auf S. 248 („Und auch — nachzuahmen") ist von Fernow verfaßt.

Auf dem Unterbau der eignen Briefe und der historischen Gesamtdarstellung des Kunstzeitalters wird nun an dritter Stelle in den „Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns" das überlebensgroße Bild des Helden aufgerichtet. Noch gewaltiger als wir es jetzt erblicken, war es ursprünglich geplant, nur die Hälfte des entworfenen Ganzen umfaßt das Vorhandene nach der Angabe Goethes im Vorwort. Unter die Hindernisse, die der vollständigen Ausführung des Unternehmens im Wege standen, ist vor allem der leidende Gesundheitszustand Goethes in der Zeit der Abfassung zu rechnen. Er hatte sich verpflichtet, noch vor Ostern 1805 die Skizzen zu liefern (an Schiller 21. Dezember 1804); aber als er zu Anfang des Jahres daran gehen wollte, nachdem die Briefe und Meyers Kunstgeschichte bereits abgedruckt waren (an Wolf 24. Januar), da wurde er im Januar und Februar wiederholt von ernster Krankheit befallen, und am 20. Februar klagte er gegen Schiller, daß er noch immer nichts hervorbringen könne, trotzdem Riemer an diesem Tage Frommann berichten konnte, daß es mit Goethe sehr gut stehe, und er jetzt die übrigen Briefe

*) Goethe und die Antike (Goethe-Jahrbuch III, 16).

von Winckelmann lese und studiere, um sich dessen Charakter noch mehr zu vergegenwärtigen und zusammenzufassen. Im März war wieder durch erneute Anfälle der Nierenkolik die Arbeit mehrfach unterbrochen, bis endlich im April die Genesung eintrat. Die genaueren Daten über diese Krankheit sind in der Einleitung zu „Rameaus Neffe" (Bd. 29, S. 6 ff.) zu finden. Diese Übersetzung war Ende Dezember begonnen und ging neben der Schilderung Winckelmanns her. Sie diente in Bewährung des Grundsatzes: „Kein Stündlein schleiche dir vergebens", die Tage des Leidens, so weit als möglich, zu nutzen.

Am 25. Februar bereitete sich Goethe noch zu der Schilderung Winckelmanns als Menschen vor und erst am 19. April konnte er die oftmals unterbrochene Arbeit zum Druck absenden. Am folgenden Tage teilte er dies Schiller mit und schrieb: „Ich weiß nicht, welcher Maler oder Dilettant unter ein Gemälde schrieb: in doloribus pinxit [Friedrich Wilhelm I. von Preußen]. Diese Unterschrift möchte zu meiner gegenwärtigen Arbeit wohl passen. Ich wünsche nur, daß der Leser nichts davon empfinden möge, wie man an den Späßen des Scarron die Gichtschmerzen nicht spürte." Den 2. Mai berichtete er in ähnlichem Sinne an Wolf: „Winckelmann mit allem Zubehör und auch Ihre gütigen Beiträge sind in Setzershänden, unde nulla redemtio. Es geht mir dabei wie Ihnen, ich weiß kaum selbst recht mehr, was ich geschrieben habe*); und doch mußte ich bei so oftmaliger Unterbrechung die Sache so oft von vorne wieder aufnehmen, daß ich zuletzt fast gar nichts mehr davon gewahr werden konnte." — „Ich habe es in mehr als einem Sinne erkämpfen müssen," betont Goethe später noch einmal (an Eichstädt 20. Juni 1805).

Goethes Wunsch, daß der Leser von der Entstehungsart der Arbeit nichts empfinden möge, hat sich in vollem Maße erfüllt. Der „Winckelmann" zählt zu den meisterhaftesten Charakteristiken, die wir in unserem ganzen Schrifttum besitzen, es ist über ihn eine heitere Ruhe und Klarheit ausgegossen, die nichts von den Leiden des Dichters bei der Abfassung spüren läßt. Wärme und Vornehmheit zeichnen die Darstellung aus; ohne die Grenzen des ruhigen Vortrags zu überschreiten, ist sie doch überall vom lebendigsten persönlichen Anteil durchweht und spricht als vollendetes Kunstwerk ebenso zum Herzen, wie sie den Verstand befriedigt. Die schwierige Aufgabe, nicht das äußere Handeln, sondern das innerste Wesen eines Menschen anschaulich zu zeichnen, ist hier wahrhaft glänzend gelöst. Das war nur möglich auf Grund vieljähriger inniger Versenkung in das Leben und die Werke des Helden, verbunden mit der schöpferischen Kraft des Dichters, welche die einzelnen, aus der Erfahrung und durch das Studium gewonnenen Züge schöpferisch zum Gesamtbilde der Persönlichkeit vereinigte und ergänzte und in der äußeren Bethätigung die Triebfedern des Charakters entdeckte.

*) Laut den Annalen 1805 hatte Wolf selbst seinen Beitrag für unvollkommen erklärt.

Man kann die Größe der Goethischen Skizze, die mit dem „Vorwort" S. 389—490 füllt, am leichtesten erfassen, wenn man sie mit den darauf-folgenden Abhandlungen Meyers und Friedrich August Wolfs vergleicht. Auch sie sind aus der tiefsten Verehrung des einzigen Mannes geboren; aber dem wackern Meyer, der „seinen Einfluß, sein Wirken und seine Verdienste in der Kunde der Altertümer betrachten will", gelingt es in seiner trocknen Art nicht, von dem begeisterten und begeisternden Eingreifen Winckelmanns in das geistige Leben seiner Zeit einen Begriff zu geben; was er auf S. 441—452 bietet, bleibt toter Stoff, Aufzählung äußerer Thatsachen in engem Rahmen.

Auch der Beitrag des großen Philologen Wolf (S. 453—470) wird seiner Aufgabe, Winckelmann als Gelehrten zu schildern, nicht in vollem Maße gerecht. Goethe hatte in seinem Briefe vom 25. Februar 1805 die Grundzüge für Wolfs Beitrag angegeben: „Der Zustand der Philologie im allgemeinen in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als der Bildungszeit Winckelmanns. Etwas über den Zustand der Schulen und Akademieen in jener Zeit, um auszumitteln, was denn wohl Winckelmann bei seinen sehr zerstückten und zerstreuten akademischen Studien allenfalls für Sprach- und Altertumskenntnisse erwerben konnte. Betrachtungen über den Gebrauch, den man von philologischen Kenntnissen zu jener Zeit machte, welchen Zwecken, biblischen ꝛc. man sie hauptsächlich widmete. Wie es mit den äußeren Hülfsmitteln aussah, deren Kenntnis und Handhabung sich Winckelmann während seiner Bibliothekariatszeit in Nöthenitz erwerben konnte, als Ausgaben, Kommentarien u. s. w. Und welche Zeugnisse seiner Ausbreitung, besonders über griechische Litteratur, seine Werke geben. Wie ihm die Auslegung und Verbesserung einzelner Stellen geglückt und ob ihm das litterarische Altertum noch einiges schuldig sei, da ihm das plastische so viel schuldig geworden."

Wolf versucht, auf Grund dieser Andeutungen und des spärlichen ihm vorliegenden Materials eine Bildungsgeschichte des großen Mannes zu geben, hebt den Mangel strenger philologischer Kritik in seinen Werken hervor, seine Verachtung der deutschen Schriftgelehrten und begründet sie durch die Zustände der Altertumswissenschaft in seiner Zeit, und durch das höhere Ziel, das sich Winckelmann gesteckt hatte, nämlich „sich zu dem zu erheben, was die Blume aller geschichtlichen Forschung ist, zu den großen und allgemeinen Ansichten des Ganzen und zu der tiefsinnig aufgefaßten Unterscheidung der Fortgänge in der Kunst und der verschiedenen Stile, worüber ihm nur dürftige Wahrnehmungen anderer Beobachter vorgegangen waren". Aber gerade über diesen Hauptpunkt wagt er nichts zu sagen; er kommt wieder auf die philologische Thätigkeit des Meisters zurück, erkennt dessen Sprach- und Sachkenntnis an; meint jedoch, daß die von ihm geplante Platonausgabe schwerlich beider Namen würdig hätte ausfallen können. Am Schluß macht er den Vorschlag einer kritischen Herausgabe von Winckelmanns Werken, zu der sich Sprachgelehrte und Geschichts-

forscher vereinigen sollten, um jede Abweichung von der strengsten Wahrheit ohne Leidenschaft anzuzeigen und die darin enthaltenen Resultate durch die antiquarische Forschung zu ergänzen oder zu bestätigen. Dadurch würde deutlich werden, wie sich das durch ihn Gewonnene gegen das, was etwa abzuziehen oder umzuprägen wäre, verhielte.

Auf die drei Skizzen folgt noch ein sehr verdienstliches Verzeichnis sämtlicher Winckelmannischen Briefe in chronologischer Ordnung (S. 471—485) und ein Namenverzeichnis (S. 486—496), das Riemer verfaßt hat (an Frommann 3. April 1805).

Alle diese verschiedenartigen Beiträge wurden zusammengefaßt unter dem Gesamttitel des Werkes, der auf der folgenden Seite wiedergegeben ist.

Gewidmet war es mit einer Zuschrift Goethes (S. III—VIII) der Herzogin Anna Amalia, der er es mit folgendem Distichon überreichte:

Freundlich empfange das Wort laut ausgesprochner Verehrung,
Das die Parze mir fast schnitt von den Lippen hinweg.

Goethe hatte ein Recht, sich auf dem Titelblatt allein zu nennen; denn wie der Gedanke des Unternehmens von ihm ausgegangen war, so war er auch an den Beiträgen der Freunde anregend und fördernd beteiligt, und die Vorrede betonte genügend den Anteil der andern, zu denen auch Wilhelm von Humboldt zu rechnen ist, da Goethe in den Abschnitt „Rom" einen Brief von ihm fast wörtlich aufgenommen hat.

Als das Buch nun hervortrat, wurde es trotz der ausdrücklichen Hervorhebung der gemeinsamen Arbeit allgemein als Goethes Eigentum angesehen, Lob und Angriffe richteten sich ausschließlich an ihn.

Man empfand die Beziehung zu den Zeitverhältnissen nicht nur in dem biographischen Teile, sondern schon in der Veröffentlichung der Briefe. So schrieb Knebel den 18. Juni 1805 an Goethe: „Übrigens haben die Briefe noch den Vorteil, in einem Zeitpunkte zu erscheinen, wo sie gleichsam hervorgerufen scheinen; nämlich die Albernheit des Katholizismus eben nicht durch Winckelmanns Überzeugung zu beschönen." Und auf der andern Seite empfand man das ebenso deutlich, wie A. W. Schlegels Brief an Fernow vom 13. März 1806 zeigt, in dem es heißt: „. . . Nur vor einer Sünde hütet er [Goethe] sich nicht, nämlich der Sünde wider den heiligen Geist. Sein Winckelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen, die also das Publikum doch auf alle Weise hinunterwürgen soll."

Das „Manifest des Klassizismus", wie Freiherr Goeler von Ravensburg (Goethe-Jahrbuch VII, 317) den „Winckelmann" genannt hat, erschien als eine Kriegserklärung gegen die neuen Dunkelmänner. Jetzt begann die Gegnerschaft der Naturphilosophen und Romantiker gegen Goethe, von jetzt an galt er als der alte Heide, der zum Christentum gleichgültig, wo nicht feindlich stand.*)

*) Julian Schmidt, Goethes Stellung zum Christentum. Goethe-Jahrbuch II, 49 ff.

Winkelmann

und

sein Jahrhundert.

In Briefen und Aufsätzen

herausgegeben

von Goethe.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1805.

Freilich wagte der Feind damals noch nicht den von Goethe hingeworfnen Fehdehandschuh aufzunehmen und öffentlich den Kampf zu beginnen. Erst 1812 sagte sich A W. Schlegel in den Heidelberger Jahrbüchern offen von der Richtung Winckelmanns und der Weimarer Kunstfreunde los,*) bis dahin suchte er und seine Gesinnungsgenossen nur gelegentlich den mächtigen Gegner zu schädigen, die Verehrung für ihn zu vernichten und das Fundament der künstlerischen Überzeugungen, die er begründet hatte, zu untergraben.

In den Besprechungen des „Winckelmann“ nach seinem ersten Erscheinen wagt das Mißwollen noch nicht frei hervorzutreten. Aber gerade in der wärmsten von allen, die, von Karl Ludwig Fernow verfaßt, in der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung vom 30. und 31. Mai erschien, ist ein Widerhall davon zu spüren. Nachdem betont worden ist, daß Winckelmanns Andenken nicht leicht würdiger und schöner hätte gefeiert werden können, als es hier geschehen sei, sucht Fernow den Geist, der in den Arbeiten der Weimarer Kunstfreunde waltet, zu kennzeichnen. Er habe sich vornehmlich offenbart „durch seinen höheren, völlig freien Standpunkt; durch allgemeine, aber an den Werken der Kunst entwickelte und durch Erfahrung bewährte Grundsätze, durch eine völlig parteilose Würdigung dessen, was Vorfahren und Zeitgenossen geleistet haben. . . . Hat bei solchen Gesinnungen, die in ihren Schriften klar vor Augen liegen, ihr Wirken dennoch Undank und Widerstand erfahren, so ist dies wohl das Schicksal alles Guten, das bei der Verderbtheit Eingang sucht.“

Nur mit wenigen kühlen Worten gedachte Kotzebue in seinem „Freimütigen“ (27. Juni 1805) der Arbeit: „dieses Werk ist eine sehr wichtige Gabe seines Fleißes, durch die er sich und sein Publikum für die seltener gewordenen Besuche seiner Muse zu trösten sucht.“

Streng, aber unparteiisch ist die bereits angeführte, sehr gründliche Kritik der Hallischen Litteraturzeitung, trotzdem diese Goethen aus äußeren Ursachen (siehe Bd. 31, Einleitung S. III f.) nicht gewogen sein konnte. Goethes Buch ist hier mit der oben erwähnten Rede Morgensterns zusammen besprochen. Morgenstern stelle Winckelmann als Redner und Psycholog, Goethe mehr als Dichter dar. Überall erkenne man des Zeichners feste Meisterhand, freue sich der so wahr aufgefaßten Idee des Ganzen und der so wohlthuenden Manier der Darstellung. Ausführlich wird der Inhalt angegeben, Einzelheiten, wie die Citate aus Vellejus Paterculus und Quintilian werden ergänzt und eingehendes Studium wird sichtbar. Der Kritiker tadelt mit vollem Rechte die Darstellung Meyers, in der, statt daß Winckelmann den Mittelpunkt bilde, nur der Charakter der Künstler, nicht einmal der künstlerische Charakter der Zeit, geschildert werde. Wäre der Verfasser tiefer in den Geist Winckelmanns und des Jahrhunderts eingedrungen, dann würde noch deutlicher in die

*) Siehe Minor in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1887, S. 600 ff.

Augen springen, wie notwendig es sei, daß unser Jahrhundert mehr und mehr auf Winckelmann zurückkomme, in seinem Geiste fort und immer fort wirke, statt daß man jetzt noch nicht einmal begreife, wie er in unsere Bildung eingegriffen, und in Wirkungen, die weiter als auf die Studierstube sich erstrecken, noch immer unter uns lebe. Das Buch zeige nicht, was Winckelmann geleistet habe; es könne deshalb nur als eine allen Dank verdienende Vorarbeit für einen künftigen Biographen angesehen werden. „Rein indes geht der Wunsch aus unserer Seele hervor, daß auch das, was die Verfasser jetzt uns gaben, in dem großen Umkreis des Lebens und der Bildung zeitig mitwirke; denn sie wollen wahrhaft das Gute. Wann aber war es nötiger, daß dieses lebhaft erregt werde, als eben jetzt?"

Frei von allem kleinlichen Aburteilen, voll dankbarer Anerkennung des dargebotenen Großen sind die Äußerungen Zelters vom 2. Juli 1805, der mit dem ihm eignen, fast kindlichen Enthusiasmus wie alle Gaben Goethes auch diese aufnahm, und die um vieles schwerer wiegenden Worte Wilhelm von Humboldts (an Goethe 12. April 1806), in denen das, was den dauernden hohen Wert von Goethes „Winckelmann" ausmacht, aufs treffendste ausgesprochen*) und die bleibende Bedeutung von „Winckelmann" und „Rameaus Neffe" in die Worte gefaßt ist: „Beide Bücher stellen sich sehr glücklich in den Anfang des neuen Jahrhunderts. Sie sind ein Rückblick auf das vergangene und ein Vermächtnis für das folgende."

Die Textgeschichte des „Winckelmann" stellt sich in Kürze folgendermaßen dar. Der Originaldruck (1), dessen Titel und Inhalt bereits angegeben ist, wurde 1821 im 22. Bande der Ausgabe von Goethes Werken, die in Wien und Stuttgart 1816—22 herauskam, von neuem abgedruckt (2); nur sind hier die Briefe an Berendis hinter die „Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns" gestellt und mannigfache Versehen haben sich eingeschlichen.

Auf 2 beruht dann der „Winckelmann", wie er in der Ausgabe letzter Hand in 16° (3) und in 8° (4) im 37. Bande 1830, vereinigt mit dem „Hackert", erschien. Die Abweichungen von 1, die sämtlich dem Setzer und Korrektor zur Last fallen, sind hier beibehalten, und nur weniges ist geändert. Aufgenommen ist nur das Goethen Zugehörige und die beiden Skizzen Meyers und Wolfs. In der Quartausgabe von 1837 ist statt „unsrer Briefsammlung" (S. 36, Z. 28) gesetzt „seiner Briefe an Berendis" und der Abschnitt „Schilderung Winckelmanns" aus der Vorrede wegen der inhaltlichen Übereinstimmung mit der „Einleitung" (S. 40) fortgelassen. In der vierzigbändigen Ausgabe von 1840 ist dasselbe Verfahren beobachtet, nur steht der Abschnitt „Einleitung" vor „Winckelmanns Briefe" (so statt „Winckelmanns Briefe an Berendis")**). Dieser Bestand

*) Siehe oben S. 15.

**) Dieses Sachverhältnis hat schon Düntzer im Archiv für Litteraturgeschichte 12, 547 f. auseinandergesetzt. Er giebt dort irrtümlich an, daß Meyers und Wolfs Skizzen in der Ausg. l. H. fehlen.

blieb in den folgenden Drucken bis zur Hempelschen Ausgabe erhalten, deren 28. Teil den „Winckelmann" in Strehlkes Bearbeitung, auf Goethes Anteil beschränkt und im Wortlaut mannigfach berichtigt, brachte.

Die Weimarer Ausgabe hat wieder alles in der Ausgabe letzter Hand Enthaltene aufgenommen. Sie konnte für die Widmung und das Vorwort zum ganzen Buche die Handschriften verwenden, die sich mit fünf Blättern, Vorarbeiten enthaltend, und Kopieen der beiden nicht abgedruckten Briefe an Berendis im Goethe-Archiv vorfanden.

Wir hatten uns, wie die beiden früheren Herausgeber, darauf zu beschränken, den Text überall da, wo nicht absichtliche spätere Änderungen Goethes vorlagen, auf die in 1 vorliegende Gestalt zurückzuführen. Die Gründe dafür gehen aus dem Gesagten hervor.

Wie Strehlke haben auch wir Meyers und Wolfs Skizzen unterdrückt: auf eine Stelle in Goethes Werken haben sie um so weniger Anspruch, als sie durchaus keine notwendigen Ergänzungen zu Goethes Schilderung bilden.

Dr. Alfred Gotthold Meyer. Dr. Georg Witkowski.

Winckelmann.

Winckelmann und sein Jahrhundert.

Ihro der Herzogin **Anna Amalia** von Sachsen-Weimar und Eisenach Hochfürstlichen Durchlaucht.

Durchlauchtigste Fürstin,

Gnädigste Frau,

Jenes mannigfaltige Gute, das Kunst und Wissenschaft Ew. Durchlaucht verdanken, wird gegenwärtig durch die gnädigste Erlaubnis vermehrt, nachstehende Winckelmannische Briefe dem Druck übergeben zu dürfen. Sie sind an einen Mann gerichtet, der das Glück hatte, sich unter Höchstihro Diener zu rechnen und bald nach jener Zeit Ew. Durchlaucht näher zu leben, als Winckelmann sich in der ängstlichen Verlegenheit befunden hatte, deren unmittelbare dringende Schilderung man hier nicht ohne Teilnahme lesen kann.

Wären diese Blätter in jenen Tagen Ew. Durchlaucht vor die Augen gekommen, so hätte gewiß das hohe wohlthätige Gemüt einem solchen Jammer gleich ein Ende gemacht, hätte das Schicksal eines vortrefflichen Mannes anders eingeleitet und für die ganze Folge glücklicher gelenkt.

Doch wer sollte wohl des Möglichen gedenken, wenn des Geschehenen so viel Erfreuliches vor uns liegt?

Ew. Durchlaucht haben seit jener Zeit so viel Nützliches und Angenehmes gepflanzt und gehegt, indes unser fördernder und mitteilender Fürst Schöpfungen auf Schöpfungen häuft und begünstigt.

8. nachstehende ... Briefe. Siehe die Einleitung und Bd. 31, 87. — 9. an einen Mann. Hieronymus Dietrich Berendis. Siehe unten S. 37, Z. 16ff. — 12f. als Winckelmann ... befunden hatte. Wegen des Religionswechsels, den man zur Bedingung seiner Förderung durch den sächsischen Hof machte.

Ohne Ruhmredigkeit darf man des in einem beschränkten Kreise nach innen und außen gewirkten Guten gedenken, wovon das Augenfällige schon die Bewunderung des Beobachters erregen muß, die immer höher steigen würde, wenn sich ein Unterrichteter das Werden und Wachsen darzustellen bemühte.

Nicht auf Besitz, sondern auf Wirkung war es angesehen, und um so mehr verdient die höhere Kultur dieses Landes einen Annalisten, je mehr sich gar manches früher lebendig und thätig zeigte, wovon die sichtbaren Spuren schon verloschen sind.

Mögen Ew. Durchlaucht im Bewußtsein anfänglicher Stiftung und fortgesetzter Mitwirkung zu jenem eigenen Familienglück, einem hohen und gesunden Alter, gelangen und noch spät einer glänzenden Epoche genießen, die sich jetzt für unsern Kreis eröffnet, in welcher alles vorhandene Gute noch immer gemehrt, in sich verknüpft, befestigt, gesteigert und der Nachwelt überliefert werden soll.

Da ich mir denn zugleich schmeicheln darf, jener unschätzbaren Gnade, wodurch Höchstdieselben mein Leben zu schmücken geruhten, mich auch fernerhin zu erfreuen, und mich mit verehrender Anhänglichkeit unterzeichne

Ew. Durchlaucht

unterthänigster

J. W. v. Goethe.

Vorrede.

Die in Weimar verbündeten und mehrere Jahre zusammen lebenden Kunstfreunde dürfen ihres Verhältnisses zu dem größeren Publikum wohl erwähnen, indem sie, worauf doch zuletzt alles ankommt, sich immer in gleichem Sinn und nach gleichen wohlerprobten Grundsätzen geäußert. Nicht daß sie, auf gewisse Vorstellungsarten beschränkt, hartnäckig einerlei Standpunkt behauptet hätten, gestehen sie vielmehr gern, durch mannigfaltige Mitteilung gelernt zu haben, wie sie denn auch gegenwärtig mit Vergnügen gewahr werden, daß ihre Bildung sich an die in Deutschland immer allgemeiner werdende höhere Bildung mehr und mehr anschließt.

Sie erinnern mit einem heitern Bewußtsein an die Propyläen, an die nunmehr schon sechs Ausstellungen kommentierenden Programme, an manche Äußerungen in der Jenaischen Litteratur-Zeitung, an die Bearbeitung der Cellinischen Lebensbeschreibung.

Wenn diese Schriften nicht zusammengedruckt und gebunden sind, wenn sie nicht Teile eines einzigen Werkes ausmachen, so sind sie doch aus eben demselben Geiste hervorgegangen. Sie haben auf das Ganze gewirkt, wie uns zwar langsam, aber doch erfreulich genug, nach und nach bekannt geworden, so daß wir eines mannigfaltig erfahrenen Undanks, eines lauten und schweigenden Gegenwirkens wohl kaum gedenken sollten.

13 f. Propyläen, eine den bildenden Künsten gewidmete, von Goethe herausgegebene Zeitschrift. Sie erschien in Tübingen 1798—1800 in drei Bänden. — 14 f. die nunmehr ... Programme. Die von Goethe und H. Meyer verfaßten Berichte. Siehe darüber die Einleitung zum 30. Band. — 15 f. Äußerungen ... Litteratur-Zeitung. Die von Goethe 1803 begründete Jenaische Litteratur-Zeitung brachte eine größere Anzahl auf bildende Kunst bezügliche Recensionen und Mitteilungen unter der Chiffre W. K. F. (Weimarische Kunstfreunde). Hier mag auch ihre Vorgängerin, die ebenfalls in Jena erschienene Allgemeine Litteratur-Zeitung mit gemeint sein. — 16. Bearbeitung ... Lebensbeschreibung. Erschienen zuerst in Schillers „Horen" 1796/97, dann in Tübingen 1803. Bd. 28 unserer Ausgabe. — 22 f. eines mannigfaltig ... Gegenwirkens. Wohl mit Bezug auf die geringe Teilnahme an den „Propyläen" und die vielfachen Angriffe, die Goethe und seine Weimarer Freunde gerade in den letztvergangenen Jahren von Kotzebue und dessen Gesinnungsgenossen erfahren hatten. — 22. erfahrenen, 1—3 erfahrnen.

Unmittelbar schließt sich vorliegendes Werk an die übrigen Arbeiten an, und wir erwähnen von seinem Inhalt hier nur das Notwendigste.

Entwurf einer Geschichte der Kunst des achtzehnten Jahrhunderts.

Für den Künstler wie für den Menschen ist eine geschichtliche Ansicht verwandter Zustände zu schnellerer Bildung höchst vorteilhaft. Jeder einzelne Mensch, besonders der tüchtige, kommt sich früher viel zu bedeutend vor, und so nimmt er auch im Vertrauen auf selbständige Kraft viel zu geschwind für diese oder jene Maxime Partei, handelt und arbeitet auf dem eingeschlagenen Wege mit Lebhaftigkeit vor sich hin, und wenn er zuletzt seine Einseitigkeit, seinen Irrtum einsehen lernt, so wechselt er ebenso heftig, ergreift eine andre vielleicht ebenso fehlerhafte Richtung und hält sich an einen ebenso mangelhaften Grundsatz. Nur erst spät wird er seine Geschichte gewahr und lernt einsehen, wie viel weiter ihn eine stätige Bildung nach einem geprüften Leitfaden hätte führen können.

Wenn der Kenner seine Einsicht bloß der Geschichte verdankt, wenn sie den Körper zu den Ideen hergiebt, aus welchen die Kunst entspringt, so ist auch die Geschichte der Kunst für den jungen Künstler von der größten Bedeutung, nur müßte er nicht in ihr etwa nur trübe, leidenschaftlich zu erjagende Vorbilder, sondern sich selbst auf seinem Standpunkt, in seiner Beschränkung gleichnisweise gewahr werden. Aber leider ist selbst das kaum Vergangene für den Menschen selten belehrend, ohne daß man ihn deshalb anklagen kann. Denn indem wir die Irrtümer unserer Vorfahren einsehen lernen, so hat die Zeit schon wieder neue Irrtümer erzeugt, die uns unbemerkt umstricken, und wovon die Darstellung dem künftigen Geschichtschreiber, ebenfalls ohne Vorteil für seine Generation, überlassen bleibt.

Doch wer mag solchen trübsinnigen Betrachtungen nachhängen und nicht lieber sich bestreben, die Klarheit der Ansichten in seinem Fache nach Möglichkeit zu verbreiten! Dies machte sich der Verfasser jenes Entwurfs zur Pflicht, dessen Schwierigkeit die Kenner einsehen, dessen Mängel sie bemerken, dessen Unvoll-

1. vorliegendes Werk, H, 1—2 vorliegender Band. — 28. unserer, H, 1—2 unsrer.

ständigkeit sie nachhelfen und dadurch die Möglichkeit vorbereiten mögen, daß aus diesem Entwurf künftig ein Werk entstehen könne.

Winckelmanns Briefe an Berendis.

Briefe gehören unter die wichtigsten Denkmäler, die der einzelne Mensch hinterlassen kann. Lebhafte Personen stellen sich schon bei ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gesinnungen mitteilen, und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch. Denn oft wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseins, eines Zustandes sind solche Blätter für die Nachwelt immer wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vorschwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Die Winckelmannischen Briefe haben manchmal diesen wünschenswerten Charakter.

Wenn dieser treffliche Mann, der sich in der Einsamkeit gebildet hatte, in Gesellschaft zurückhaltend, im Leben und Handeln ernst und bedächtig war, so fühlte er vor dem Brief-blatt seine ganze natürliche Freiheit und stellte sich öfter ohne Bedenken dar, wie er sich fühlte. Man sieht ihn besorgt, beängstet, verworren, zweifelnd und zaudernd, bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen, losgebunden bis zum Cynismus, durchaus aber als einen Mann von gehaltnem Charakter, der auf sich selbst vertraut, der, obgleich die äußern Umstände seiner Einbildungskraft so mancherlei Wählbares vorlegen, doch meistens den besten Weg ergreift, bis auf den letzten ungeduldigen, unglücklichen Schritt, der ihm das Leben kostete.

Seine Briefe haben, bei den allgemeinen Grundzügen von Rechtlichkeit und Derbheit, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Charakter, welches immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in die Entfernung spricht und also ebensowenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann.

3. Winckelmanns Briefe an Berendis. Vergl. Bd. 31, S. 87 ff. — 16. manchmal, H, 1—2 durchaus. — 27 f. den letzten ... kostete. Die plötzliche Unterbrechung der Reise nach Deutschland im Mai 1768, die Winckelmann nach Triest zurückführte.

So sind, um nur einiger größeren Sammlungen Winckelmannischer Briefe zu gedenken, die an Stosch geschriebenen für uns herrliche Dokumente eines redlichen Zusammenwirkens mit einem Freund zum bestimmten Zwecke, Zeugnisse von großer Beharrlichkeit in einem schweren, ohne genugsame Vorbereitung leichtsinnig übernommenen, mit Mut glücklich durchgeführten Geschäft, durchwebt mit den lebhaftesten litterarischen, politischen Sozietäts-Neuigkeiten, ein köstliches Lebensbild, noch interessanter, wenn sie ganz und unverstümmelt hätten gedruckt werden können. Schön ist auch die Freimütigkeit selbst in leidenschaftlich mißbilligenden Äußerungen gegen einen Freund, dem der Briefsteller durchaus so viel Achtung als Liebe, so viel Dank als Neigung zu bezeigen nicht müde wird.

Das Gefühl von eigner Superiorität und Würde, verbunden mit echter Hochschätzung anderer, der Ausdruck von Freundschaft, Freundlichkeit, Mutwille und Neckerei, wodurch sich die Briefe an die Schweizer charakterisieren, machen diese Sammlung äußerst interessant und liebenswert, wobei sie zugleich genugsam unterrichtend ist, obgleich Winckelmanns Briefe im ganzen nicht unterrichtend genannt werden können.

Die ersten Briefe an den Grafen Bünau in der schätzbaren Daßdorfischen Sammlung zeugen von einem niedergedrückten, in sich selbst befangenen Gemüte, das an einem so hohen Gönner kaum hinaufzublicken wagt. Jenes merkwürdige Schreiben, worin Winckelmann seine Religionsänderung ankündigt, ist ein wahrer Galimathias, ein unglücklicher verworrener Aufsatz.

Aber um jene Epoche begreiflich, selbst unmittelbar anschaulich zu machen, dient nunmehr die erste Hälfte unsrer Briefsammlung. Sie sind zum Teil aus Nöthenitz, zum Theil aus

2. die an Stosch geschriebenen. Diese Briefe, welche sich auf Winckelmanns Beschreibung des Stoschischen Gemmenkabinetts beziehen, vergl. bei Förster a. a. O. Nr. 91—108, 110—120, 122—131, 133, 135—154. Vergl. S. 63 Z. 19 Anm.. — 17. die Briefe an die Schweizer. Vergl. „Winckelmanns Briefe an seine Freunde in der Schweiz" und (Kaspar Fueßli) „Geschichte von Winckelmanns Briefen an seine Freunde in der Schweiz". Zürich 1778, vollständigere Ausgabe von H. Blümner, „Winckelmanns Briefe an seine Züricher Freunde". Freiburg i. B. und Tübingen 1882. Diese Freunde sind: Hans Kaspar und Hans Heinrich Fueßli, Salomon Geßner, Leonhard und Paul Usteri, und Chr. von Mechel. Vergl. Blümner a. a. O. S. IX f. und Justi II, 2, S. 48 ff. — 21 f. Die ersten ... Sammlung. „Winckelmanns Briefe an seine Freunde, mit einigen Zusätzen und litterarischen Anmerkungen herausg. von K. W. Daßdorf." Dresden 1777 und 1780. Diese Briefe an Bünau daselbst Nr. I—XII S. 5—47, bei Förster Nr. 4, 5, 6, 21, 25, 31, 33 u. s. w., vergl. III, S. 402 und 403. — 24 f. Jenes merkwürdige Schreiben. Bei Daßdorf Nr. V, bei Förster Nr. 25. Vergl. S. 44 Z. 16 Anm.

Dresden, an einen innig vertrauten Freund und Kameraden gerichtet. Der Briefsteller zeigt sich mit seinen dringenden unüberwindlichen Wünschen in dem peinlichsten Zustande auf dem Wege zu einem entfernten, neuen, mit Überzeugung gesuchten Glücke. Die andre Hälfte ist aus Italien geschrieben. Sie behalten ihren derben, losgebundenen Charakter; doch schwebt über ihnen die Heiterkeit jenes Himmels, und ein lebhaftes Entzücken an dem erreichten Ziele beseelt sie. Überdies geben sie, verglichen mit andern schon bekannten gleichzeitigen, eine vollständigere Anschauung seiner ganzen Lage.

Die Wichtigkeit dieser Sammlung, vielleicht mehr für Menschenkenntnis als für Litteratur, zu fühlen und zu beurteilen, überlassen wir empfänglichen Gemütern und einsichtigen Geistern und fügen einiges über den Mann, an den sie geschrieben sind, wie es uns mitgeteilt worden, hinzu.

Hieronymus Dieterich Berendis, geboren zu Seehausen in der Altmark im Jahre 1720, studierte zu Halle die Rechte und war nach seiner akademischen Zeit einige Jahre Auditeur bei dem königlich preußischen Regiment Husaren, die der Farbe nach gewöhnlich die schwarzen, aber nach ihrem damaligen Chef eigentlich von Ruesch genannt wurden. Er setzte, sobald er jenes rohe Leben verlassen hatte, seine Studien eine Zeit lang in Berlin fort. Bei einem Aufenthalte zu Seehausen fand er Winckelmannen, mit dem er sich freundschaftlich verband und später durch dessen Empfehlung bei dem jüngsten Grafen Bünau als Hofmeister angestellt wurde. Er führte denselben nach Braunschweig, wo sie das Karolinum benutzten. Da der Graf nachher in französische Dienste trat, brachte dessen Vater, damals Weimarischer Minister, unsern Berendis in gedachte fürstliche Dienste, wo er zuerst als Kriegsrat, nachher als Kammerrat und Schatullier bei der Herzogin Frau Mutter stand. Er starb 1783 am 26. Oktober zu Weimar.

---

4. Glücke, 1—3 Glück. — 27. das Karolinum, eine Bildungsanstalt, die zwischen Universität und Schule stand. Sie war von dem Herzog Karl I. gestiftet. An ihr wirkten u. a. Gärtner, Ebert, Eschenburg, Zachariä, A. Schmidt, Zimmermann. — 28. damals Weimarischer Minister Heinrich Graf von Bünau (1697—1762) war seit 1751 obervormundschaftlicher Statthalter des Herzogtums Sachsen-Eisenach, von 1756—1759 erster Minister. — 29 ff. wo er ... Weimar. Nach Justi I, S. 128 starb Berendis 1782 und war „geheimer Kammerrat und Direktor der Jenaischen Landschaftskasse“.

Schilderung Winckelmanns.

Wenn man dem würdigsten Staatsbürger gewöhnlich nur einmal zu Grabe läutet, er mag sich übrigens noch so sehr um Land und Stadt im großen oder kleinen verdient gemacht haben, so finden sich dagegen gewisse Personen, die durch Stiftungen sich dergestalt empfehlen, daß ihnen Jahresfeste gefeiert werden, an denen der immerwährende Genuß ihrer Milde gepriesen wird.

In diesem Sinne haben wir alle Ursache, das Andenken solcher Männer, deren Geist uns unerschöpfliche Stiftungen bereitet, auch von Zeit zu Zeit wieder zu feiern und ihnen ein wohlgemeintes Opfer darzubringen.

Von dieser Seite betrachte man das Wenige, was gleichdenkende Freunde als Zeugnis ihrer Gesinnungen, nicht als Darstellung seiner Verdienste, an dem Feste darbringen, welches bei Gelegenheit der gefundenen und hier aufgestellten Briefe von allen schönen Seelen und allen Geistern höherer Bildung gewiß gefeiert wird.

Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns.

Vorwort.

Die nachstehenden Aufsätze, von drei Freunden verfaßt, welche sich in ihrer Gesinnung über die Kunst im allgemeinen sowohl als über die Verdienste Winckelmanns glücklich begegnen, sollten einem Aufsatz über diesen merkwürdigen Mann zum Grunde liegen und zum Stoff einer Arbeit dienen, die zugleich das Verdienst der Mannigfaltigkeit und der Einheit hätte.

Wie aber im Leben gar mancher Unternehmung vielerlei Hindernisse im Wege stehen, welche kaum erlauben, den möglichen Stoff zu sammeln, geschweige demselben die gewünschte Form zu geben, so erscheint auch hier nur die Hälfte des entworfenen Ganzen.

Weil jedoch in gegenwärtigem Falle die Hälfte vielleicht mehr als das Ganze geschätzt werden dürfte, indem der Leser durch Betrachtung dreier individueller Ansichten desselben Gegenstandes mehr gereizt und zu eigener Herstellung dieses bedeutenden Lebens und Charakters aufgefordert wird, welche mit Beihülfe der älteren und neueren Hülfsmittel bequem gelingen möchte, so glauben wir Dank zu verdienen, wenn wir, anstatt auf spätere Gelegenheit zu hoffen und eine künftige Ausführung zu versprechen, nach Winckelmanns eigner frischen Weise, eben das, was gerade bereit ist, wenn es auch nicht fertig wäre, freundlich hingeben, damit es nach seiner Art in dem großen Umkreis des Lebens und der Bildung zeitig mitwirke.

14. in, 4 im. — 14 f. die Hälfte ... Ganze. Anspielung auf Hesiod, ἔργα καὶ ἡμέραι V. 40: „πλέον ἥμισυ παντός."

Einleitung.

Das Andenken merkwürdiger Menschen sowie die Gegenwart bedeutender Kunstwerke regt von Zeit zu Zeit den Geist der Betrachtung auf. Beide stehen da als Vermächtnisse für jede Generation, in Thaten und Nachruhm jene, diese wirklich erhalten als unaussprechliche Wesen. Jeder Einsichtige weiß recht gut, daß nur das Anschauen ihres besondern Ganzen einen wahren Wert hätte, und doch versucht man immer aufs neue, durch Reflexion und Wort ihnen etwas abzugewinnen.

Hiezu werden wir besonders aufgereizt, wenn etwas Neues entdeckt und bekannt wird, das auf solche Gegenstände Bezug hat; und so wird man unsre erneuerte Betrachtung über Winckelmann, seinen Charakter und sein Geleistetes in dem Augenblicke schicklich finden, da die eben jetzt herausgegebenen Briefe über seine Denkweise und Zustände ein lebhafteres Licht verbreiten.

Eintritt.

Wenn die Natur gewöhnlichen Menschen die köstliche Mitgift nicht versagt, ich meine jenen lebhaften Trieb, von Kindheit an die äußere Welt mit Lust zu ergreifen, sie kennen zu lernen, sich mit ihr in Verhältnis zu setzen, mit ihr verbunden ein Ganzes zu bilden, so haben vorzügliche Geister öfters die Eigenheit, eine Art von Scheu vor dem wirklichen Leben zu empfinden, sich in sich selbst zurückzuziehen, in sich selbst eine eigene Welt zu erschaffen und auf diese Weise das Vortrefflichste nach innen bezüglich zu leisten.

Findet sich hingegen in besonders begabten Menschen jenes gemeinsame Bedürfnis, eifrig zu allem, was die Natur in sie gelegt hat, auch in der äußeren Welt die antwortenden Gegen-

7. Anschauen, 1 Anschaun. — besondern, 1—2 besonderen.

bilder zu suchen und dadurch das Innere völlig zum Ganzen und Gewissen zu steigern, so kann man versichert sein, daß auch so ein für Welt und Nachwelt höchst erfreuliches Dasein sich ausbilden werde.

Unser Winckelmann war von dieser Art. In ihn hatte die Natur gelegt, was den Mann macht und ziert. Dagegen verwendete er sein ganzes Leben, ein ihm Gemäßes, Treffliches und Würdiges im Menschen und in der Kunst, die sich vorzüglich mit dem Menschen beschäftigt, aufzusuchen.

Eine niedrige Kindheit, unzulänglicher Unterricht in der Jugend, zerrissene, zerstreute Studien im Jünglingsalter, der Druck eines Schulamtes und was in einer solchen Laufbahn Ängstliches und Beschwerliches erfahren wird, hatte er mit vielen andern geduldet. Er war dreißig Jahre alt geworden, ohne irgend eine Gunst des Schicksals genossen zu haben; aber in ihm selbst lagen die Keime eines wünschenswerten und möglichen Glücks.

Wir finden schon in diesen seinen traurigen Zeiten die Spur jener Forderung, sich von den Zuständen der Welt mit eigenen Augen zu überzeugen, zwar dunkel und verworren, doch entschieden genug ausgesprochen. Einige nicht genugsam überlegte Versuche, fremde Länder zu sehen, mißglückten ihm. Er träumte sich eine Reise nach Ägypten; er begab sich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück. Besser geleitet von seinem Genius, ergriff er endlich die Idee, sich nach Rom durchzudrängen. Er fühlte, wie sehr ihm ein solcher Aufenthalt gemäß sei. Dies war kein Einfall, kein Gedanke mehr, es war ein entschiedener Plan, dem er mit Klugheit und Festigkeit entgegenging.

Antikes.

Der Mensch vermag gar manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch

14. Jahre, 1—2 Jahr — 21 f. Er träumte ... Ägypten. Winckelmanns Jugendtraum, „einen Zug nach Ägypten zu thun und unter den Pyramiden die Kunst der Alten zu studieren“, erschien ihm später in Rom mit Hülfe des Ritters Montagu der Verwirklichung nahe. Vergl. den Brief an Dr. Volkmann vom 18. Juni 1762, Förster Nr. 212. — 22 f. er begab ... zurück. Winckelmann trat diese Reise im Spätsommer oder Herbst 1741 von Jena aus an, mußte sie jedoch schon in Gelnhausen aufgeben. Als Grund hierfür wird einerseits Geldmangel, andererseits — von Uden — der Anmarsch des französischen Hülfsheeres bezeichnet, welches sich während des österreichischen Erbfolgekrieges im Frühjahr 1741 im Elsaß gesammelt hatte. Vergl. Justi I, S. 102—107.

Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich die sämtlichen Eigenschaften gleichmäßig in ihm vereinigen. Das letzte war das glückliche Los der Alten, besonders der Griechen in ihrer besten Zeit; auf die beiden ersten sind wir Neuern vom Schicksal angewiesen.

Wenn die gesunde Natur des Menschen als ein Ganzes wirkt, wenn er sich in der Welt als in einem großen, schönen, würdigen und werten Ganzen fühlt, wenn das harmonische Behagen ihm ein reines, freies Entzücken gewährt, dann würde das Weltall, wenn es sich selbst empfinden könnte, als an sein Ziel gelangt, aufjauchzen und den Gipfel des eigenen Werdens und Wesens bewundern. Denn wozu dient alle der Aufwand von Sonnen und Planeten und Monden, von Sternen und Milchstraßen, von Kometen und Nebelflecken, von gewordenen und werdenden Welten, wenn sich nicht zuletzt ein glücklicher Mensch unbewußt seines Daseins erfreut?

Wirft sich der Neuere, wie es uns eben jetzt ergangen, fast bei jeder Betrachtung ins Unendliche, um zuletzt, wenn es ihm glückt, auf einen beschränkten Punkt wieder zurückzukehren, so fühlten die Alten ohne weitern Umweg sogleich ihre einzige Behaglichkeit innerhalb der lieblichen Grenzen der schönen Welt. Hieher waren sie gesetzt, hiezu berufen, hier fand ihre Thätigkeit Raum, ihre Leidenschaft Gegenstand und Nahrung.

Warum sind ihre Dichter und Geschichtschreiber die Bewunderung des Einsichtigen, die Verzweiflung des Nacheifernden, als weil jene handelnden Personen, die aufgeführt werden, an ihrem eigenen Selbst, an dem engen Kreise ihres Vaterlandes, an der bezeichneten Bahn des eigenen sowohl als des mitbürgerlichen Lebens einen so tiefen Anteil nahmen, mit allem Sinn, aller Neigung, aller Kraft auf die Gegenwart wirkten? Daher es einem gleichgesinnten Darsteller nicht schwer fallen konnte, eine solche Gegenwart zu verewigen. Das, was geschah, hatte für sie den einzigen Wert, sowie für uns nur dasjenige, was gedacht oder empfunden worden, einigen Wert zu gewinnen scheint.

Nach einerlei Weise lebte der Dichter in seiner Einbildungskraft, der Geschichtschreiber in der politischen, der Forscher in der natürlichen Welt. Alle hielten sich am Nächsten, Wahren, Wirklichen fest, und selbst ihre Phantasiebilder haben Knochen und Mark. Der Mensch und das Menschliche wurden am wertesten

geachtet und alle seine innern, seine äußern Verhältnisse zur Welt mit so großem Sinne dargestellt als angeschaut. Noch fand sich das Gefühl, die Betrachtung nicht zerstückelt, noch war jene kaum heilbare Trennung in der gesunden Menschenkraft nicht vorgegangen.

Aber nicht allein das Glück zu genießen, sondern auch das Unglück zu ertragen waren jene Naturen höchlich geschickt; denn wie die gesunde Faser dem Übel widerstrebt und bei jedem krankhaften Anfall sich eilig wieder herstellt, so vermag der jenen eigene gesunde Sinn sich gegen innern und äußern Unfall geschwind und leicht wieder herzustellen. Eine solche antike Natur war, in so fern man es nur von einem unsrer Zeitgenossen behaupten kann, in Winckelmann wieder erschienen, die gleich anfangs ihr ungeheures Probestück ablegte, daß sie durch dreißig Jahre Niedrigkeit, Unbehagen und Kummer nicht gebändigt, nicht aus dem Wege gerückt, nicht abgestumpft werden konnte. Sobald er nur zu einer ihm gemäßen Freiheit gelangte, erscheint er ganz und abgeschlossen, völlig im antiken Sinne. Angewiesen auf Thätigkeit, Genuß und Entbehrung, Freude und Leid, Besitz und Verlust, Erhebung und Erniedrigung, und in solchem seltsamen Wechsel immer mit dem schönen Boden zufrieden, auf dem uns ein so veränderliches Schicksal heimsucht.

Hatte er nun im Leben einen wirklich altertümlichen Geist, so blieb ihm derselbe auch in seinen Studien getreu. Doch wenn bei Behandlung der Wissenschaften im großen und breiten die Alten sich schon in einer gewissen peinlichen Lage befanden, indem zu Erfassung der mannigfaltigen außermenschlichen Gegenstände eine Zerteilung der Kräfte und Fähigkeiten, eine Zerstückelung der Einheit fast unerläßlich ist, so hat ein Neuerer im ähnlichen Falle ein noch gewagteres Spiel, indem er bei der einzelnen Ausarbeitung des mannigfaltigen Wißbaren sich zu zerstreuen, in unzusammenhängenden Kenntnissen sich zu verlieren in Gefahr kömmt, ohne, wie es den Alten glückte, das Unzulängliche durch das Vollständige seiner Persönlichkeit zu vergüten.

So vielfach Winckelmann auch in dem Wißbaren und Wissenswerten herumschweifte, teils durch Lust und Liebe, teils durch Notwendigkeit geleitet, so kam er doch früher oder später immer zum Altertum, besonders zum griechischen zurück, mit dem er sich so nahe verwandt fühlte und mit dem er sich in seinen besten Tagen so glücklich vereinigen sollte.

Heidnisches.

Jene Schilderung des altertümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar seien. Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherren, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werte des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so notwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustand des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Untergangs, eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden.

Dieser heidnische Sinn leuchtet aus Winckelmanns Handlungen und Schriften hervor und spricht sich besonders in seinen frühern Briefen aus, wo er sich noch im Konflikt mit neuern Religionsgesinnungen abarbeitet. Diese seine Denkweise, diese Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja seinen Widerwillen dagegen muß man im Auge haben, wenn man seine sogenannte Religionsveränderung beurteilen will. Diejenigen Parteien, in welche sich die christliche Religion teilt, waren ihm völlig gleichgültig, indem er seiner Natur nach niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordinieren.

Freundschaft.

Waren jedoch die Alten, so wie wir von ihnen rühmen, wahrhaft ganze Menschen, so mußten sie, indem sie sich selbst und

16 ff. Dieser heidnische Sinn ... subordinieren. Vergl. besonders den Brief bei Förster Nr. 14: „Eusebie und die Musen sind hier sehr streitig bey mir: aber die Parthey der letzten ist stärker. Die Vernunft ... tritt derselben bey. Sie ist bei mir der Meinung ... der wahre Gottesdienst sey allenthalben nur bey wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu suchen.“ Ferner die beiden rührenden Briefe Nr. 23 und 25, in denen er Berendis und dem Grafen Bünau den Übertritt meldet. Sein im Sinne der Goethischen Auffassung bezeichnendstes Glaubensbekenntnis findet sich in dem Schreiben an Stosch vom 10. Februar 1764 (Förster Nr. 272): „Aber was ist Religion? Es ist die Überzeugung aus den Endursachen auf den Ursprung derselben und auf ein unendliches Wesen; und ist dieses nicht Philosophie?“ Vergl. über Form, Gründe und Beurteilung dieses vielbesprochenen Religionswechsels: Justi I, Kap. III, S. 302 ff.

die Welt behaglich empfanden, die Verbindungen menschlicher Wesen in ihrem ganzen Umfange kennen lernen; sie durften jenes Entzückens nicht ermangeln, das aus der Verbindung ähnlicher Naturen hervorspringt.

Auch hier zeigt sich ein merkwürdiger Unterschied alter und neuer Zeit. Das Verhältnis zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Grenze des gemeinsten Bedürfnisses. Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern scheint einigermaßen zarter gewesen zu sein. Statt aller Empfindungen aber galt ihnen die Freundschaft unter Personen männlichen Geschlechtes, obgleich auch Chloris und Thyia noch im Hades als Freundinnen unzertrennlich sind.

Die leidenschaftliche Erfüllung liebevoller Pflichten, die Wonne der Unzertrennlichkeit, die Hingebung eines für den andern, die ausgesprochene Bestimmung für das ganze Leben, die notwendige Begleitung in den Tod setzen uns bei Verbindung zweier Jünglinge in Erstaunen; ja, man fühlt sich beschämt, wenn uns Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen, Redner mit Fabeln, Ereignissen, Gefühlen, Gesinnungen solchen Inhaltes und Gehaltes überhäufen.

Zu einer Freundschaft dieser Art fühlte Winckelmann sich geboren, derselben nicht allein sich fähig, sondern auch im höchsten Grade bedürftig; er empfand sein eigenes Selbst nur unter der Form der Freundschaft; er erkannte sich nur unter dem Bilde des durch einen Dritten zu vollendenden Ganzen. Frühe schon

11. Chloris und Thyia. Nach dem von Pausanias (X, 29, 3 ed. Siebelis) beschriebenen Gemälde der Unterwelt, von Polygnot: *Ὑπὸ δὲ τὴν Φαίδραν ἐστὶν ἀνακεκλιμένη Χλῶρις ἐπὶ τοῖς Θυίας γόνασιν. οὐχ ἁμαρτήσεται μὲν δὴ οὔτε ὅστις φησὶ φιλίαν εἶναι ἐς ἀλλήλας, ἡνίκα ἔτυχον αἱ γυναῖκες ζῶσαι· ἦσαν γὰρ δὴ ἡ μὲν ἐξ Ὀρχομενοῦ τοῦ ἐν Βοιωτίᾳ Χλῶρις· εἶπον δὲ καὶ ἄλλοι τὸν ἐς αὐτὰς λόγον, τῇ μὲν συγγενέσθαι Ποσειδῶνα τῇ Θυίᾳ, Χλῶριν δὲ Ποσειδῶνος παιδὶ Νηλεῖ συνοικῆσαι.* Über Thyia vergl. Pauf. X, 6, 2; Herod. VII, 178. Siehe auch Goethes Aufsatz: „Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi" (Bd. 30 unsrer Ausgabe): „Unter Phaidra ruht Chloris auf den Knieen der Thyia. Man glaubt in ihnen zwei zärtliche Freundinnen zu sehen." Auf diese Stelle ist schon in W 46, 397 hingewiesen. — 21 f. Zu einer ... geboren. Winckelmann selbst beruft sich für den „bei ihm überschwenglich gewordenen Begriff der Freundschaft", welche er „die größte aller menschlichen Tugenden" und den „großen Endzweck" seines Daseins nennt, auf die antike Auffassung, die dem Christentum fremd sei. Sein Ideal ist „nicht die Freundschaft, die Christen üben sollen" — sei doch an „die Privat-Freundschaft ... im ganzen neuen Testament nicht einmal dem Namen nach gedacht!" — „sondern diejenige, welche nur allein in einigen ewigen Beyspielen des Alterthums bekannt ist". Das „einzige ihm bekannte Exempel in allen neueren Zeiten", welches „den großen Beispielen des Alterthums an die Seite gesetzet zu werden verdiene, sei die Freundschaft zwischen den beiden Venezianern Marco Barbarigo und Francesco Trevisano.

legte er dieser Idee einen vielleicht unwürdigen Gegenstand unter; er widmete sich ihm, für ihn zu leben und zu leiden, für denselben fand er selbst in seiner Armut Mittel, reich zu sein, zu geben, aufzuopfern, ja er zweifelt nicht, sein Dasein, sein Leben zu verpfänden. Hier ist es, wo sich Winckelmann selbst mitten in Druck und Not groß, reich, freigebig und glücklich fühlt, weil er dem etwas leisten kann, den er über alles liebt, ja, dem er sogar, als höchste Aufopferung, Undankbarkeit zu verzeihen hat.

Wie auch die Zeiten und Zustände wechseln, so bildet Winckelmann alles Würdige, was ihm naht, nach dieser Urform zu seinem Freund um, und wenn ihm gleich manches von diesen Gebilden leicht und bald vorüberschwindet, so erwirbt ihm doch diese schöne Gesinnung das Herz manches Trefflichen, und er hat das Glück, mit den Besten seines Zeitalters und Kreises in dem schönsten Verhältnisse zu stehen.

Schönheit.

Wenn aber jenes tiefe Freundschaftsbedürfnis sich eigentlich seinen Gegenstand erschafft und ausbildet, so würde dem altertümlich Gesinnten dadurch nur ein einseitiges, ein sittliches Wohl zuwachsen, die äußere Welt würde ihm wenig leisten, wenn nicht ein verwandtes, gleiches Bedürfnis und ein befriedigender Gegenstand desselben glücklich hervorträte; wir meinen die Forderung des sinnlich Schönen und das sinnlich Schöne selbst; denn das

1. einen ... Gegenstand. Dies bezieht sich auf Winckelmanns Verhältnis zu dem jungen Peter Friedrich Lambrecht, dem ältesten Sohn des Oberamtmannes des Magdeburgischen Domkapitels zu Hadmersleben. Er wurde daselbst im Herbst 1741 Winckelmanns Schüler und folgte ihm als solcher anderthalb Jahre später als Pensionär nach Seehausen, wo Winckelmann zu ihm „seine erste und einzige Liebe" faßte. Dieselbe ward jedoch nur kurze Zeit erwidert. Schon im November 1746 klagt Winckelmann, Lambrecht habe ihn „mit Undank abgelohnt" (vergl. Briefe, Förster, Nachträge H. I a, S. 470), und von nun an wechselt in seinen Briefen hierüber zärtliche Resignation mit Vorwürfen, die sich bis zur Erbitterung steigern (vergl. Briefe, Förster Nr. 22, 27, 28, 30, 32 und Nachträge B. Nr. 3 a, S. 401). Lambrecht hatte Winckelmanns wiederholte Schreiben unbeantwortet gelassen, sich dessen Besuche verbeten und selbst seine materiellen Verpflichtungen gegen den ehemaligen Freund geleugnet. Im September 1754, zu Dresden, sahen sich beide wohl zum letztenmal (vergl. Briefe, Förster Nr. 24). Noch in den römischen Briefen aber kommt Winckelmann wiederholentlich auf seinen Jugendfreund zurück, dem er „mit Ausschluß aller Absichten" seine Geschichte der Kunst zugeschrieben hätte, „lieber als einem Könige", hätte ihm Lambrecht „nur ein einziges Lebenszeichen gegeben". — (Vergl. Briefe, Förster Nr. 58, 66, 168 und 225.) Lambrecht war 1753 Sekretär beim Oberst von Retzow zu Potsdam und 1765 Hofrat in Berlin; er starb nach Justi 1791 als Kriegsrat bei der neumärkischen Kammer zu Küstrin. Ein ähnliches Freundschaftsverhältnis verband Winckelmann später mit dem jungen schönen Lievländer Friedrich Reinhold von Berg. Vergl. Justi II, 2, S. 58 ff. — 11. gleich manches, 1 gleiches Manches, 2 gleich Manche.

letzte Produkt der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben, und selbst ihrer Allmacht ist es unmöglich, lange im vollkommnen zu verweilen und dem hervorgebrachten Schönen eine Dauer zu geben; denn genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei.

Dagegen tritt nun die Kunst ein; denn indem der Mensch auf den Gipfel der Natur gestellt ist, so sieht er sich wieder als eine ganze Natur an, die in sich abermals einen Gipfel hervorzubringen hat. Dazu steigert er sich, indem er sich mit allen Vollkommenheiten und Tugenden durchdringt, Wahl, Ordnung, Harmonie und Bedeutung aufruft und sich endlich bis zur Produktion des Kunstwerkes erhebt, das neben seinen übrigen Thaten und Werken einen glänzenden Platz einnimmt. Ist es einmal hervorgebracht, steht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor; denn indem es aus den gesamten Kräften sich geistig entwickelt, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schließt seinen Lebens- und Thatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. Von solchen Gefühlen wurden die ergriffen, die den Olympischen Jupiter erblickten, wie wir aus den Beschreibungen, Nachrichten und Zeugnissen der Alten uns entwickeln können. Der Gott war zum Menschen geworden, um den Menschen zum Gott zu erheben. Man erblickte die höchste Würde und ward für die höchste Schönheit begeistert. In diesem Sinne kann man wohl jenen Alten recht geben, welche mit völliger Überzeugung aussprachen, es sei ein Unglück, zu sterben, ohne dieses Werk gesehen zu haben

Für diese Schönheit war Winckelmann seiner Natur nach fähig; er ward sie in den Schriften der Alten zuerst gewahr, aber sie kam ihm aus den Werken der bildenden Kunst persönlich entgegen, aus denen wir sie erst kennen lernen, um sie an den Gebilden der lebendigen Natur gewahr zu werden und zu schätzen.

22. ab, 2—4 auf. — 29 ff. jenen Alten ... haben. W verweist dazu auf die Stelle bei Epictet 1, 6, 23: „Ἀλλ᾽ εἰς Ὀλυμπίαν μὲν ἀποδημεῖτε, ἵν᾽ εἴδητε τὸ ἔργον τοῦ Φειδίου· καὶ ἀτύχημα ἕκαστος ὑμῶν οἴεται τὸ ἀνιστόρητος τούτων ἀποθανεῖν.“

Finden nun beide Bedürfnisse der Freundschaft und der Schönheit zugleich an einem Gegenstande Nahrung, so scheint das Glück und die Dankbarkeit des Menschen über alle Grenzen hinauszusteigen, und alles, was er besitzt, mag er so gern als schwache Zeugnisse seiner Anhänglichkeit und seiner Verehrung hingeben.

So finden wir Winckelmann oft in Verhältnis mit schönen Jünglingen, und niemals erscheint er belebter und liebenswürdiger als in solchen, oft nur flüchtigen Augenblicken.

Katholizismus.

Mit solchen Gesinnungen, mit solchen Bedürfnissen und Wünschen frönte Winckelmann lange Zeit fremden Zwecken. Nirgend um sich her sah er die mindeste Hoffnung zu Hülfe und Beistand.

Der Graf Bünau, der als Partikulier nur ein bedeutendes Buch weniger hätte kaufen dürfen, um Winckelmann einen Weg nach Rom zu eröffnen, der als Minister Einfluß genug hatte, dem trefflichen Mann aus aller Verlegenheit zu helfen, mochte ihn wahrscheinlich als thätigen Diener nicht gern entbehren oder hatte keinen Sinn für das große Verdienst, der Welt einen tüchtigen Mann zugefördert zu haben. Der Dresdner Hof, woher allenfalls eine hinlängliche Unterstützung zu hoffen war, bekannte sich zur römischen Kirche, und kaum war ein anderer Weg, zu Gunst und Gnade zu gelangen, als durch Beichtväter und andere geistliche Personen.

Das Beispiel des Fürsten wirkt mächtig um sich her und fordert mit heimlicher Gewalt jeden Staatsbürger zu ähnlichen Handlungen auf, die in dem Kreise des Privatmanns irgend zu leisten sind, vorzüglich also zu sittlichen. Die Religion des Fürsten bleibt in gewissem Sinne immer die herrschende, und die römische Religion reißt, gleich einem immer bewegten Strudel, die ruhig vorbeiziehende Welle an sich und in ihren Kreis.

6 f. So finden ... Jünglingen. Wie weit dieser Schönheitskultus Winckelmanns ging, bezeugt wohl am besten der an Stosch gerichtete Brief bei Förster Nr. 148, in welchem er die Absicht ausspricht, seine nächste Schrift einem „schönen Jungen in Florenz“ zuzueignen, von dem er nicht einmal den Namen kennt. — 14. Über den Grafen Heinrich von Bünau, in dessen Bibliothek zu Nöthenitz Winckelmann von 1748—1754 thätig war, vergl. Justi, II. Buch, Kap. 1, S. 193 ff. Seine Bibliothek war eine der reichsten unter den Privatbibliotheken ganz Europas. — 23. andere, 1—2 andre.

Dabei mußte Winckelmann fühlen, daß man, um in Rom ein Römer zu sein, um sich innig mit dem dortigen Dasein zu verweben, eines zutraulichen Umgangs zu genießen, notwendig zu jener Gemeine sich bekennen, ihren Glauben zugeben, sich nach ihren Gebräuchen bequemen müsse. Und so zeigte der Erfolg, daß er ohne diesen früheren Entschluß seinen Zweck nicht vollständig erreicht hätte, und dieser Entschluß ward ihm dadurch gar sehr erleichtert, daß ihn als einen gründlich gebornen Heiden die protestantische Taufe zum Christen einzuweihen nicht vermögend gewesen.

Doch gelang ihm die Veränderung seines Zustandes nicht ohne heftigen Kampf. Wir können nach unserer Überzeugung, nach genugsam abgewogenen Gründen endlich einen Entschluß fassen, der mit unserm Wollen, Wünschen und Bedürfen völlig harmonisch ist, ja zu Erhaltung und Förderung unserer Existenz unausweichlich scheint, so daß wir mit uns völlig zur Einigkeit gelangen. Ein solcher Entschluß aber kann mit der allgemeinen Denkweise, mit der Überzeugung vieler Menschen im Widerspruch stehen; dann beginnt ein neuer Streit, der zwar bei uns keine Ungewißheit, aber eine Unbehaglichkeit erregt, einen ungeduldigen Verdruß, daß wir nach außen hie und da Brüche finden, wo wir nach innen eine ganze Zahl zu sehen glauben.

Und so erscheint auch Winckelmann bei seinem vorgehabten Schritt besorgt, ängstlich, kummervoll und in leidenschaftlicher Bewegung, wenn er sich die Wirkung dieses Unternehmens, besonders auf seinen ersten Gönner, den Grafen, bedenkt. Wie schön, tief und rechtlich sind seine vertraulichen Äußerungen über diesen Punkt!

Denn es bleibt freilich ein jeder, der die Religion verändert, mit einer Art von Makel bespritzt, von der es unmöglich scheint ihn zu reinigen. Wir sehen daraus, daß die Menschen den beharrenden Willen über alles zu schätzen wissen und um so mehr schätzen, als sie, sämtlich in Parteien geteilt, ihre eigene Sicherheit und Dauer beständig im Auge haben. Hier ist weder von Gefühl noch von Überzeugung die Rede. Ausdauern soll man da, wo uns mehr das Geschick als die Wahl hingestellt. Bei einem Volke, einer Stadt, einem Fürsten, einem Freunde, einem Weibe

4. Gemeine. Diese Form war im vorigen Jahrhundert beliebter als „Gemeinde". Etwa um die Wende des Jahrhunderts trat das entgegengesetzte Verhältnis ein. Goethe braucht beide Formen nebeneinander. Siehe Grimm, Deutsches Wörterbuch IV, 1, 2, 3222 f. — 8. Heiden, 1 Heide. — 26 f. Wie schön ... Punkt. Vergl. S. 44, Z. 16 Anm.

festhalten, darauf alles beziehen, deshalb alles wirken, alles entbehren und dulden, das wird geschätzt; Abfall dagegen bleibt verhaßt, Wankelmut wird lächerlich.

War dieses nun die eine schroffe, sehr ernste Seite, so läßt sich die Sache auch von einer andern ansehn, von der man sie heiterer und leichter nehmen kann. Gewisse Zustände des Menschen, die wir keinesweges billigen, gewisse sittliche Flecken an dritten Personen haben für unsre Phantasie einen besondern Reiz. Will man uns ein Gleichnis erlauben, so möchten wir sagen, es ist damit wie mit dem Wildbret, das dem feinen Gaumen mit einer kleinen Andeutung von Fäulnis weit besser als frisch gebraten schmeckt. Eine geschiedene Frau, ein Renegat machen auf uns einen besonders reizenden Eindruck. Personen, die uns sonst vielleicht nur merkwürdig und liebenswürdig vorkämen, erscheinen uns nun als wundersam, und es ist nicht zu leugnen, daß die Religionsveränderung Winckelmanns das Romantische seines Lebens und Wesens vor unserer Einbildungskraft merklich erhöht.

Aber für Winckelmann selbst hatte die katholische Religion nichts Anzügliches. Er sah in ihr bloß das Maskenkleid, das er umnahm, und drückt sich darüber hart genug aus. Auch später scheint er an ihren Gebräuchen nicht genugsam festgehalten, ja vielleicht gar durch lose Reden sich bei eifrigen Bekennern verdächtig gemacht zu haben; wenigstens ist hie und da eine kleine Furcht vor der Inquisition sichtbar.

Gewahrwerden griechischer Kunst.

Von allem Litterarischen, ja selbst von dem Höchsten, was sich mit Wort und Sprache beschäftigt, von Poesie und Rhetorik, zu den bildenden Künsten überzugehen, ist schwer, ja fast unmöglich; denn es liegt eine ungeheure Kluft dazwischen, über welche uns nur ein besonders geeignetes Naturell hinüberhebt. Um zu beurteilen, inwiefern dieses Winckelmannen gelungen, liegen der Dokumente nunmehr genugsam vor uns.

19. Anzügliches = Anziehendes, wie meistens bei Goethe. — 20. und drückt ... aus. Vergl. besonders den Brief an Berendis vom 10. März 1755, Förster Nr. 28. — 23 f. wenigstens ... sichtbar. Vergl. Briefe, Förster Nr. 421 und 423, in welchen Winckelmann die Inquisition „das fürchterlichste Gericht über Menschenkinder" nennt.

Durch die Freude des Genusses ward er zuerst zu den Kunstschätzen hingezogen; allein zu Benutzung, zu Beurteilung derselben bedurfte er noch der Künstler als Mittelspersonen, deren mehr oder weniger gültige Meinungen er aufzufassen, zu redigieren und aufzustellen wußte, woraus denn seine noch in Dresden herausgegebene Schrift Über die Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst, nebst zwei Anhängen, entstanden ist.

So sehr Winckelmann schon hier auf dem rechten Wege erscheint, so köstliche Grundstellen diese Schriften auch enthalten, so richtig das letzte Ziel der Kunst darin schon aufgesteckt ist, so sind sie doch sowohl dem Stoff als der Form nach dergestalt barock und wunderlich, daß man ihnen wohl vergebens durchaus einen Sinn abzugewinnen suchen möchte, wenn man nicht von der Persönlichkeit der damals in Sachsen versammelten Kenner und Kunstrichter, von ihren Fähigkeiten, Meinungen, Neigungen und Grillen näher unterrichtet ist; weshalb diese Schriften für die Nachkommenden ein verschlossenes Buch bleiben werden, wenn sich nicht unterrichtete Liebhaber der Kunst, die jenen Zeiten näher gelebt haben, bald entschließen sollten, eine Schilderung der damaligen Zustände, insofern es noch möglich ist, zu geben oder zu veranlassen.

Lippert, Hagedorn, Öser, Dietrich, Heinecken, Österreich liebten, trieben, beförderten die Kunst, jeder auf seine Weise. Ihre Zwecke

6f. Über die Nachahmung u. s. w. Die „Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunst" erschienen 1755; eine zweite Auflage in Dresden und Leipzig 1756, mit welcher die beiden „Anhänge", das „Sendschreiben über die Gedanken ꝛc." und die „Erläuterung der Gedanken ꝛc., und Beantwortung des Sendschreibens über diese Gedanken", verbunden waren. Ein Neudruck der ersten Auflage ist in Heilbronn 1885 von Urlichs veranstaltet worden. — 23. Philipp Daniel Lippert (1702—1785), nach bewegter Jugend seit 1738 Zeichenmeister am Dresdner Hauptzeughaus und seit 1764 Professor der Antike an der Akademie, war zu Winckelmanns Zeit „der erste, ja der einzige Kenner alter Kunst in Dresden". Seine berühmte „Daktyliothek" -- dreitausend systematisch geordnete Abdrücke von Gemmen nebst Verzeichnis (I. kleinere Ausgabe 1747, II. 1755 ff.) — galt als „das vollkommenste Denkmal der alten Gebräuche und Künste". Auch Winckelmann rühmt diese Abdrücke, die „zur Kenntniß des Stils und der Schönheit ungemein viel helfen könnten", obschon er gegen die Genauigkeit der Pasten und gegen die Echtheit der in ihnen wiedergegebenen Gemmen berechtigte Bedenken empfand. Vergl. Förster, Brief Nr. 226 und Justi 1, S. 361 ff. — Christian Ludwig von Hagedorn (1730—1780), der jüngere Bruder des Dichters, Diplomat und vielseitig gebildeter Kunstmäcen, zuletzt Generaldirektor der Kunstakademien zu Dresden und Leipzig, hat für die Kunstgeschichte besonders durch seine Schriften: „Lettre à un amateur de la peinture avec des Eclaircissemens historiques sur un Cabinet et les Auteurs des Tableaux qui le composent" (Dresde 1755) und „Betrachtungen über die Mahlerei" (Leipzig 1762) Bedeutung. (Vergl. Justi I, S. 352 ff.) Winckelmann, der an ihn acht in den „Briefen über die Kunst von und an Ch. L. Hagedorn", herausgegeben von Torkel Baden (Leipzig 1797), und bei Förster (Nachträge B. Nr. 37 a, S. 405 ff.) veröffentlichte

waren beschränkt, ihre Maximen einseitig, ja öfters wunderlich. Geschichten und Anekdoten kursierten, deren mannigfaltige Anwendung nicht allein die Gesellschaft unterhalten, sondern auch belehren sollte. Aus solchen Elementen entstanden jene Schriften Winckelmanns, der diese Arbeiten gar bald selbst unzulänglich fand, wie er es denn auch seinen Freunden nicht verhehlte.

Doch trat er endlich, wo nicht genugsam vorbereitet, doch einigermaßen vorgeübt, seinen Weg an und gelangte nach jenem Lande, wo für jeden Empfänglichen die eigenste Bildungsepoche beginnt, welche sich über dessen ganzes Wesen verbreitet und solche

Briefe richtet, zollt ihm wiederholt das größte Lob, weist jedoch auch auf die Einseitigkeit seiner ohne Kenntnis Italiens gewonnenen Kunstanschauungen, sowie auf seinen Autoritätsglauben und seine Redseligkeit hin. Vergl. Sendschreiben I, S. 159; Briefe Förster Nr. 226 und 329, wo Watelet „das Orakel des Herrn von Hagedorn und anderer Deutschen" genannt wird. Wie hoch Winckelmann Hagedorns Charakter schätzt, bezeugt der Brief Förster Nr. 271. — Der Maler Adam Friedrich Öser (1717—1799), Freund, Stubengenosse und Zeichenlehrer Winckelmanns in Dresden, war daselbst seit 1739, später, seit 1763, Direktor der Leipziger Akademie. Über die Beziehungen Winckelmanns zu Öser vergl. neben der Schilderung Justis I, S. 343 ff A. Dürr, A. F. Öser. Leipzig 1879. S. 51 ff. — Wie hier Goethe, so hatte schon Lippert in der Vorrede zur „Daktyliothek" Ösers Einfluß auf Winckelmann betont. Etwas überschätzt wird derselbe wohl in Klotz' „Deutscher Bibliothek" (vergl. S. 8), wo es heißt, Winckelmann habe bei Öser in Dresden gelernt, „daß die Denkmäler des Alterthums auch noch einen andern als chronologischen und antiquarischen Nutzen hätten". Beachtenswert ist, daß Herder in seiner Goethe unbekannten Preisschrift Ähnliches wie Goethe äußert: „Wenn ich mir über Einen Punkt in Winkelmanns Leben Aufschluß wünschte; so wär's der Zeitpunkt, da er sich der Kunst des Alterthums so entscheidend widmete. Nur Öser könnte dies etwa thun ... Uns sagen: was es eigentlich war, das Winkelmanns Neigung und Schwärmerei fürs Alterthum nun eigentlich und auf Lebenslang für die Kunst desselben fixirte? Wars eigner Trieb, der so lange in ihm geschlafen hatte, und den jetzt etwa die Nähe Dresdens, der Anblick der dortigen Statuen und Kunstwerke weckte? Oder wars mehr der Umgang mit seinen Freunden, den Künstlern, da Winkelmann selbst doch kein Künstler war? Wäre das letzte (... und in Ösers Hause hat er sein Erstes und vielleicht Seelenreichstes Buch geschrieben [die „Gedanken über die Nachahmung ꝛc."]), so hätten wir diesen Freunden, den Künstlern, Winkelmann zu danken, und Öser hätte durch ihn mehr für Italien und Deutschland gethan, als Archinto und Albani." Vergl. die Ausgabe von Dunker, S. 14 f. — Christian Wilhelm Ernst Dietrich (Dietricy), bei Goethe „Diterich", 1712—1774 zu Dresden, Schüler des dortigen Landschaftsmalers Alexander Thiele, seit 1741 Hofmaler, seit 1743 Galerie-Inspektor, seit 1763 Direktor der Meißner Porzellan-Manufaktur, seit 1765 Professor an der Akademie. Zu Winckelmanns Zeit hochgepriesen — nennt er ihn doch selbst „den Raphael unserer und aller Zeiten in Landschaften" (Förster, Brief Nr. 225) — und damals neben Mengs thatsächlich der einzige deutsche Maler „von Physiognomie", hat er im Urteil der Nachwelt nur den Ruhm des vielseitigsten und routiniertesten Kopisten. — Karl Heinrich von Heinecken (1706—1791), bei Goethe „Heinecke", in der Kunstgeschichte durch seine „Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen", Leipzig-Dresden 1768—1786, sowie durch sein unvollendetes „Dictionnaire des artistes", Leipzig 1778—1790, in der Geschichte der Kunstsammlungen durch seine Verdienste um die Dresdner Galerie und noch mehr um das dortige Kupferstichkabinett berühmt, für welches er in seiner „Idée générale d'une collection complète d'estampes etc.", Leipzig et Vienne 1771, ein allgemein gültiges Muster aufstellte. Er war zu Winckelmanns Zeit die Seele des Dresdner Kunstlebens Vergl. Justi I, S. 288 ff. — Matthias Österreich (1716—1778), Vetter Heineckens, kam 1732 nach Dresden und erhielt nach einer italienischen Studienreise 1753 eine Anstellung am dortigen Kupferstichkabinett, 1754 an der Galerie. Später trat er in die Dienste Friedrichs II. über, als Direktor der Galerie von Sanssouci, deren berüchtigtes Verzeichnis (Potsdam 1754) sein Werk ist. Winckelmann nennt ihn „einen großen Esel und Erzbetrüger". Vergl. Justi I, S. 293 f.

Wirkungen äußert, die ebenso reell als harmonisch sein müssen, weil sie sich in der Folge als ein festes Band zwischen höchst verschiedenen Menschen kräftig erweisen.

Rom.

Winckelmann war nun in Rom, und wer konnte würdiger sein, die Wirkung zu fühlen, die jener große Zustand auf eine wahrhaft empfängliche Natur hervorzubringen imstande ist! Er sieht seine Wünsche erfüllt, sein Glück begründet, seine Hoffnungen überbefriedigt. Verkörpert stehen seine Ideen um ihn her; mit Staunen wandert er durch die Reste eines Riesenzeitalters; das Herrlichste, was die Kunst hervorgebracht hat, steht unter freiem Himmel; unentgeltlich wie zu den Sternen des Firmaments wendet er seine Augen zu solchen Wunderwerken empor, und jeder verschlossene Schatz öffnet sich für eine kleine Gabe. Der Ankömmling schleicht wie ein Pilgrim unbemerkt umher; dem Herrlichsten und Heiligsten naht er sich in unscheinbarem Gewand; noch läßt er nichts Einzelnes auf sich eindringen, das Ganze wirkt auf ihn unendlich mannigfaltig, und schon fühlt er die Harmonie voraus, die aus diesen vielen, oft feindselig scheinenden Elementen zuletzt für ihn entstehen muß. Er beschaut, er betrachtet alles und wird, auf daß ja sein Behagen vollkommener werde, für einen Künstler gehalten, für den man denn doch am Ende so gerne gelten mag.

Wie uns ein Freund die mächtige Wirkung, welche jener Zustand ausübt, geistvoll entwickelte, teilen wir unsern Lesern statt aller weitern Betrachtungen mit.

„Rom ist der Ort, in dem sich für unsere Ansicht das ganze Altertum in Eins zusammenzieht, und was wir also bei den alten Dichtern, bei den alten Staatsverfassungen empfinden, glauben wir in Rom mehr noch als zu empfinden, selbst anzuschauen.

5. Winckelmann traf am 18. November 1755 in Rom ein. — 9. stehen, 1 stehn. — 10. die Reste eines Riesenzeitalters. Vergl. in Goethes Recension von Sonnenfels, über die Liebe des Vaterlandes: „Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt!“ — 12. unentgeltlich, 1 ohnentgeltlich. — 23. ein Freund. Wilhelm v. Humboldt; er lebte von 1801 bis 1808 in Rom, zuerst als preußischer Ministerresident, dann als bevollmächtigter Minister (Strehlke). Die folgende Stelle ist einem Briefe Humboldts an Goethe vom 23. August 1804 entlehnt. Vergl. Goethe-Jahrbuch VIII, S. 70 ff. und 117.

Wie Homer sich nicht mit andern Dichtern, so läßt sich Rom mit keiner andern Stadt, römische Gegend mit keiner andern vergleichen. Es gehört allerdings das Meiste von diesem Eindruck uns, und nicht dem Gegenstande; aber es ist nicht bloß der empfindelnde Gedanke, zu stehen, wo dieser oder jener große Mann stand, es ist ein gewaltsames Hinreißen in eine von uns nun einmal, sei es auch durch eine notwendige Täuschung, als edler und erhabener angesehene Vergangenheit; eine Gewalt, der selbst, wer wollte, nicht widerstehen kann, weil die Öde, in der die jetzigen Bewohner das Land lassen, und die unglaubliche Masse von Trümmern selbst das Auge dahin führen. Und da nun diese Vergangenheit dem innern Sinne in einer Größe erscheint, die allen Neid ausschließt, an der man sich überglücklich fühlt, nur mit der Phantasie teilzunehmen, ja an der keine andre Teilnahme nur denkbar ist, und dann den äußern Sinn zugleich die Lieblichkeit der Formen, die Größe und Einfachheit der Gestalten, der Reichtum der Vegetation, die doch wieder nicht üppig ist wie in noch südlichern Gegenden, die Bestimmtheit der Umrisse in dem klaren Medium und die Schönheit der Farben in durchgängige Klarheit versetzt, so ist hier der Naturgenuß reiner, von aller Bedürftigkeit entfernter Kunstgenuß. Überall sonst reihen sich Ideen des Kontrastes daran, und er wird elegisch oder satirisch. Freilich indes ist es auch nur für uns so. Horaz empfand Tibur moderner als wir Tivoli. Das beweist sein „Beatus ille qui procul negotiis“. Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Altertum uns erscheinen. Es geht damit wie wenigstens mir und einem Freunde mit den Ruinen; wir haben immer einen Ärger, wenn man eine halbversunkene ausgräbt; es kann höchstens ein Gewinn für die Gelehrsamkeit auf Kosten

3 f. Es gehört ... Gegenstande. In Humboldts Brief: „Es ist allerdings also das meiste an diesem Eindrucke subjectiv.“ — 5. dieser oder jener. Humboldt: „jener oder dieser“. — 11. Trümmern. Humboldt: „Trümmer“. — 13. sich überglücklich. Humboldt: „überglücklich sich“. — 15. den äußern Sinn. Humboldt: „dem äußern Sinne“. — 17. üppig. Humboldt: „überüppig“. — 18. in dem. Humboldt: „im“. — 20. hier. Humboldt: „nur hier“. — 21. Bedürftigkeit. Humboldt: „Dürftigkeit“. — 22. und fehlt bei Humboldt. — 23 f. Horaz ... Tivoli. Strehlke weist hier auf Hor. Carm. I, 7 und II, 6, sowie auf eine Parallelstelle in Schillers Schrift: „Über naive und sentimentalische Dichtung“ hin (Werke XII, 1, 360): „Horaz, der Dichter eines cultivirten und verdorbenen Weltalters, preist die ruhige Glückseligkeit in seinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart nennen.“ — 29. einem Freunde. Humboldt: „Zoega“.

der Phantasie sein. Ich kenne für mich nur noch zwei gleich schreckliche Dinge: wenn man die Campagna di Roma anbauen und Rom zu einer polizierten Stadt machen wollte, in der kein Mensch mehr Messer trüge. Kommt je ein so ordentlicher Papst, was denn die zweiundsiebzig Kardinäle verhüten mögen, so ziehe ich aus. Nur wenn in Rom eine so göttliche Anarchie und um Rom eine so himmlische Wüstenei ist, bleibt für die Schatten Platz, deren einer mehr wert ist als dies ganze Geschlecht."

Mengs.

Aber Winckelmann hätte lange Zeit in den weiten Kreisen altertümlicher Überbleibsel nach den wertesten, seiner Betrachtung würdigsten Gegenständen umhergetastet, hätte das Glück ihn nicht sogleich mit Mengs zusammengebracht. Dieser, dessen eigenes großes Talent auf die alten und besonders die schönen Kunstwerke gerichtet war, machte seinen Freund sogleich mit dem Vorzüglichsten bekannt, was unserer Aufmerksamkeit wert ist. Hier lernte dieser die Schönheit der Formen und ihrer Behandlung kennen und sah sich sogleich aufgeregt, eine Schrift *vom Geschmack der griechischen Künstler* zu unternehmen.

Wie man aber nicht lange mit Kunstwerken aufmerksam umgehen kann, ohne zu finden, daß sie nicht allein von verschiedenen Künstlern, sondern auch aus verschiedenen Zeiten herrühren, und daß sämtliche Betrachtungen des Ortes, des Zeitalters, des individuellen Verdienstes zugleich angestellt werden müssen, also fand auch Winckelmann mit seinem Geradsinne, daß hier die Achse der ganzen Kunstkenntnis befestigt sei. Er hielt sich zuerst an das Höchste, das er in einer Abhandlung *von dem Stile der Bildhauerei in den Zeiten des Phidias* darzustellen gedachte. Doch bald erhob er sich über die Einzelheiten zu der Idee einer Geschichte der Kunst und entdeckte als ein neuer Kolumbus ein lange geahnetes, gedeutetes und besprochenes, ja man kann sagen, ein früher schon gekanntes und wieder verlornes Land.

5. *denn.* Humboldt: „aber". — 9. *Mengs.* Über Winckelmanns persönliches Verhältnis zu *Anton Raffael Mengs* und seiner Gattin und die Beeinflussung seiner Kunsttheorieen durch diesen von ihm Raffael gleichgestellten Maler, der „das Schöne kenne", vergl. Justi II, 1, S. 26 ff.

Traurig ist immer die Betrachtung, wie erst durch die Römer, nachher durch das Eindringen nordischer Völker und durch die daraus entstandene Verwirrung das Menschengeschlecht in eine solche Lage gekommen, daß alle wahre, reine Bildung in ihren Fortschritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht worden.

Man mag in eine Kunst oder Wissenschaft hineinblicken, in welche man will, so hatte der gerade, richtige Sinn dem alten Beobachter schon manches entdeckt, was durch die folgende Barbarei und durch die barbarische Art, sich aus der Barbarei zu retten, ein Geheimnis ward, blieb und für die Menge noch lange ein Geheimnis bleiben wird, da die höhere Kultur der neuern Zeit nur langsam ins allgemeine wirken kann. Vom Technischen ist hier die Rede nicht, dessen sich glücklicherweise das Menschengeschlecht bedient, ohne zu fragen, woher es komme und wohin es führe.

Zu diesen Betrachtungen werden wir durch einige Stellen alter Autoren veranlaßt, wo sich schon Ahnungen, ja sogar Andeutungen einer möglichen und notwendigen Kunstgeschichte finden.

Vellejus Paterculus bemerkt mit großem Anteil das ähnliche Steigen und Fallen aller Künste. Ihn als Weltmann beschäftigte besonders die Betrachtung, daß sie sich nur kurze Zeit auf dem höchsten Punkte, den sie erreichen können, zu erhalten wissen. Auf seinem Standorte war es ihm nicht gegeben, die ganze Kunst als ein Lebendiges (ζῷον) anzusehen, das einen unmerklichen Ursprung, einen langsamen Wachstum, einen glänzenden Augenblick seiner Vollendung, eine stufenfällige Abnahme wie jedes andere organische Wesen, nur in mehreren Individuen, notwendig darstellen muß. Er giebt daher nur sittliche Ursachen an, die freilich als mitwirkend nicht ausgeschlossen werden können, seinem großen Scharfsinn aber nicht genug thun, weil er wohl fühlt, daß eine Notwendigkeit hier im Spiel ist, die sich aus freien Elementen nicht zusammensetzen läßt.

---

18. Ahnungen, 1 Ahndungen. — 20. Vellejus Paterculus. Hist. Rom. I, 16—17. Am 30. März 1805 schreibt Goethe an Eichstädt: „Könnten Sie mir Jakobs' Uebersetzung des Vellejus Paterculus auf kurze Zeit verschaffen?" Die Übersetzung Goethes ist aber durchaus selbständig und im Vergleich zu der von Jakobs meisterhaft zu nennen. — 28. andere, 1 andre.

„Daß wie den Rednern es auch den Grammatikern, Malern und Bildhauern gegangen, wird jeder finden, der die Zeugnisse der Zeiten verfolgt; durchaus wird die Vortrefflichkeit jeder Kunst von dem engsten Zeitraume umschlossen. Warum nun mehrere ähnliche, fähige Menschen sich in einem gewissen Jahreskreis zusammenziehen und sich zu gleicher Kunst und deren Beförderung versammeln, bedenke ich immer, ohne die Ursachen zu entdecken, die ich als wahr angeben möchte. Unter den wahrscheinlichen sind mir folgende die wichtigsten. Nacheiferung nährt die Talente; bald reizt der Neid, bald die Bewunderung zur Nachahmung, und schnell erhebt sich das mit so großem Fleiß Geförderte auf die höchste Stelle. Schwer verweilt sich's im Vollkommenen, und was nicht vorwärts gehen kann, schreitet zurück. Und so sind wir anfangs unsern Vordermännern nachzukommen bemüht; dann aber, wenn wir sie zu übertreffen oder zu erreichen verzweifeln, veraltet der Fleiß mit der Hoffnung, und was man nicht erlangen kann, verfolgt man nicht mehr; man strebt nicht mehr nach dem Besitz, den andre schon ergriffen, man späht nach etwas Neuem, und so lassen wir das, worin wir nicht glänzen können, fahren und suchen für unser Streben ein ander Ziel. Aus dieser Unbeständigkeit, wie mich dünkt, entsteht das größte Hindernis, vollkommene Werke hervorzubringen."

Auch eine Stelle Quintilians, die einen bündigen Entwurf der alten Kunstgeschichte enthält, verdient als ein wichtiges Denkmal in diesem Fache ausgezeichnet zu werden.

Quintilian mag gleichfalls bei Unterhaltung mit römischen Kunstliebhabern eine auffallende Ähnlichkeit zwischen dem Charakter der griechischen bildenden Künstler mit dem der römischen Redner gefunden und sich bei Kennern und Kunstfreunden deshalb näher unterrichtet haben, so daß er bei seiner gleichnisweisen Aufstellung, da jedesmal der Kunstcharakter mit dem Zeitcharakter zusammen-

3 f. jeder Kunst. In allen früheren Drucken „der Kunst". Bei Vellejus Paterculus „cuiusque operis"; daher ist die in W bereits vermutungsweise vorgeschlagene Fassung in den Text zu setzen. — 5. sich in einem, 2—4 sich in einen. Vell. recedentis in quodque saeculum ingeniorum similitudinis. — 11. so fehlt 2—4. Vell. summo studio. — 15. sie zu übertreffen oder, 1 sie übertreffen, oder. Vell. ubi aut praeteriri aut aequari eos posse desperavimus. — 20. können, 1 könnten. Vell. possumus. — 24. Auch eine Stelle Quintilians. Instit. orat. 12, 10, 3—9.

fällt, ohne es zu wissen oder zu wollen, eine Kunstgeschichte selbst darzustellen genötigt ist.

„Man sagt, die ersten berühmten Maler, deren Werke man nicht bloß des Altertums wegen besucht, seien Polygnot und Aglaophon. Ihr einfaches Kolorit findet noch eifrige Liebhaber, welche dergleichen rohe Arbeiten und Anfänge einer sich entwickelnden Kunst den größten Meistern der folgenden Zeit vorziehen, wie mich dünkt, nach einer eigenen Sinnesweise

„Nachher haben Zeuxis und Parrhasius, die nicht weit aus einander lebten, beide ungefähr um die Zeit des peloponnesischen Kriegs, die Kunst sehr befördert. Der erste soll die Gesetze des Lichtes und Schattens erfunden, der andere aber sich auf genaue Untersuchung der Linien eingelassen haben. Ferner gab Zeuxis den Gliedern mehr Inhalt und machte sie völliger und ansehnlicher. Er folgte hierin, wie man glaubt, dem Homer, welchem die gewaltigste Form auch an den Weibern gefällt. Parrhasius aber bestimmte alles dergestalt, daß sie ihn den Gesetzgeber nennen, weil die Vorbilder von Göttern und Helden, wie er sie überliefert hat, von andern als nötigend befolgt und beibehalten werden.

„So blühte die Malerei um die Zeit des Philippus bis zu den Nachfolgern Alexanders, aber in verschiedenen Talenten. Denn an Sorgfalt ist Protogenes, an Überlegung Pamphilus und Melanthius, an Leichtigkeit Antiphilus, an Erfindung seltsamer Erscheinungen, die man Phantasien nennt, Theon der Samier, an Geist und Anmut Apelles von niemanden übertroffen worden. Euphranorn bewundert man, daß er in Rücksicht der Kunsterfordernisse überhaupt unter die Besten gerechnet werden muß und zugleich in der Maler- und Bildhauerkunst vortrefflich war.

„Denselben Unterschied findet man auch bei der Plastik. Denn Kalon und Hegesias haben härter und den Toskanern ähnlich gearbeitet, Kalamis weniger streng, noch weicher Myron.

„Fleiß und Zierlichkeit besitzt Polyklet vor allen. Ihm wird von vielen der Preis zuerkannt; doch damit ihm etwas abgehe, meint man, ihm fehle das Gewicht. Denn wie er die menschliche

4. besucht. W vermutet „besichtigt", weil der Urtext „visenda" lautet. Ein Grund dafür ist indessen nicht anzuführen, da ja „besucht" sich genau mit einer Bedeutung des lateinischen Wortes deckt. — 12. andere, 1 andre.

Form zierlicher gemacht, als die Natur sie zeigt, so scheint er die Würde der Götter nicht völlig auszufüllen, ja, er soll sogar das ernstere Alter vermieden und sich über glatte Wangen nicht hinausgewagt haben.

„Was aber dem Polyklet abgeht, wird dem Phidias und Alkamenes zugestanden. Phidias soll Götter und Menschen am vollkommensten gebildet, besonders in Elfenbein seinen Nebenbuhler weit übertroffen haben. Also würde man urteilen, wenn er auch nichts als die Minerva zu Athen oder den Olympischen Jupiter in Elis gemacht hätte, dessen Schönheit der angenommenen Religion, wie man sagt, zu statten kam; so sehr hat die Majestät des Werkes dem Gotte sich gleichgestellt.

„Lysippus und Praxiteles sollen nach der allgemeinen Meinung sich der Wahrheit am besten genähert haben; Demetrius aber wird getadelt, daß er hierin zu viel gethan; er hat die Ähnlichkeit der Schönheit vorgezogen."

Litterarisches Metier.

Nicht leicht ist ein Mensch glücklich genug, für seine höhere Ausbildung von ganz uneigennützigen Gönnern die Hülfsmittel zu erlangen. Selbst wer das Beste zu wollen glaubt, kann nur das befördern, was er liebt und kennt, oder noch eher, was ihm nutzt. Und so war auch die litterarisch-bibliographische Bildung dasjenige Verdienst, das Winckelmann früher dem Grafen Bünau und später dem Kardinal Passionei empfahl.

Ein Bücherkenner ist überall willkommen, und er war es in jener Zeit noch mehr, als die Lust, merkwürdige und rare Bücher zu sammeln, lebendiger, das bibliothekarische Geschäft noch mehr in sich selbst beschränkt war. Eine große deutsche Bibliothek sah einer großen römischen ähnlich; sie konnten mit einander im Besitz der Bücher wetteifern. Der Bibliothekar eines deutschen Grafen war für einen Kardinal ein erwünschter Hausgenosse und konnte sich auch da gleich wieder als zu Hause finden. Die Bibliotheken waren wirkliche Schatzkammern, anstatt daß man sie

6 f. Götter ... gebildet. Abweichend bei Quintilianus: „dis quam hominibus effingendis melior artifex." — 24. und später ... empfahl. Über Winckelmanns Einführung beim Kardinal Passionei, der ihn ursprünglich für die „schriftliche Recension" von 200 griechischen Manuskripten seiner Bibliothek — nächst der Bünauschen der größten damaligen Privatbibliothek Europas — beschäftigen wollte, vergl. Justi II, 1, S. 93 ff.

jetzt bei dem schnellen Fortschreiten der Wissenschaften, bei dem zweckmäßigen und zwecklosen Anhäufen der Druckschriften mehr als nützliche Vorratskammern und zugleich als unnütze Gerümpelkammern anzusehen hat, so daß ein Bibliothekar weit mehr als sonst sich von dem Gange der Wissenschaft, von dem Wert und Unwert der Schriften zu unterrichten Ursache hat und ein deutscher Bibliothekar Kenntnisse besitzen muß, die fürs Ausland verloren wären.

Aber nur kurze Zeit und nur so lange, als es nötig war, um sich einen mäßigen Lebensunterhalt zu verschaffen, blieb Winckelmann seiner eigentlichen litterarischen Beschäftigung getreu, so wie er auch bald das Interesse an dem, was sich auf kritische Untersuchungen bezog, verlor, weder Handschriften vergleichen, noch deutschen Gelehrten, die ihn über manches befragten, zur Rede stehen wollte.

Doch hatten ihm seine Kenntnisse schon früher zu einer vorteilhaften Einleitung gedient. Das Privatleben der Italiener überhaupt, besonders aber der Römer, hat aus mancherlei Ursachen etwas Geheimnisvolles. Dieses Geheimnis, diese Absonderung, wenn man will, erstreckte sich auch über die Litteratur. Gar mancher Gelehrter widmete sein Leben im stillen einem bedeutenden Werke, ohne jemals damit erscheinen zu wollen oder zu können. Auch fanden sich häufiger als in irgend einem Lande Männer, welche bei mannigfaltigen Kenntnissen und Einsichten sich schriftlich oder gar gedruckt mitzuteilen nicht zu bewegen waren. Zu solchen fand Winckelmann den Eintritt gar bald eröffnet. Er

9 ff. Aber nur kurze Zeit ... wollte. Am 20. November 1757 schreibt Winckelmann an Genzmer: „Meine Studien habe ich eingeschränkt auf die Kunst und griechische Gelehrsamkeit. .. Ich suche auch keine Bücherkenntniß zu erlangen.“ (Förster Nr. 61.) Wiederholt spricht er von seinem „Ekel und Unwillen gegen die mehresten deutschen Gelehrten“ und über den Krieg der deutschen Professores, „die sich dem Teufel und seiner Großmutter ergeben über ein Wort mit oder ohne h“. (Förster, Brief Nr. 137.) Seine eigene Stellung zur klassischen Philologie faßt er in die Worte zusammen: „Ich sehe, daß ich alte Griechen durch alte Denkmäler erklären und verbessern kann, und darf es also nicht durch Collationiren der Mscrpt. zu erhalten suchen.“ (Förster, Brief Nr. 242.) Über die Anfragen aus Deutschland äußert er sich an Walther am 1. März 1766: „Es geschehen mir so viel unvernünftige Anmuthungen von den Pedanten jenseits der Alpen, daß alle meine Zeit auf zwanzig Jahre hinaus nicht zureichen würde, ihren Verlangen ein Genüge zu thun; und ich antworte ferner niemanden von dergleichen Leuten.“ (Förster, Brief Nr. 345.) Wie weit diese „Anmuthungen“ gingen, zeigt der Brief an Genzmer vom 20. März 1766: „Die Skribleri unserer Nation suchen Wege, mich mit Briefen zu bestürmen, auf die der Teufel selbst kaum gedacht hatte. Man hat mir ganz kürzlich an hundert Punkte in einem einzigen Briefe zu beantworten geschickt, und es würde wenigstens zehn Jahre Zeit erfordern, um solchen ungestümen und unverschämten Verlangen eine Genüge zu thun.“ (Förster, Brief Nr. 346.)

nennt unter ihnen vorzüglich Giacomelli und Baldani und erwähnt seiner zunehmenden Bekanntschaften, seines wachsenden Einflusses mit Vergnügen.

Kardinal Albani.

Über alles förderte ihn das Glück, ein Hausgenosse des Kardinals Albani geworden zu sein. Dieser, der bei einem großen Vermögen und bedeutendem Einfluß von Jugend auf eine entschiedene Kunstliebhaberei, die beste Gelegenheit, sie zu befriedigen, und ein bis ans Wunderbare grenzendes Sammlerglück gehabt hatte, fand in späteren Jahren in dem Geschäft, diese Sammlung würdig aufzustellen und so mit jenen Römischen Familien zu wetteifern, die früher auf den Wert solcher Schätze aufmerksam gewesen, sein höchstes Vergnügen; ja, den dazu bestimmten Raum nach Art der Alten zu überfüllen, war sein Geschmack und seine Lust. Gebäude drängten sich an Gebäude, Saal an Saal, Halle zu Halle; Brunnen und Obelisken, Karyatiden und Basreliefe, Statuen und Gefäße fehlten weder im Hof- noch Gartenraum, indes große und kleinere Zimmer, Galerien und Kabinette die merkwürdigsten Monumente aller Zeiten enthielten.

1. Mit dem gelehrten Prälaten Michelangelo Giacomelli (1695—1774) trat Winckelmann gegen Ende des Jahres 1756 in näheren Verkehr. Die gleiche Begeisterung für die Griechen führte sie zusammen, denn Giacomelli war neben Mazzocchi und Corsini der erste Kenner des Griechischen, neben dem selbst Winckelmann „die Segel streichen" wollte. Winckelmann nennt ihn zugleich „einen großen Mathematiker, Physiker und Poeten", „einen der größten Gelehrten in aller Gelehrsamkeit" und preist sein liebenswürdiges Entgegenkommen. Über Leben, Werke und Bedeutung Giacomellis vergl. Justi II, 1, S. 88 ff. — Von dem gelehrten geh. Kaplan des Papstes, Antonio Baldani (1691—1766), den Winckelmann, im Gegensatz zu dem „Gelehrtesten" Giacomelli, den „Weisesten" in Rom nennt, gelten Goethes obige Bemerkungen in besonderem Grade. Er war ein hervorragendes Mitglied der römischen Gelehrtenrepublik, aber er hatte nach Winckelmanns eigenen Worten „nicht die Eitelkeit, ein Schriftsteller zu werden, sondern theilete mit, was er hat und weiß". (Förster, Briefe Nr. 54 und 65.) Seinen Nachruhm dankt er nicht eigenen Schriften — nur „wegen der vielen von ihm vorbereiteten Werke" ward er den Schriftstellern beigezählt — sondern seinen Beiträgen zu den Werken anderer und seiner reichen Bibliothek. Vergl. über ihn Justi II, 1, S. 126 ff. — 6. Kardinals, 1—2 Kardinal. — Über den Kardinal Alessandro Albani (1692—1779) und Winckelmanns Verhältnis zu ihm vergl. Justi II, 1, Kap. 5, S. 291—311. Winckelmann trat nach dem Tod des Kardinals Archinto, 1758, dessen Bibliothek er katalogisiert hatte, als Bibliothekar in seine Dienste, wurde sein Berater in allen Angelegenheiten seiner Sammlungen, und sein Vertrauter. — 9. grenzendes, 1—2 glänzendes. — 15 ff. Der Bau der Villa begann mit den fünfziger Jahren; Winckelmann sah den Grundstein legen und den Bau „täglich an Schönheit wachsen". Er preist die Villa als „das erstaunendste Werk in Rom, welches irgend in neuer Zeit entworfen", nur mit der Peterskirche vergleichbar. Sein Plan, eine Beschreibung der Villa und ihrer Schätze zu liefern (vergl. Brief an Stosch vom 11. August 1761, Förster Nr. 172), blieb unausgeführt. Wir besitzen von ihm nur die knappe Schilderung in den für F. R. von Berg bestimmten „Anmerkungen über die Alterthümer in Rom" (Förster, Briefe, C. S. 439), sowie die einzelnen Angaben in zahlreichen

Im Vorbeigehen gedachten wir, daß die Alten ihre Anlagen durchaus gleicherweise gefüllt. So überhäuften die Römer ihr Kapitol, daß es unmöglich scheint, alles habe darauf Platz gehabt. So war die Via sacra, das Forum, der Palatin überdrängt mit Gebäuden und Denkmälern, so daß die Einbildungskraft kaum noch eine Menschenmasse in diesen Räumen unterbringen könnte, wenn ihr nicht die Wirklichkeit ausgegrabener Städte zu Hülfe käme, wenn man nicht mit Augen sehen könnte, wie eng, wie klein, wie gleichsam nur als Modell zu Gebäuden ihre Gebäude angelegt sind. Diese Bemerkung gilt sogar von der Villa des Hadrian, bei deren Anlage Raum und Vermögen genug zum Großen vorhanden war.

In einem solchen überfüllten Zustande verließ Winckelmann die Villa seines Herrn und Freundes, den Ort seiner höhern und erfreulichsten Bildung So stand sie auch lange noch nach dem Tode des Kardinals zur Freude und Bewunderung der Welt, bis sie in der alles bewegenden und zerstreuenden Zeit ihres sämtlichen Schmuckes beraubt wurde. Die Statuen waren aus ihren Nischen und von ihren Stellen gehoben, die Basreliefe aus den Mauern herausgerissen und der ungeheure Vorrat zum Transport eingepackt. Durch den sonderbarsten Wechsel der Dinge führte man diese Schätze nur bis an die Tiber. In kurzer Zeit gab man sie dem Besitzer zurück, und der größte Teil bis auf wenige Juwelen befindet sich wieder an der alten Stelle. Jenes erste traurige Schicksal dieses Kunst-Elysiums und dessen Wiederherstellung durch eine abenteuerliche Wendung der Dinge hätte Winckelmann erleben können. Doch wohl ihm, daß er dem irdischen Leid sowie der zum Ersatz nicht immer hinreichenden Freude schon entwachsen war.

Glücksfälle.

Aber auch manches äußere Glück begegnete ihm auf seinem Wege; nicht allein, daß in Rom das Aufgraben der Altertümer lebhaft und glücklich von statten ging, sondern es waren auch

römischen Briefen. Als Parallelstelle zum Obigen sei Winckelmanns Ausspruch im Brief an Stosch vom 15. August 1766 (Förster Nr. 359) erwähnt: der Kardinal Albani „geräth immer tiefer hinein, und findet keine Grenzen in seiner Villa. Er ist ein Cartesianer im bauen; denn er kann keinen leeren Raum leiden, und seine Villa wird, wenn er länger lebt, aussehen, wie wir uns das alte Capitolium vorstellen müssen".

die Herkulanischen und Pompejischen Entdeckungen teils neu, teils durch Neid, Verheimlichung und Langsamkeit unbekannt geblieben, und so kam er in eine Ernte, die seinem Geiste und seiner Thätigkeit genugsam zu schaffen gab.

Traurig ist es, wenn man das Vorhandne als fertig und abgeschlossen ansehen muß. Rüstkammern, Galerien und Museen, zu denen nichts hinzugefügt wird, haben etwas Grab- und Gespensterartiges; man beschränkt seinen Sinn in einem so beschränkten Kunstkreis, man gewöhnt sich, solche Sammlungen als ein Ganzes anzusehen, anstatt daß man durch immer neuen Zuwachs erinnert werden sollte, daß in der Kunst wie im Leben kein Abgeschlossenes beharre, sondern ein Unendliches in Bewegung sei.

In einer so glücklichen Lage befand sich Winckelmann. Die Erde gab ihre Schätze her, und durch den immerfort regen Kunsthandel bewegten sich manche alte Besitzungen ans Tageslicht, gingen vor seinen Augen vorbei, ermunterten seine Neigung, erregten sein Urteil und vermehrten seine Kenntnisse.

Kein geringer Vorteil für ihn war sein Verhältnis zu dem Erben der großen Stoschischen Besitzungen. Erst nach dem Tode

1. die Herkulanischen ... Entdeckungen. Über die Herkulanischen Entdeckungen veröffentlichte Winckelmann selbst das „Sendschreiben an den Reichsgrafen von Brühl", Dresden 1762, und „Nachrichten an Heinrich Fuessli". Dresden 1764. — 19. Der „abenteuerliche Halbdiplomat" Baron Philipp von Stosch (1691—1757), seit 1731 in Florenz ansässig, der deutsche „Nestor der Archäologie" in Italien und das „Orakel" aller Sammler, hatte Winckelmann, mit welchem er in einen antiquarischen Briefwechsel getreten war, zum Herausgeber seines berühmten Gemmenkabinetts bestimmt. Nach seinem im November 1757 erfolgten Ableben berief sein Neffe und Erbe Muzell-Stosch Winckelmann zur Erfüllung dieses Vermächtnisses nach Florenz, wo derselbe vom September 1758 bis zum Juni 1759 auf Grund der vom alten Stosch verfaßten Verzeichnisse einen Catalogue raisonné der geschnittenen Steine zunächst aus dem gröbsten entwarf und ihn dann mit Hülfe des Kardinals Albani bis zum September 1760 in Rom vollendete. Das Kabinett, welches Winckelmann selbst „königlich" und „das stärkste in der Welt" nennt, enthielt nach Justi etwa 3000 antike Steine und 28000 Abdrücke. Es wurde später, 1764, zum größten Teil von Friedrich II. erworben und etwa zu vier Fünfteln in das Berliner Kabinett eingereiht, dessen Gemmensammlung dadurch zur reichsten der Welt wurde. Zu dem Katalog, welcher 1760 unter dem Titel: „Description des Pierres gravées du feu Baron de Stosch par M. l'abbé Winckelmann etc." in Florenz erschien, hat auch der Franzose Joannan de St. Laurent beigetragen. Über die beiden Stosch, das Kabinett und die Description vergl. Justi II, 1, Kap. 4, S. 222 ff. Im Jahre 1828 beschäftigte sich Goethe nochmals mit diesem Kabinett, als er über das 1827 auf Grund jener „Description" angefertigte „Verzeichnis der geschnittenen Steine in dem königlichen Museum der Altertümer zu Berlin" berichtete. Vergl. „Über Kunst und Altertum" VI. Bd. 2. Heft. 1828. Dort wird auch das Leben Philipps von Stosch kurz erzählt. Vergl. H. Rollet, „Goethe und die Glyptik". Goethe-Jahrbuch III, S. 352 ff. An der „Übereilung" war einerseits das Drängen Muzell-Stoschs, welcher des Katalogs für den Verkauf der Sammlung baldigst bedurfte, andererseits der Tod des Kardinal Archinto (vergl. S. 61, Z. 6 Anm.) und Winckelmanns Berufung zum Kardinal Albani schuld. Die oben erwähnte eifrige Korrespondenz Winckelmanns mit Muzell-Stosch giebt einen trefflichen Einblick in Winckelmanns Arbeitsart und die beste Erläuterung zu dem folgenden Abschnitt: „Erlangte Einsicht" (vergl. S. 68). Nach zahllosen Zusätzen,

des Sammlers lernte er diese kleine Kunstwelt kennen und herrschte darin nach seiner Einsicht und Überzeugung. Freilich ging man nicht mit allen Teilen dieser äußerst schätzbaren Sammlung gleich vorsichtig um, wiewohl das Ganze einen Katalog zur Freude und zum Nutzen nachfolgender Liebhaber und Sammler verdient hätte. Manches ward verschleudert; doch um die treffliche Gemmensammlung bekannter und verkäuflicher zu machen, unternahm Winckelmann mit dem Erben Stosch die Fertigung eines Katalogs, von welchem Geschäft und dessen übereilter und doch immer geistreicher Behandlung uns die überbliebene Korrespondenz ein merkwürdiges Zeugnis ablegt.

Bei diesem auseinanderfallenden Kunstkörper wie bei der sich immer vergrößernden und mehr vereinigenden Albanischen Sammlung zeigte sich unser Freund geschäftig, und alles, was zum Sammeln oder Zerstreuen durch seine Hände ging, vermehrte den Schatz, den er in seinem Geiste angefangen hatte aufzustellen.

Unternommene Schriften.

Schon als Winckelmann zuerst in Dresden der Kunst und den Künstlern sich näherte und in diesem Fach als Anfänger erschien, war er als Litterator ein gemachter Mann. Er übersah die Vorzeit sowie die Wissenschaften in manchem Sinne. Er fühlte und kannte das Altertum sowie das Würdige der Gegenwart, des Lebens und des Charakters selbst in seinem tiefgedrückten Zustande. Er hatte sich einen Stil gebildet. In der neuen Schule, die er betrat, horchte er nicht nur als ein gelehriger, sondern als ein gelehrter Jünger seinen Meistern zu, er horchte ihnen ihre bestimmten Kenntnisse leicht ab und fing sogleich an, alles zu nutzen und zu verbrauchen.

Auf einem höhern Schauplatze als zu Dresden, in einem höhern Sinne, der sich ihm geöffnet hatte, blieb er derselbige. Was er von Mengs vernahm, was die Umgebung ihm zurief, bewahrte er nicht etwa lange bei sich, ließ den frischen Most nicht etwa gären und klar werden, sondern, wie man sagt, daß man

Ergänzungen und Umänderungen schreibt er noch am 14. Juni 1760 an Muzell-Stosch: „Ich habe angefangen unendlich viel Sachen zu unserm Werke beizutragen, so daß, wenn es künftig einem Buchhändler einfallen sollte, eine neue Auflage zu machen, soll es ein Werk werden, wie es würde geworden sein, wenn ich mehr Zeit gehabt hätte."

4. Katalog, 1 Katalogen. — 22. tiefgedrückten, 1—3 tiefgedrücktem.

durch Lehren lerne, so lernte er im Entwerfen und Schreiben. Wie manchen Titel hat er uns hinterlassen, wie manche Gegenstände benannt, über die ein Werk erfolgen sollte! Und diesem Anfang glich seine ganze antiquarische Laufbahn. Wir finden ihn immer in Thätigkeit, mit dem Augenblick beschäftigt, ihn dergestalt ergreifend und festhaltend, als wenn der Augenblick vollständig und befriedigend sein könnte, und ebenso ließ er sich wieder vom nächsten Augenblicke belehren. Diese Ansicht dient zur Würdigung seiner Werke.

Daß sie so, wie sie da liegen, erst als Manuskript auf das Papier gekommen und sodann später im Druck für die Folgezeit fixiert worden, hing von unendlich mannigfaltigen, kleinen Umständen ab. Nur einen Monat später, so hätten wir ein anderes Werk, richtiger an Gehalt, bestimmter in der Form, vielleicht etwas ganz Anderes. Und eben darum bedauern wir höchlich seinen frühzeitigen Tod, weil er sich immer wieder umgeschrieben und immer sein ferneres und neustes Leben in seine Schriften eingearbeitet hätte.

Und so ist alles, was er uns hinterlassen, als ein Lebendiges für die Lebendigen, nicht für die im Buchstaben Toten geschrieben. Seine Werke, verbunden mit seinen Briefen, sind eine Lebensdarstellung, sind ein Leben selbst. Sie sehen wie das Leben der meisten Menschen nur einer Vorbereitung, nicht einem Werke gleich. Sie veranlassen zu Hoffnungen, zu Wünschen, zu Ahnungen; wie man daran bessern will, so sieht man, daß man sich selbst zu bessern hätte; wie man sie tadeln will, so sieht man, daß man demselbigen Tadel vielleicht auf einer höhern Stufe der Erkenntnis selbst ausgesetzt sein möchte; denn Beschränkung ist überall unser Los.

---

2 f. Wie manchen ... sollte. Vergl. Rosetti a. a. O. S. 250. Die geplanten Schriften, welche in den Briefen erwähnt werden, waren teils — wie die Edition des Libanius (Förster Nr. 51), die „Conjectanea in Graecorum Auctores et Monumenta“ (Förster Nr. 306) — philologischer, teils — wie der in die Druckschriften verarbeitete „Commentar über die ältesten griechischen Münzen“ (Förster Nr. 158 und 170) und: „Von der Ergänzung der Statuen und anderer Werke des Alterthums“ (Förster Nr. 50 und 51) — archäologischer Art. Andere — wie die „Römischen Briefe“ (Förster Nr. 56), „Von dem gegenwärtigen Zustand der schönen Künste und Wissenschaften und der Gelehrsamkeit in Italien“ (Förster Nr. 159) und die „Abhandlung vom verderbten Geschmack in Künsten und Wissenschaften“ (Förster Nr. 282 und 284) — wären polemischer Natur gewesen. Über sein Lieblingsthema: „Von der Art, nützlich in Italien zu reisen“ vergl. Förster, Briefe Nr. 160, 188 und Nachträge D und E. Zuletzt war Winckelmann mit den Vorarbeiten für den III. Band der „Monumenti inediti“ beschäftigt. — 23. Ahnungen, 1 Ahndungen.

Philosophie.

Da bei dem Fortrücken der Kultur nicht alle Teile des menschlichen Wirkens und Umtreibens, an denen sich die Bildung offenbaret, in gleichem Wachstum gedeihen, vielmehr nach günstiger Beschaffenheit der Personen und Umstände einer dem andern voreilen und ein allgemeineres Interesse erregen muß, so entsteht daraus ein gewisses eifersüchtiges Mißvergnügen bei den Gliedern der so mannigfaltig verzweigten großen Familie, die sich oft um desto weniger vertragen, je näher sie verwandt sind.

Zwar ist es meistens eine leere Klage, wenn sich bald diese oder jene Kunst- und Wissenschaftsbeflissenen beschweren, daß gerade ihr Fach von den Mitlebenden vernachlässigt werde; denn es darf nur ein tüchtiger Meister sich zeigen, so wird er die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Raphael möchte nur immer heute wieder hervortreten, und wir wollten ihm ein Übermaß von Ehre und Reichtum zusichern. Ein tüchtiger Meister weckt brave Schüler, und ihre Thätigkeit ästet wieder ins Unendliche.

Doch haben freilich von jeher die Philosophen besonders den Haß nicht allein ihrer Wissenschaftsverwandten, sondern auch der Welt- und Lebensmenschen auf sich gezogen und vielleicht mehr durch ihre Lage als durch eigene Schuld. Denn da die Philosophie ihrer Natur nach an das Allgemeinste, an das Höchste Anforderung macht, so muß sie die weltlichen Dinge als in ihr begriffen, als ihr untergeordnet ansehen und behandeln.

Auch verleugnet man ihr diese anmaßlichen Forderungen nicht ausdrücklich, vielmehr glaubt jeder ein Recht zu haben, an ihren Entdeckungen teil zu nehmen, ihre Maximen zu nutzen und, was sie sonst reichen mag, zu verbrauchen. Da sie aber, um allgemein zu werden, sich eigener Worte, fremdartiger Kombinationen und seltsamer Einleitungen bedienen muß, die mit den besondern Zuständen der Weltbürger und mit ihren augenblicklichen Bedürfnissen nicht eben zusammenfallen, so wird sie von denen geschmäht, die nicht gerade die Handhabe finden können, wobei sie allenfalls noch anzufassen wäre.

Wollte man aber dagegen die Philosophen beschuldigen, daß sie selbst den Übergang zum Leben nicht sicher zu finden wissen,

11. Wissenschaftsbeflissenen, 1—2 Wissenschaftsbeflissene. — 22. Anforderung, 1 Anfoderung.

daß sie gerade da, wo sie ihre Überzeugung in That und Wirkung verwandeln wollen, die meisten Fehlgriffe thun und dadurch ihren Kredit vor der Welt selbst schmälern, so würde es hiezu an mancherlei Beispielen nicht fehlen.

Winckelmann beklagt sich bitter über die Philosophen seiner Zeit und über ihren ausgebreiteten Einfluß; aber mich dünkt, man kann einem jeden Einfluß aus dem Wege gehen, indem man sich in sein eigenes Fach zurückzieht. Sonderbar ist es, daß Winckelmann die Leipziger Akademie nicht bezog, wo er unter Christs Anleitung und ohne sich um einen Philosophen in der Welt zu bekümmern, sich in seinem Hauptstudium bequemer hätte ausbilden können.

Doch steht, indem uns die Ereignisse der neuern Zeit vorschweben, eine Bemerkung hier wohl am rechten Platze, die wir auf unserm Lebenswege machen können, daß kein Gelehrter ungestraft jene große philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe, außer etwa die echten Altertumsforscher, welche durch die Eigenheit ihres Studiums vor allen andern Menschen vorzüglich begünstigt zu sein scheinen.

Denn indem sie sich nur mit dem Besten, was die Welt hervorgebracht hat, beschäftigen und das Geringe, ja das Schlechtere nur im Bezug auf jenes Vortreffliche betrachten, so erlangen ihre Kenntnisse eine solche Fülle, ihre Urteile eine solche Sicherheit, ihr Geschmack eine solche Konsistenz, daß sie innerhalb ihres eigenen Kreises bis zur Verwunderung, ja bis zum Erstaunen ausgebildet erscheinen.

5f. Winckelmann ... Einfluß. Besonders über die Schriften Christian Wolffs, von denen er sagt, es seien „Kindereien, ohne große Mühe zusammengeschmiert, die endlich die Mäuse fressen werden“. Vergl. Justi I, S. 69 ff. — 8f. Sonderbar ... bezog. Winckelmann studierte in Halle und Jena. — 9f. unter Christs Anleitung. Johann Friedrich Christ (1700—1756), seit 1731 Professor der Geschichte und später auch der Dichtkunst in Leipzig, hat durch sein „Collegium litterarium“ dem archäologischen Studium an deutschen Universitäten Bahn gebrochen. Ähnlich wie Goethe äußert sich Wolf in der III. Skizze (Originalausgabe S. 459): „Wahrscheinlich aber würde er (Winckelmann) auf keiner andern hohen Schule von Deutschland für die Elemente seiner nachmaligen Lieblingskenntnisse viel mehr gewonnen haben, außer etwa zu Leipzig, wo ... damals, neben andern Lehrern der klassischen Literatur, Christ eine kleine Anzahl von Zuhörern auch mit den Überbleibseln alter Kunst bekannt machte. ... Vielleicht machte indeß W., als er beym Grafen Bünau war, oder zunächst während des Aufenthalts zu Dresden, Gebrauch von den handschriftlich herumgehenden Heften des Christischen sogenannten Collegium litterarium, woraus er manche nutzbare Notiz, selbst über das Technische der Kunstwerke, aber freilich keinen allgemeinen Geist des Alterthums ziehen konnte.“ — Christ war übrigens Erzieher und Reisebegleiter in der Bünauschen Familie gewesen.

Auch Winckelmann gelang dieses Glück, wobei ihm freilich die bildende Kunst und das Leben kräftig einwirkend zu Hülfe kamen.

Poesie.

So sehr Winckelmann bei Lesung der alten Schriftsteller auch auf die Dichter Rücksicht genommen, so finden wir doch bei genauer Betrachtung seiner Studien und seines Lebensganges keine eigentliche Neigung zur Poesie, ja man könnte eher sagen, daß hie und da eine Abneigung hervorblicke, wie denn seine Vorliebe für alte gewohnte Luthersche Kirchenlieder und sein Verlangen, ein solches unverfälschtes Gesangbuch selbst in Rom zu besitzen, wohl von einem tüchtigen wackern Deutschen, aber nicht eben von einem Freunde der Dichtkunst zeuget.

Die Poeten der Vorzeit scheinen ihn früher als Dokumente der alten Sprachen und Litteraturen, später als Zeugnisse für bildende Kunst interessiert zu haben. Desto wunderbarer und erfreulicher ist es, wenn er selbst als Poet auftritt, und zwar als ein tüchtiger, unverkennbarer in seinen Beschreibungen der Statuen, ja beinahe durchaus in seinen spätern Schriften. Er sieht mit den Augen, er faßt mit dem Sinn unaussprechliche Werke, und doch fühlt er den unwiderstehlichen Drang, mit Worten und Buchstaben ihnen beizukommen. Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgeteilt werden, und indem er nun die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten mustert, sieht er sich genötigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht.

Erlangte Einsicht.

So sehr Winckelmann überhaupt auf ein gewisses Ansehn vor der Welt achtete, so sehr er sich einen litterarischen Ruhm wünschte, so gut er seine Werke auszustatten und sie durch einen gewissen feierlichen Stil zu erheben suchte, so war er doch keines=

9ff. wie denn ... besitzen. Vergl. Briefe, Förster Nr. 370 u. 456. — 14. scheinen, 1—3 schienen.

weges blind gegen ihre Mängel, die er vielmehr auf das schnellste bemerkte, wie sich's bei seiner fortschreitenden, immer neue Gegenstände fassenden und bearbeitenden Natur notwendig ereignen mußte. Je mehr er nun in irgend einem Aufsatze dogmatisch und didaktisch zu Werke gegangen war, diese oder jene Erklärung eines Monuments, diese oder jene Auslegung und Anwendung einer Stelle behauptet und festgesetzt hatte, desto auffallender war ihm der Irrtum, sobald er durch neue Data sich davon überzeugt hielt, desto schneller war er geneigt, ihn auf irgend eine Weise zu verbessern.

Hatte er das Manuskript noch in der Hand, so ward es umgeschrieben; war es zum Druck abgesendet, so wurden Verbesserungen und Nachträge hinterdrein geschickt, und von allen diesen Neuschritten machte er seinen Freunden kein Geheimnis; denn auf Wahrheit, Geradheit, Derbheit und Redlichkeit stand sein ganzes Wesen gegründet.

Spätere Werke.

Ein glücklicher Gedanke ward ihm, zwar auch nicht auf einmal, sondern nur durch die That selbst klar, das Unternehmen seiner monumenti inediti.

Man sieht wohl, daß jene Lust, neue Gegenstände bekannt zu machen, sie auf eine glückliche Weise zu erklären, die Altertumskunde in so großem Maße zu erweitern, ihn zuerst angelockt habe; dann tritt das Interesse hinzu, die von ihm in der Kunstgeschichte einmal aufgestellte Methode auch hier an Gegenständen, die er dem Leser vor Augen legt, zu prüfen, da denn zuletzt der glückliche Vorsatz sich entwickelte, in der vorausgeschickten Abhandlung das Werk über die Kunstgeschichte, das ihm schon im Rücken lag, stillschweigend zu verbessern, zu reinigen, zusammenzudrängen und vielleicht sogar teilweise aufzuheben.

Im Bewußtsein früherer Mißgriffe, über die ihn der Nichtrömer kaum zurechtweisen durfte, schrieb er ein Werk in italienischer Sprache, das auch in Rom gelten sollte. Nicht allein befleißigt er sich dabei der größten Aufmerksamkeit, sondern wählt sich auch freundschaftliche Kenner, mit denen er die Arbeit genau durchgeht,

19. Monumenti antichi inediti spiegati ed illustrati da Giovanni Winckelmann. Roma 1767. — 33 f. sondern wählt ... durchgeht. Besonders Baldani und — für die Sprache — Vanvitelli, den Baumeister von Caserta, ferner den Kardinal Albani, Contucci, Bottari, Giacomelli u. a. Vergl. Justi II, 2, S. 345 ff.

sich ihrer Einsicht, ihres Urteils auf das klügste bedient und so ein Werk zustande bringt, das als Vermächtnis auf alle Zeiten übergehen wird. Und er schreibt es nicht allein, er besorgt es, unternimmt es und leistet als ein armer Privatmann das, was einem wohlgegründeten Verleger, was akademischen Kräften Ehre machen würde.

Papst.

Sollte man so viel von Rom sprechen, ohne des Papstes zu gedenken, der doch Winckelmann wenigstens mittelbar manches Gute zufließen lassen!

Winckelmanns Aufenthalt in Rom fiel zum größten Teil unter die Regierung Benedikts XIV. Lambertini, der als ein heiterer, behaglicher Mann lieber regieren ließ, als regierte; und so mögen auch die verschiedenen Stellen, welche Winckelmann bekleidete, ihm durch die Gunst seiner hohen Freunde mehr als durch die Einsicht des Papstes in seine Verdienste geworden sein.

Doch finden wir ihn einmal auf eine bedeutende Weise in der Gegenwart des Hauptes der Kirche; ihm wird die besondere Auszeichnung, dem Papste aus den monumenti inediti einige Stellen vorlesen zu dürfen, und er gelangt auch von dieser Seite zur höchsten Ehre, die einem Schriftsteller werden kann.

Charakter.

Wenn bei sehr vielen Menschen, besonders aber bei Gelehrten, dasjenige, was sie leisten, als die Hauptsache erscheint und der Charakter sich dabei wenig äußert, so tritt im Gegenteil bei Winckelmann der Fall ein, daß alles dasjenige, was er hervorbringt, hauptsächlich deswegen merkwürdig und schätzenswert ist, weil sein Charakter sich immer dabei offenbart. Haben wir schon unter der Aufschrift vom Antiken und Heidnischen,

12. Benedikt XIV. starb im Mai 1758; von Winckelmanns italienischem Aufenthalt fallen in seine Lebenszeit also nur zwei und ein halbes Jahr, die „römischen Meisterjahre" aber vielmehr unter Klemens XIII. (1758—1769), dem er persönlich nahe trat und seine Ämter („Präsident der Altertümer in Rom" [Antiquario della Camera Apostolica] und „Scrittore an der Vaticana") verdankte. Vergl. Justi II, 2, S. 23—31, über Benedikt XIV. II, 1, S. 138—142. — 18. besondere, 1 besondre. — 19 f. dem Papste ... dürfen. Über diese Vorlesung vergl. Brief vom 12. Oktober 1763 an Baron von Riedesel (Förster Nr. 247).

vom Schönheits- und Freundschaftssinne einiges Allgemeine zum Anfang ausgesprochen, so wird das mehr Besondere hier gegen das Ende wohl seinen Platz verdienen.

Winckelmann war durchaus eine Natur, die es redlich mit sich selbst und mit andern meinte; seine angeborne Wahrheitsliebe entfaltete sich immer mehr und mehr, je selbständiger und unabhängiger er sich fühlte, so daß er sich zuletzt die höfliche Nachsicht gegen Irrtümer, die im Leben und in der Litteratur so sehr hergebracht ist, zum Verbrechen machte.

Eine solche Natur konnte wohl mit Behaglichkeit in sich selbst zurückkehren; doch finden wir auch hier jene altertümliche Eigenheit, daß er sich immer mit sich selbst beschäftigte, ohne sich eigentlich zu beobachten. Er denkt nur an sich, nicht über sich, ihm liegt im Sinne, was er vorhat, er interessiert sich für sein ganzes Wesen, für den ganzen Umfang seines Wesens und hat das Zutrauen, daß seine Freunde sich auch dafür interessieren werden. Wir finden daher in seinen Briefen vom höchsten moralischen bis zum gemeinsten physischen Bedürfnis alles erwähnt; ja, er spricht es aus, daß er sich von persönlichen Kleinigkeiten lieber als von wichtigen Dingen unterhalte. Dabei bleibt er sich durchaus ein Rätsel und erstaunt manchmal über seine eigene Erscheinung, besonders in Betrachtung dessen, was er war und was er geworden ist. Doch so kann man überhaupt jeden Menschen als eine vielsilbige Charade ansehen, wovon er selbst nur wenige Silben zusammenbuchstabiert, indessen andre leicht das ganze Wort entziffern.

Auch finden wir bei ihm keine ausgesprochenen Grundsätze; sein richtiges Gefühl, sein gebildeter Geist dienen ihm im Sittlichen wie im Ästhetischen zum Leitfaden. Ihm schwebt eine Art natürlicher Religion vor, wobei jedoch Gott als Urquell des Schönen und kaum als ein auf den Menschen sonst bezügliches Wesen erscheint. Sehr schön beträgt sich Winckelmann innerhalb der Grenzen der Pflicht und Dankbarkeit.

Seine Vorsorge für sich selbst ist mäßig, ja nicht durch alle Zeiten gleich. Indessen arbeitet er aufs fleißigste, sich eine

19 f. ja, er ... unterhalte. Vergl. Brief an Franke vom 1. Januar 1759 (Förster Nr. 90): „Ich weiß, es wird Ihnen an diesem albernen Zeuge, was ich schreibe, nichts gelegen seyn, ich hingegen finde es viel angenehmer, als von großen Sachen zu reden."

Existenz aufs Alter zu sichern. Seine Mittel sind edel; er zeigt sich selbst auf dem Wege zu jedem Zweck redlich, gerade, sogar trotzig und dabei klug und beharrlich. Er arbeitet nie planmäßig, immer aus Instinkt und mit Leidenschaft. Seine Freude an jedem Gefundenen ist heftig, daher Irrtümer unvermeidlich, die er jedoch bei lebhaftem Vorschreiten ebenso geschwind zurücknimmt als einsieht. Auch hier bewährt sich durchaus jene antike Anlage, die Sicherheit des Punktes, von dem man ausgeht, die Unsicherheit des Zieles, wohin man gelangen will, sowie die Unvollständigkeit und Unvollkommenheit der Behandlung, sobald sie eine ansehnliche Breite gewinnt.

Gesellschaft.

Wenn er sich, durch seine frühere Lebensart wenig vorbereitet, in der Gesellschaft anfangs nicht ganz bequem befand, so trat ein Gefühl von Würde bald an die Stelle der Erziehung und Gewohnheit, und er lernte sehr schnell sich den Umständen gemäß betragen. Die Lust am Umgang mit vornehmen, reichen und berühmten Leuten, die Freude, von ihnen geschätzt zu werden, dringt überall durch, und in Absicht auf die Leichtigkeit des Umgangs hätte er sich in keinem bessern Elemente als in dem Römischen befinden können.

Er bemerkt selbst, daß die dortigen, besonders geistlichen Großen so zeremoniös sie nach außen erscheinen, doch nach innen gegen ihre Hausgenossen bequem und vertraulich leben; allein er bemerkte nicht, daß hinter dieser Vertraulichkeit sich doch das orientalische Verhältnis des Herrn zum Knechte verbirgt. Alle südlichen Nationen würden eine unendliche Langeweile finden, wenn sie gegen die Ihrigen sich in der fortdauernden wechselseitigen Spannung erhalten sollten, wie es die Nordländer gewohnt sind. Reisende haben bemerkt, daß die Sklaven sich gegen ihre türkischen Herren mit weit mehr Aisance betragen als nordische Hofleute gegen ihre Fürsten und bei uns Untergebene gegen ihre Vorgesetzten; allein

16 f. er lernte ... betragen. Vergl. Brief an Berendis vom 15. Mai 1764 (Förster Nr. 284): „Schwerlich wird ein Mensch eine so verschiedene von der alten Gestalt angenommen haben, als in mir, ohne Künstelei, nach und nach, durch Umgang mit großen Leuten und vornehmen Personen, geschehen ist.“

wenn man es genau betrachtet, so sind diese Achtungsbezeigungen eigentlich zu Gunsten der Untergebenen eingeführt, die dadurch ihren Obern immer erinnern, was er ihnen schuldig ist.

Der Südländer aber will Zeiten haben, wo er sich gehen läßt, und diese kommen seiner Umgebung zu gut. Dergleichen Scenen schildert Winckelmann mit großem Behagen; sie erleichtern ihm seine übrige Abhängigkeit und nähren seinen Freiheitssinn, der mit Scheu auf jede Fessel hinsieht, die ihn allenfalls bedrohen könnte.

Fremde.

Wenn Winckelmann durch den Umgang mit Einheimischen sehr glücklich ward, so erlebte er desto mehr Pein und Not von Fremden. Es ist wahr, nichts kann schrecklicher sein als der gewöhnliche Fremde in Rom. An jedem andern Orte kann sich der Reisende eher selbst suchen und auch etwas ihm Gemäßes finden; wer sich aber nicht nach Rom bequemt, ist den wahrhaft römisch Gesinnten ein Greuel.

Man wirft den Engländern vor, daß sie ihren Theekessel überall mitführen und sogar bis auf den Ätna hinaufschleppen; aber hat nicht jede Nation ihren Theekessel, worin sie selbst auf Reisen ihre von Hause mitgebrachten getrockneten Kräuterbündel aufbraut?

Solche nach ihrem engen Maßstab urteilende, nicht um sich her sehende, vorübereilende, anmaßliche Fremde verwünscht Winckelmann mehr als einmal, verschwört, sie nicht mehr herumzuführen, und läßt sich zuletzt doch wieder bewegen. Er scherzt über seine Neigung zum Schulmeistern, zu unterrichten, zu überzeugen, da

1 ff. so sind ... schuldig ist. Vergl. Brief an Usteri vom 17. Dezember 1762 (Förster Nr. 219): „Die Empfindlichkeit eines Niederen gegen einen Oberen kann nicht rührend genug seyn, und da man bei denselben allezeit eine Note höher anstimmen muß, so bringt das Zehentel von einem Tone herunter gesetzt, uns an die Grenzen der Verachtung." — 4. gehen, 1 gehn. — 5 f. Dergleichen ... Behagen. Vergl. Förster, Briefe Nr. 57, 61, 88 u. a. — 23 ff. Solche ... überzeugen. Winckelmann schreibt, er wolle „den nicht für seinen Freund halten, welcher ihm ... Gelegenheit gäbe, mit einem Fremden bekannt zu werden" (Förster Nr. 152), nennt die Fremden „Störer seiner Ruhe und Räuber seiner Zeit" (a. a. O. Nr. 170) und will „einen Brief, worinnen ihm ein Fremder empfohlen wird, für eine Beleidigung ansehn" (a. a. O. Nr. 307), aber der Verkehr mit den bei ihm Rat suchenden Fremden gewährt ihm andererseits doch die beste Gelegenheit, seinem „natürlichen Hang zum Schulmeister" zu genügen. So schreibt er am 15. November 1765 (Förster Nr. 332) an Franke: „Dieser angeborne seltne Schulmeister-Trieb äußert sich aber dennoch bei aller Gelegenheit, des beständigen Undanks ohnerachtet, und ich bin niemals vergnügter, als wenn ich unter den Reisenden würdige Menschen nach meinem Sinne finde." — Über Winckelmanns „Neigung zum Schulmeistern" vergl. seine Äußerungen in den Briefen bei Förster Nr. 59, 262, 263.

ihm denn auch wieder in der Gegenwart durch Stand und Verdienste bedeutender Personen gar manches Gute zuwächst. Wir nennen hier nur den Fürsten von Dessau, die Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz und Braunschweig, sowie den Baron von Riedesel, einen Mann, der sich in der Sinnesart gegen Kunst und Altertum ganz unseres Freundes würdig erzeigte.

Welt.

Wir finden bei Winckelmann das unnachlassende Streben nach Ästimation und Konsideration; aber er wünscht sie durch etwas Reelles zu erlangen. Durchaus dringt er auf das Reale der Gegenstände, der Mittel und der Behandlung; daher hat er eine so große Feindschaft gegen den französischen Schein.

So wie er in Rom Gelegenheit gefunden hatte, mit Fremden aller Nationen umzugehen, so erhielt er auch solche Konnexionen auf eine geschickte und thätige Weise. Die Ehrenbezeigungen von Akademien und gelehrten Gesellschaften waren ihm angenehm, ja er bemühte sich darum.

Am meisten aber förderte ihn das im stillen mit großem Fleiß ausgearbeitete Dokument seines Verdienstes, ich meine die Geschichte der Kunst. Sie ward sogleich ins Französische übersetzt und er dadurch weit und breit bekannt.

Das, was ein solches Werk leistet, wird vielleicht am besten in den ersten Augenblicken anerkannt; das Wirksame desselben wird empfunden, das Neue lebhaft aufgenommen; die Menschen erstaunen, wie sie auf einmal gefördert werden, dahingegen eine kältere Nachkommenschaft mit eklem Zahn an den Werken ihrer

3 ff. Über das Verhältnis Winckelmanns zum Fürsten Leopold Friedrich Franz von Dessau (1740—1817) vergl. W. Hosäus, Herzog Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau und J. J. Winckelmann. Dessau 1878. Mitt. d. Vereins f. Anhalt. Gesch. und Altert. II, 1. Er kam im Dezember 1765 nach Rom, im November war daselbst der Prinz Georg August von Mecklenburg-Strelitz (1748—1785) (nicht Erbprinz) eingetroffen; Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig (1735—1806), der Neffe Friedrichs II., folgte im Oktober 1766. Der Diplomat und Kunstliebhaber Freiherr Johann Hermann von Riedesel (1740—1785), dessen „Reise durch Sicilien und Großgriechenland", Zürich 1771, Goethe auf der italienischen Reise „wie ein Brevier oder Talisman am Busen trug". Vergl. Italienische Reise I, S. 349. — 15 ff. Die Ehrenbezeigungen ... darum. Winckelmann war Mitglied der Malerakademie von St. Luca zu Rom, der „Hetrurischen Akademie zu Cortona", der „Königl. Englischen Societät der Altertümer zu London", der „Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen" u. a. — 20 f. Geschichte der Kunst. Dresden 1764. Französische, von Winckelmann heftig getadelte Ausgaben erschienen schon 1766 in Paris und Amsterdam.

Meister und Lehrer herumkostet und Forderungen aufstellt, die ihr gar nicht eingefallen wären, hätten jene nicht so viel geleistet, von denen man nun noch mehr fordert.

Und so war Winckelmann den gebildeten Nationen Europens bekannt geworden in einem Augenblicke, da man ihm in Rom genugsam vertraute, um ihn mit der nicht unbedeutenden Stelle eines Präsidenten der Altertümer zu beehren.

Unruhe.

Ungeachtet jener anerkannten und von ihm selbst öfters gerühmten Glückseligkeit, war er doch immer von einer Unruhe gepeinigt, die, indem sie tief in seinem Charakter lag, gar mancherlei Gestalten annahm.

Er hatte sich früher kümmerlich beholfen, später von der Gnade des Hofs, von der Gunst manches Wohlwollenden gelebt, wobei er sich immer auf das geringste Bedürfnis einschränkte, um nicht abhängig oder abhängiger zu werden. Indessen war er auch auf das tüchtigste bemüht, sich für die Gegenwart, für die Zukunft aus eigenen Kräften einen Unterhalt zu verschaffen, wozu ihm endlich die gelungene Ausgabe seines Kupferwerks die schönste Hoffnung gab.

Allein jener ungewisse Zustand hatte ihn gewöhnt, wegen seiner Subsistenz bald hierin, bald dorthin zu sehen, bald sich mit geringen Vorteilen im Hause eines Kardinals, in der Vatikana und sonst unterzuthun, bald aber, wenn er wieder eine andere Aussicht vor sich sah, großmütig seinen Platz aufzugeben, indessen sich doch wieder nach andern Stellen umzusehen und manchen Anträgen ein Gehör zu leihen.

Sodann ist einer, der in Rom wohnt, der Reiselust nach allen Weltgegenden ausgesetzt. Er sieht sich im Mittelpunkt der

3. Über Aufnahme und Einwirkung der „Kunstgeschichte" vergl. Justi II, 1, S. 229—252. — 7. Präsidenten der Altertümer. Vergl. S. 70, Z. 12 Anm. — 9 ff. Ungeachtet ... annahm. Von solchen Selbstbekenntnissen Winckelmanns seien nur zwei erwähnt: „.. Ein beständig froher Geist und eine Gleichgültigkeit gegen das Leben, um es frölich zu genießen, macht, daß ich über die Welt lachen kann" (an Walther, den 26. September 1758; Förster Nr. 83) und (Brief an Stosch, den 11. Oktober 1766; Förster Nr. 374): „.. in meinem höchsten Gute, welches die Ruhe ist, die ich aber niemals völlig erlangen werde.. " — 19. seines Kupferwerks. Die „Monumenti inediti". Vergl. S. 69, Z. 19 Anm. — 24. andere, 1 andre.

alten Welt, und die für den Altertumsforscher interessantesten Länder nah um sich her. Großgriechenland und Sicilien, Dalmatien, der Peloponnes, Jonien und Ägypten, alles wird den Bewohnern Roms gleichsam angeboten und erregt in einem, der wie Winckelmann mit Begierde des Schauens geboren ist, von Zeit zu Zeit ein unsägliches Verlangen, welches durch so viele Fremde noch vermehrt wird, die auf ihren Durchzügen bald vernünftig, bald zwecklos jene Länder zu bereisen Anstalt machen, bald, indem sie zurückkehren, von den Wundern der Ferne zu erzählen und aufzuzeigen nicht müde werden.

So will denn unser Winckelmann auch überall hin, teils aus eigenen Kräften, teils in Gesellschaft solcher wohlhabender Reisenden, die den Wert eines unterrichteten, talentvollen Gefährten mehr oder weniger zu schätzen wissen.

Noch eine Ursache dieser innern Unruhe und Unbehaglichkeit macht seinem Herzen Ehre; es ist das unwiderstehliche Verlangen nach abwesenden Freunden. Hier scheint sich die Sehnsucht des Mannes, der sonst so sehr von der Gegenwart lebte, ganz eigentlich konzentriert zu haben. Er sieht sie vor sich, er unterhält sich mit ihnen durch Briefe, er sehnt sich nach ihrer Umarmung und wünscht die früher zusammenverlebten Tage zu wiederholen.

Diese besonders nach Norden gerichteten Wünsche hatte der Friede aufs neue belebt. Sich dem großen König darzustellen, der ihn schon früher eines Antrags seiner Dienste gewürdigt, war sein Stolz; den Fürsten von Dessau wiederzusehen, dessen hohe, ruhige Natur er als von Gott auf die Erde gesandt betrachtete, den Herzog von Braunschweig, dessen große Eigen-

11 ff. So will denn ... wissen. Die Briefe Winckelmanns geben von zahlreichen Projekten dieser Art Kunde. So wollte Winckelmann mit dem Schotten Morison oder mit dem Engländer Adam nach Griechenland, mit Hope nach Konstantinopel, mit dem berühmten Montagu nach Ägypten gehen. — 22 f. der Friede. Der Abschluß des siebenjährigen Krieges im Frieden zu Hubertusburg, Februar 1763. — 23 f. Sich ... gewürdigt. Über Winckelmanns Beziehungen zum preußischen Hof vergl. Justi II, 2, S. 299 ff. 1761, als Friedrich II. das Stoschische Kabinett angekauft, hatte er sich zu einer archäologischen Berichterstattung an den König erboten; 1763 war von Zürich aus durch Sulzer die Anfrage an ihn ergangen, ob er einen Antrag vom Berliner Hof annehmen wolle. Festere Form aber gewann diese Angelegenheit erst 1765 durch den Tod des Aufsehers der königl. Bibliothek und des Münz- und Altertumskabinetts in Berlin, Gaultier de la Croze, dessen Posten Winckelmann im August 1765 durch den Buchhändler Nicolai vom Obersten Icilius angeboten wurde. Das Kustodenamt am Kabinett war jedoch bereits im Juli dem Hofrat Stosch zuerkannt worden; Winckelmann sollte thatsächlich nur Bibliothekar werden, und brauchte es daher wenig zu bedauern, daß die Angelegenheit an der Gehaltfrage scheiterte. Im Februar 1767 (vergl. Brief an Stosch, Förster Nr. 386) gedenkt Winckelmann einer Privatnachricht, laut welcher ihm der König „die Präsidentenstelle bei der Akademie in Berlin" zugedacht habe.

schaften er zu würdigen wußte, zu verehren, den Minister von Münchhausen, der so viel für die Wissenschaften that, persönlich zu preisen, dessen unsterbliche Schöpfung in Göttingen zu bewundern, sich mit seinen schweizer Freunden wieder einmal lebhaft und vertraulich zu freuen, solche Lockungen tönten in seinem Herzen, in seiner Einbildungskraft wider, mit solchen Bildern hatte er sich lange beschäftigt, lange gespielt, bis er zuletzt unglücklicherweise diesem Trieb gelegentlich folgt und so in seinen Tod geht.

Schon war er mit Leib und Seele dem italienischen Zustand gewidmet, jeder andere schien ihm unerträglich, und wenn ihn der frühere Hineinweg durch das bergigte und felsigte Tirol interessiert, ja entzückt hatte, so fühlte er sich auf dem Rückwege in sein Vaterland wie durch eine kimmerische Pforte hindurch geschleppt, beängstet und mit der Unmöglichkeit, seinen Weg fortzusetzen, behaftet.

Hingang.

So war er denn auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete sein Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen; alle Äußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeugnisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Wert legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden, die Zerstreuung der Kunstschätze, die er, obgleich in einem andern Sinne, vorausgesagt, ist nicht vor seinen Augen geschehen. Er hat als Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen

1 f. Gerlach Adolf Freiherr von Münchhausen (1688—1770), hannöverscher Minister, den Winckelmann im Hinblick auf seine Verdienste um die Universität Göttingen als den „Vater und Erhalter deutscher Wissenschaft" preist (vergl. Förster Nr. 468). — 10 ff. Schon war er ... behaftet. Vergl. die Mitteilungen des Bildhauers Cavaceppi bei Förster III. (X), S. 336 u. f. — 14. kimmerische Pforte. Nach der Odyssee XI, V. 14 ff. liegt das Land der Kimmerier „ganz von Nebel umwölkt und Finsternis" am Ende des Okeanos, am Eingang in die Unterwelt. — 28 f. die Zerstreuung der Kunstschätze. Durch Napoleon Bonaparte.

gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig. Daß Winckelmann früh hinwegschied, kommt auch uns zu gute. Von seinem Grabe her stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.

Philipp Hackert.

Einleitung.

I.

Man ist heute geneigt, in Goethes Verhältnis zu Philipp Hackert eine ähnliche Verirrung des Kunsturteils zu sehen, wie etwa in Winckelmanns Überschätzung eines Raffael Mengs. Kein begeistertes Lob ist es im Grunde, welches Goethe und sein Kreis dem Maler spendet, dasselbe führt vielmehr sichtlich eine zurückhaltende, bedächtige Sprache, aber die Thatsache bleibt bestehen, daß Goethe ihm unter den Künstlern seiner Zeit besondere Aufmerksamkeit zuwandte und ihn seiner umfangreichsten Künstlerbiographie gewürdigt hat, und schon dies erscheint angesichts der zahlreichen deutschen Künstlerpersönlichkeiten aus Goethes Tagen, welche erst die Nachwelt gebührend schätzte, als eine Ungerechtigkeit des Geschickes, welche auszugleichen Goetheforscher und Kunsthistoriker gleichmäßig bemüht sind. Unseres Wissens hat sich zu Hackerts Gunsten bisher nur eine, freilich eine gewichtige Stimme erhoben: der geringschätzigen Art, in welcher die meisten Goethebiographen Philipp Hackert erwähnen, und dem „Achselzucken" der Kunstkenner steht Herman Grimms*) knappe, feinsinnige Würdigung des Künstlers und seiner Beziehungen zu Goethe gegenüber.

*) Goethe. Vorlesungen gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin. 4. Auflage. Berlin 1887. S 320 ff.

Nur im Zusammenhang mit Goethes allgemeinen Kunstanschauungen, ja mit denen seiner ganzen Zeit, ließe sich seine Stellung zu Hackert und dessen Werken behandeln: eine weitschauende Aufgabe, welche die Grenzen dieser Einleitung wesentlich überschritte. Hier muß das Thema, als Basis für eine spätere Schilderung und als Einführung in die Biographie selbst, auf Hackerts kunsthistorische Bedeutung an sich eingeschränkt werden, wobei seine Lebensgeschichte vorausgesetzt und aus der kaum übersehbaren Reihe seiner Arbeiten nur einzelne, besonders bezeichnende ausgewählt werden mögen.*)

Scharf sondern sich in Hackerts Kunstweise zwei Perioden: seine Thätigkeit diesseits und jenseits der Alpen, und im Hinblick hierauf allein kann man in Wahrheit von einer „Entwicklung" seines Stiles reden.

Seine Anfänge hat er selbst eingehend geschildert. Sprößling einer Künstlerfamilie**) ist er über seinen Malerberuf schon in früher Jugend, über dessen spezielles Gebiet, die Landschaftsmalerei, schon mit zwanzig Jahren endgiltig entschieden. Seine Künstlerlaufbahn beginnt in Berlin unter Leitung von Le Sueur. Seine Muster sind dort vorwiegend Niederländer — Swanefeld, Moucheron, Berghem, Asselyn; freilich auch schon Claude Lorrain — sein ästhetisches Evangelium wird später Sulzers „Theorie der schönen Künste". Von der Leistungsfähigkeit des jungen Landschaftsmalers gewähren die beiden kleinen, in die Königlichen Schlösser zu Berlin gelangten Gemälde, welche Gotzkowski für 200 Thaler kaufte, einen guten Begriff***). Während die Biographie sonst nur von „Baumstudien" berichtet, geben sie bereits vollständige, in sich abgeschlossene Bilder zweier Hauptpunkte des alten Berliner Tiergartens, den „Teich der Venus" und die Ansicht der „Zelten", stofflich interessante Seitenstücke zu Arbeiten Chodowieckis. Individualität jedoch kann man ihnen nicht nachrühmen. Bei der Darstellung des Weihers wirkt die strenge Regelmäßigkeit

*) Die beste litterarische Quelle für die Kenntnis Hackerts neben der Schrift Goethes ist der ihm gewidmete Artikel in Füßlis „Allgem. Künstlerlexikon". Zweyter Theil. Zürich 1806. S. 504 ff.

**) Philipps Großvater, sein Vater und seine Brüder lagen dem Malerberufe ob, freilich in völlig verschiedenem Sinn und mit ungleichem Erfolg. Auf kunsthistorische Beachtung haben neben ihm nur seine Brüder Karl und Georg Anspruch. Karl, der ältere, 1740 in Prenzlau geboren, Philipps Studiengenosse in Frankreich und Italien, scheint in Deutschland erst im Beginn der achtziger Jahre zu selbständigem Ruf gelangt zu sein: 1782 beginnt die Reihe seiner radierten und mit Verwendung von Deckfarben kolorierten Schweizer Prospekte, zu deren Herausgabe (in Gent und Lausanne) er sich bald mit J. Anton Linck verband. Auffassung und Kolorit dieser Blätter bekunden die Gefahren, welche in Philipp Hackerts Prospektenmalerei lagen, vielleicht am schärfsten: eine völlig seelenlose Auffassung, grelles, auf dekorativen Effekt berechnetes Kolorit und eine handwerksmäßige Produktion. Karl Hackert starb 1800 zu Lausanne, durch Selbstmord. — Georg (geb. 1755 in Prenzlau, gest. 1805 in Florenz) war Philipps Schüler und dauernder Genosse in Rom und Neapel. Vorwiegend Kupferstecher, hat er durch seine Arbeiten nach Philipps Zeichnungen zu dessen Popularität wesentlich beigetragen. Mit Philipp leitete er den Kunstverlag in Neapel und begründete dort eine Kupferstecherschule, welche durch Aloja, Bartoli, del Grado, Guerra, Gmelin u. a. vertreten ist.

***) Dieselben gelangten jüngst auf der Rokoko-Ausstellung der „Kunstgeschichtlichen Gesellschaft" in Berlin (Frühling 1892) zur Kenntnis weiterer Kreise.

des natürlichen Vorbildes durch die Wahl des Standpunktes doppelt steif, das Bild erscheint wie ein perspektivisches Schulstück, ein abgezirkelter Naturausschnitt, in welchen auch der Reiter im Vordergrund kein rechtes Leben bringt. Dagegen fesselt die sorgsame Durchbildung des Baumschlages und der warme Luftton, welcher dem Ganzen selbst eine gewisse Stimmung verleiht, und beides gelangt auf dem zweiten Gemälde, dem schon die Scenerie an sich einen freieren Charakter verbürgt, zu noch besserem Ausdruck. Schließlich bleibt an diesen Jugendwerken das Rühmlichste doch die Sorgfalt der Arbeit: diese, die technische Routine und die Schulung durch niederländische Landschaften des siebzehnten Jahrhunderts sind die einzigen kunsthistorisch beachtenswerten Resultate, welche die Berliner Lehrjahre für Hackerts Ausbildung ergeben.

1762 heben die Wanderjahre an, welche seinem Schaffen stofflich einen durchaus internationalen Zug verleihen. Der spätere Herold italienischer Naturschönheit beginnt mit winzigen Schilderungen der schlichtesten nordischen Landschaft: seine erste Folge von Radierungen (1763/64) ist der Insel Rügen*) gewidmet, noch bevor die Insel in Kosegarten**) ihren ersten Sänger gefunden hatte. Von Rügens malerischen Reizen spürt man in den technisch noch sehr unvollkommenen Blättchen Hackerts freilich nur wenig, und selbst der äußere Charakter der Ostseeküste gelangt kaum zum Ausdruck. Den gleichen Grundton bei besserer Durchführung und treffenderer Charakteristik bewahren die Schwedischen Landschaften***). Eine zwischen Bäumen halb versteckte Hütte, im Vordergrund Zäune, Bretterwerk und mannigfaches Gerät, die Bewohner unbeobachtet in friedlicher Thätigkeit — das sind die Hauptmotive. Sie bekunden jene Vorliebe für die Stätten landschaftlichen Kleinlebens, welche man so willig als Eigenart des deutschen Gemütes rühmt, innerlich und äußerlich verwandt mit der Auffassungsweise Ferdinand Cobells (1740—1799), welchem unter den deutschen Landschaftsradierern seiner Zeit eine ähnliche Stellung gebührt, wie in der Sittenschilderung dem Chodowiecki. — Aber Hackert hat diesen Weg mit vollem Bewußtsein bald verlassen. Schon in Paris will ihm „das Zusammenstoppeln der kleinen, armseligen Bauernhüttchen mit dem daranliegenden Krautgärtchen und Obstbäumchen, auf ein Quartblatt“ nicht mehr gefallen. Er sucht „große Gegenstände“, welche ihm die Reise in die Normandie zum erstenmale vor Augen führt. Die derselben entstammenden Radierungen†) lassen, verbunden

*) Vergl. hierzu und zu den im folgenden genannten Radierungen: „Catalogue raisonné du Cabinet d'estampes de feu Monsieur Winckler par Michel Huber. I. Ecole allemande“, Leipzig 1802, welcher S. 315 ff. die vollständigste, in allen späteren Handbüchern verwertete Aufzählung der Radierungen von und nach Hackert bietet. Die Rügenlandschaften unter Nr. 1873. Die meisten tragen die Bezeichnung: „à Boldewitz“. Zu der gleichen Suite gehört die kleine Uferlandschaft von 1763.

**) Gotthard Ludwig (später Theobul) Kosegarten (1758—1818) weilte seit 1777 auf Rügen und besang in Ode, Idyll und Legende die Insel.

***) Winckler, Katalog Nr. 1874.

†) Winckler, Katalog Nr. 1875.

mit einem technischem Fortschritt, in der That schon eine langsame Wandlung seines Stiles erkennen, erst in Italien aber hat sich dieselbe endgiltig vollzogen: erst auf italienischem Boden hat Hackerts Kunst ihre historisch bleibende Gestalt empfangen.

Dieselbe steht einerseits in seinen Selbstbekenntnissen, andrerseits in seinen zahllosen, durch alle Sammlungen Europas zerstreuten Arbeiten klar vor Augen, und nicht minder der kunstgeschichtliche Hintergrund, vor welchem sie allein das rechte Licht empfängt.

Dem mächtigen Aufschwung der Landschaftsmalerei während des siebzehnten Jahrhunderts war in der ersten Hälfte des achtzehnten eine Periode des Niedergangs gefolgt, welche von der Naturwahrheit der Niederländer nur wenige Spuren, von der Naturpoesie eines Poussin und Claude Lorrain nur dürftige Nachklänge bewahrte. Den Anschauungen der Antike und ihres Propheten Winckelmann entsprechend blieb die Landschaft für Raffael Mengs und seine Genossen lediglich Beiwerk. Erschien die Landschaftsmalerei doch schon an sich der Historienmalerei untergeordnet!*) Zahlreiche Kräfte widmeten sich ihr nur, weil sie für diese nicht genügten, — ein Mißstand, den auch Hackert mit warmer Begeisterung für seine Kunst bekämpft — und von der an sich nicht geringen Zahl der deutschen Landschafter aus den beiden ersten Dritteln des achtzehnten Jahrhunderts haben sich überhaupt nur sehr wenige Namen einen ruhmvollen Klang erworben. In dem engeren, internationalen Kreis vollends, in welchen Hackert 1762 zu Rom trat, lebte die Erbschaft Poussins und Claudes nur als ein Zerrbild fort. Auf der einen Seite geistlose Anhänger der streng komponierten Ideallandschaft, auf der anderen Eklektiker im Stile älterer Meister, unbekümmert um Kompositionsgesetze und landschaftliche Architektonik, zufrieden mit „dem Mechanischen der Behandlung und dem gefälligen Effekt einer leeren Farbenharmonie".**) Naturstudium war bei diesen beiden „Sekten" nur Mittel, nicht Endziel, bei beiden vernachlässigt und nur auf geistloses Kopieren einzelner Details beschränkt.

Dieser Richtung gegenüber erscheint Hackert zunächst als Vertreter eines gesunden Realismus. Sein einziges Vorbild sieht er in der Natur, mit wahrer Liebe und mit unermüdlichem Fleiß giebt er sich ihrem Studium hin. Es war an sich nur etwas rein Äußerliches, daß er nicht lediglich Details, sondern das Ganze seiner Bilder nach der Natur entwarf

*) Es sei an die Lessingsche Rangordnung in den Materialien zur Fortsetzung des „Laokoon" erinnert: „Der Ausdruck körperlicher Schönheit ist die Bestimmung der Malerei. Die höchste körperliche Schönheit also ist ihre höchste Bestimmung. Die höchste körperliche Schönheit existieret nur in dem Menschen, und auch nur in diesem vermöge des Ideals. Dieses Ideal findet bei den Tieren schon weniger, in der vegetabilischen und leblosen Natur aber gar nicht statt. Dieses ist es, was dem Blumen- und Landschaftsmaler seinen Rang anweiset. Er ahmt Schönheiten nach, die keines Ideals fähig sind; er arbeitet also bloß mit dem Auge und mit der Hand und das Genie hat an seinen Werken wenig oder gar keinen Anteil."

**) Vergl. Karl Ludwig Fernow, Römische Studien. II. Zürich 1806. „Über die Landschaftsmalerei". S. 116 ff.

und ausführte; aber diese „Methode" gewinnt in seiner Zeit, welcher sie, wie er selbst nicht ohne Stolz berichtet, völlig ungewöhnlich erschien, eine kunsthistorische Bedeutung: der Schritt von der komponierten Ideallandschaft zur unmittelbar erschauten Vedute war im achtzehnten Jahrhundert ein wesentlicher Fortschritt auf den Bahnen der realistischen Kunst, er führte von Manier und Eklekticismus zur Natur zurück. Nicht als ob Hackert auf den Ruhm Anspruch besäße, diesen Weg als der einzige eröffnet zu haben! In doppelter Beziehung fand er Genossen. Die gesunde Auffassung eines Chr. Wilh. Ernst Dietrich, den Winckelmann als den „Raffael der Landschaftsmalerei" gepriesen, war auch im achtzehnten Jahrhundert nicht gänzlich ohne Nachfolge geblieben: Dietrichs Schüler Klengel, der Schweizer Ludwig Heß, vor allem aber Ferdinand Kobell und der Österreicher Franz Edmund Weirotter — um nur einige zu nennen — sind kaum minder begeisterte Vertreter dieser „realistischen" Richtung, als Hackert. Auch die oft betonte stoffliche Eigenart seiner Landschaften, seine Vorliebe für die „Vedute" im Sinne einer weitreichenden Aus- und Fernsicht, sein Bestreben, eine möglichst große Fläche auf sein Blatt zu bannen, bleibt nicht vereinzelt. Eine „prospektenreiche Zeit" wird das achtzehnte Jahrhundert von einem Kunstkritiker in Meusels „Museum"*) genannt. Es war die Periode, in welcher, wie Tischbein**) erzählt, die Ausschmückung eines kreisrunden Balkonzimmers des Lord Hamilton zu Neapel den Anstoß zur Panoramenmalerei gegeben hatte, und besonders aus der Schweiz die Blätter eines Aberli, Lory, Lafond, Riether und Linck, welcher mit Philipps Bruder Karl Hackert zusammenarbeitete, in großer Anzahl in den Handel gingen, — „Veduten" und „Prospekte", stattliche Blätter, welche, noch in reicher Zahl erhalten, für die Beurteilung von Philipps Werken wohl den gerechtesten Maßstab bieten.

Ein Pfadfinder also war Hackert nicht, aber er betrat die neuen Bahnen, wie seine Selbstbekenntnisse bezeugen, bewußter als die meisten seiner Genossen, mit seltener Gewissenhaftigkeit und zugleich mit ganz ungewöhnlichem äußeren Glück. Auch das letztere ist kunsthistorisch nicht bedeutungslos: Hackerts glänzende Laufbahn hat, vereint mit seinem ausgesprochenen Lehrtalent, nicht wenig dazu beigetragen, die Richtung seiner Kunst zum Siege zu führen und zu verbreiten. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte sie typische Bedeutung gewonnen und wurde bezeichnend für Wege und Ziele einer ganzen Epoche der deutschen Landschaftsmalerei.

Die „Vedute" ist ihr Schlagwort geblieben, Hackerts Abkehr von mittelbaren Vorbildern und von der Ideallandschaft erscheint auch heute noch als sein größter Ruhm. Aber er selbst hätte sich damit kaum be-

*) Museum für Künstler. XIV. Mannheim 1791. S. 31 ff.
**) „Aus meinem Leben". Von J. H. Wilhelm Tischbein. Herausgegeben von Dr. Karl G. W. Schiller. Braunschweig 1861. II, S. 103.

gnügt. Ein Realist im Sinne der Niederländer wollte er nicht sein. Ein Hauptsatz seiner Lehren lautet: „Man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen", und neben dem exakten Naturstudium fordert er „daß alles grandios sei", „große Linien", „große Massen", einen „großen Stil". Das war die Erbschaft der Poussin und Claude Lorrain, die er in ähnlicher Weise mit dem Realismus der Niederländer zu verbinden dachte, wie zuvor Mengs die Kunst eines Raffael und eines Correggio. Aber der Verwirklichung dieses stolzen Traumbildes, welches ihm schon in Paris vorschwebte, vermochte er sich auch in Italien nur auf die äußerlichste Weise zu nähern: „groß" wurde in seinen Landschaften nur der Maßstab, sowohl der des Dargestellten wie auch der der Darstellung. In scharfem Gegensatz zu den winzigen Blättchen, mit denen er im Norden seine Laufbahn begonnen hatte, wählt er seit 1762 fast stets ein stattliches Format und der intime, idyllische Zug, der seinen Landschaften aus Rügen, aus Schweden und zum Teil auch noch denen aus der Normandie zu eigen war, verschwindet fast gänzlich. Seine italienischen Blätter zeigen bald mächtige Baumriesen, stattliche Felspartien, gewaltige Gießbäche, bald weite Aussichten über Wälder und Niederungen, wobei der Horizont möglichst fern vom Standort des Beschauers liegt. Charakteristisch ist hierfür einerseits die 1777 gezeichnete, 1779 herausgegebene Folge von Radierungen*) mit Motiven von Vietri, la Cava und Sorriento, welche er dem Rat Reiffenstein widmete, sowie besonders eine Anzahl aus der letzten Florentiner Periode stammender Sepiastudien nach einzelnen ungewöhnlich prächtigen Bäumen, andererseits die große Reihe umfangreicher Prospekte aus der Umgegend Roms und Neapels, welche nach seinen Aufnahmen von seinem Bruder Georg, von Aloja, Dufour, Dunker, Eichler, del Grado, Gmelin, Morel u. a. gestochen sind. Durchgängig ein beträchtliches Format, durchgängig wirkungsvolle Gegenstände — und dennoch nur ganz vereinzelt ein leiser Schimmer jener Größe, die Hackert erträumte, und dann mehr Dank der unvergänglichen Majestät seines Gegenstandes, als seiner Darstellungsweise! Das gilt selbst von den besten Zeugen seiner Kunst in Italien, von seinen Campagnalandschaften in der Villa Borghese zu Rom, und von den von B. A. Dunker radierten Folgen römischer und sicilianischer Veduten.**) Das winzigste Bildchen Elsheimers enthält des „Großen" mehr, als Hackerts äußerlich und inhaltlich umfangreichste Darstellung. Dieser Mangel an wahrer Größe aber fließt aus einem andern, welcher für die kunsthistorische Stellung Hackerts der späteren Entwickelung der deutschen Landschaftsmalerei gegenüber nicht minder wesentlich ist, als sein gewissenhaftes Naturstudium im Hinblick auf seine Vorgänger und Zeitgenossen, und unmittelbar den Grundcharakter seiner Kunst spiegelt: er fließt aus dem Mangel einer im künstlerischen Sinne subjektiven Auffassung. Man

*) Vergl. Winckler, Katalog Nr. 1876.
**) Vergl. Winckler, Katalog Nr. 1890, 1891.

kann Hackert als Künstler nicht treffender kennzeichnen, als durch die Worte Janitschek's*): „er gab von der Natur soviel, als sich auf der Netzhaut seines Auges spiegelte.“ Über diese objektive Wahrheit geht auch seine Lehre nicht hinaus. Wohl verwahrt er sich dort gegen den nüchternen Realismus, der „eine Landschaft ohne Gefühl ansehen könne“, aber er versteht unter diesem Gefühl nur die Äußerung einer „sittlichen Illusion“ oder den Einfluß der Erinnerung an ein bestimmtes Erlebnis. Die Landschaft bleibt ihm schon theoretisch höchstens ein zufälliger Schauplatz, ein Ort, welcher abschreckt oder zum Verweilen einladet, und ihre „Stimmung“ sucht er lediglich in der „Gemütsbeschaffenheit“ des Beschauers.

Nur zu unmittelbar entsprechen diesen Zielen die von Hackert eingeschlagenen Wege: gleich dieser Theorie kennt auch sein Schaffen nur äußerliche Nachahmung, bei welcher die Poesie der Landschaft verloren geht. Mit sichtlicher Treue haftet sein Auge an seinem Vorbild, mit wachsender Sicherheit giebt seine Hand das Erschaute wieder. Er besitzt, wie Herman Grimm**) betont, einen ausgeprägten „Sinn für die landschaftliche Linie“. Er giebt gleichsam Aufrisse des Landschaftsbildes von höchster geologischer Treue. „Als sei er der Besitzer des Landes selber, der, mit geübtem Blick für das was sein Eigentum ist, nichts über- und nichts unterschätzt, läßt er die geringsten Wellenlinien der weiten Fernsichten sich heben und sich senken.“ Aber die Darstellung bleibt geist- und seelenlose Kopie. So ausdrücklich er theoretisch gegen jede Zerstückelung des landschaftlichen Ganzen eifert, so heftig er zusammenhangsloses Detailstudium zu Gunsten der Gesamtaufnahmen bekämpft, so ist doch auch seine eigene Darstellungsweise im Grunde nur ein äußerliches Aneinanderreihen von Einzelerscheinungen, ohne ein gemeinsames inneres Band, ohne einheitliche Stimmung, selbst ohne landschaftliche Architektonik. Das bekundet schon seine ganze Arbeitsmethode, über welche seine zahlreichen noch unfertigen Blätter genügenden Aufschluß geben. Mit der Genauigkeit einer Maschine sucht er das jedesmal im Gesichtskreis Liegende auf die Fläche zu bannen, Zug um Zug gleichmäßig fortschreitend. Keine Unterordnung des Ganzen unter einen herrschenden Grundton, kein Abwägen koloristischer Werte, keine scharfe, auf den Gesamteindruck bedachte Sonderung der Licht- und Schattenmassen — nur Umrißlinien für Vorder-, Mittel- und Hintergrund in völlig gleicher Stärke, und nur mechanische Ausfüllung dieser Konturen mit Linien oder Farben, wobei für die Wiedergabe der einzelnen Hauptmotive, des Laubes, des Wassers, der Felsen, der Bergpartien und der Wolken bestimmte, stets wiederholte Schemata nicht zu verkennen sind! Für deren Wert ist besonders der Baumschlag charakteristisch, dessen „drei Klassen“, an sich gut gewählt, unter Hackerts Händen, und mehr noch unter denen seiner dilettantenhaften Schüler, völlig zur Schablone erstarrten, welche, mit der Geläufigkeit eines Schriftzeichens wiederholt,

*) Geschichte der deutschen Malerei. Berlin 1870. S. 586.
**) a. a. O. S. 323.

zuletzt selbst die Gattung des Baumes kaum noch hervortreten läßt.*) Gerade hier steht Hackerts bewundernswerter Fleiß im umgekehrten Verhältnis zum Kunstwert seiner Arbeit. Vorzüge und Mängel seines Kolorits wurden schon von seiner eigenen Zeit klar erkannt: den „Silberton des Mittelgrundes und der Ferne", welchen er in seiner Theorie fordert, haben einzelne seiner Werke selbst heute noch bewahrt, aber seine Wirkung wird vielfach durch die schon von der damaligen Kritik gerügte, in fast allen jenen Schweizerprospekten wiederkehrende grelle Färbung des Vordergrundes, besonders durch das „zu schöne" Blau, beeinträchtigt. Kompositionelle Gesetze hat er weder aufgestellt noch befolgt. Das war der bewußte Gegensatz des Vedutenmalers gegen die vorangegangene Zeit, welche den Landschaftsmaler

„durch Regeln eingeschränkt,
So fest und streng, wie Barden der Tragödie".

Selbst die äußere „Einheit des Gegenstandes" im Sinne der in den damaligen Kunsttheorien**) beliebten Schematisierung der Landschaftsmalerei nach „See-, Wald-, Flußscenen" u. s. w. ist weder in seinen Lehren ausgesprochen noch in seinen Arbeiten erstrebt, und eine landschaftliche Architektonik kann man seinen Veduten nur etwa im Hinblick auf die Anordnung des Vordergrundes zusprechen. Über die Begrenzung seiner Bilder entschied vielmehr wohl zumeist nur sein Standort, und über diesen am häufigsten der Zufall, beziehungsweise der Wunsch des Auftraggebers. Seine Vorliebe für „unkultivierte Gegenden" entspricht dem von Rousseaus Anschauungen geleiteten Zeitgeschmack, aber sie steht im Gegensatz zu seinen früheren, jenseits der Alpen ausgeführten Arbeiten. Hackert that jedenfalls gut daran, ihr zu folgen, denn seine italienischen Städteprospekte und seine Darstellungen klassischer Ruinen offenbaren die Nüchternheit seiner Auffassungsweise weitaus am schärfsten, und seine, meist freilich von seinem Bruder Karl gezeichnete Staffage gereicht der Wirkung seiner Landschaften fast stets zum Nachteil.***) Begreiflich also auch, daß Hackert nicht geeignet war, einer in seiner Zeit beliebten, an sich wenig künstlerischen Gattung von Seeschlachten- und Hafenbildern neues Leben zu verleihen. Der berühmte russische Auftrag traf ihn freilich nicht ganz unvorbereitet. Schon 1765 hatte er sich auf jener Irrfahrt nach Frankreich mit dem jungen Dunker

*) Hackerts „Baumschlag" war in seiner Zeit besonders berühmt. Hat man den Künstler doch sogar — freilich irrtümlich — als Schöpfer dieses Wortes bezeichnet! (Vergl. Förster, Gesch. der neuen deutschen Kunst. Leipzig 1863. S. 42.) Er gab eine Anleitung zum Landschaftszeichnen mit acht Radierungen heraus („Principes pour apprendre à dessiner le Paysage d'après nature". Deutsch: „Theoretisch-praktische Anleitung zum richtigen und geschmackvollen Landschaftszeichnen nach der Natur". 2 Hefte mit 11 Kupfern. Nürnberg 1805. Fol.)

**) Vergl. neben dem schon genannten Aufsatz K. L. Fernows besonders: „Über Landschaftsmahlerey". Ein Gedicht mit Erläuterungen von Wilhelm Gilpin. Aus dem Englischen übersetzt und mit Inhaltsanzeigen und Anmerkungen versehen, in Meusels „Archiv für Künstler und Kunstliebhaber". I. Dresden 1804. Stück II.

***) Vergl. hierüber die drastische Erzählung bei Tischbein, Aus meinem Leben II. S. 162.

dem Marinebild zugewandt und in Paris selbst denjenigen Meister kopiert, welcher ihm bei diesen Aufgaben fortan zum Vorbild diente: Joseph Vernet. Aber Hackerts Auge war nicht so fein, wie das des Franzosen, der an den Traditionen Claudes festhielt, und dramatische Kraft, wie in Vernets Seestürmen, vermochte er nicht zu entfalten. So schuf er auch in den russischen Schlachtenbildern nur Veduten, mit möglichster Betonung des Thatsächlichen, Werke, welche heute kaum höheren Rang einnehmen, als die zahlreichen Repräsentationsbilder, die Haupt- und Staatsaktionen des achtzehnten Jahrhunderts, und nur durch das seltsame materielle Opfer, welches man ihnen darbrachte, bemerkenswert erscheinen.*)

Zieht man die Summe, so bleibt von Hackerts rastloser Lebensarbeit zuletzt doch nur das historisch bedeutsam, was ihn den Vorkämpfern des Realismus zuweist, sein liebevoller Anschluß an die Natur, der am reinsten vielleicht doch aus seinen früheren Radierungen nach nordischen Landschaften und in Italien aus seinen zahllosen mit spitzem Bleistift gezeichneten Umrißskizzen spricht. Und diese Seite in Hackerts Kunst ist es zweifellos auch allein gewesen, welche Goethen anzog. Die geologische Treue jener Umrißzeichnungen kam Goethes Betrachtungsweise der italienischen Landschaft entgegen: die ruhige Objektivität des Forschers, welche in ihm das überströmende Naturgefühl der Wertherzeit abgelöst hatte, fand in Hackerts Darstellungen willkommene Bilder, und das persönliche Wohlwollen, welches ihm Hackerts gewissenhaftes Thun in Neapel abgewonnen, konnte auch bei der Beurteilung seines künstlerischen Schaffens, das den Charakter des Mannes so unmittelbar spiegelt, nicht wirkungslos bleiben.

Nichtsdestoweniger klingt doch aus Goethes und Heinrich Meyers Charakteristik Hackerts bereits ein leiser Zweifel an seiner Bedeutung unverkennbar heraus. Als sie verfaßt wurde, zählte Hackert für viele schon zu den überholten Größen, und Meyers Aufsatz lautete zuweilen schon wie eine Verteidigung. In der That war Hackerts Stern schon an der Wende des Jahrhunderts im Erbleichen. Man rügte, wohl ungerechterweise, ein Sinken seines Könnens, man tadelte seine grellen Farben, man spottete lauter und lauter über seine geschäftsmäßige Produktivität.**) Der einst gefeierte Hofmaler starb als Privatmann, und die Kritik seiner letzten bekannten Bilder durfte bereits betonen, er danke seinen Ruhm nicht sowohl seiner Kunst, als dem — Glück, welches sie gemacht habe. Das letzte Bild***) war eine nüchterne Allegorie, welche in seltsamer Verbindung stürmischer und sonniger Landschaften des Künstlers eigenes Leben spiegeln sollte: eine Schwenkung zu den Bahnen

*) Vergl. Fiorillo, Kleine Schriften artistischen Inhalts. Göttingen 1803. II. 1806. S. 61.

**) Vergl. besonders Fernows Kritik im „Neuen Teutschen Merkur" 1803. X. S. 472—474 und Otto Baisch, Johann Christian Reinhardt und seine Kreise. Leipzig 1882. S. 111 und 184.

***) Vergl. „Miscellen für die Neueste Weltkunde", herausgegeben von Heinrich Zschokke. I. Aarau und Basel 1807. Nr. 12. S. 45 ff. (11. Februar 1807).

der Landschaftspoesie, aber so äußerlich und pedantisch, wie Hackerts Realismus. Nicht mit diesem Bilde wies er am Ende seiner Laufbahn auf die Richtung hin, welche seine Kunst zu neuen Zielen führen sollte, sondern mit dem Bekenntnis, er habe von Kindheit an die Natur belauscht und mit Eifer und Fleiß studiert, erst mit sechzig Jahren aber angefangen „wahr zu sehen".

Erst ein Menschenalter später ward dieses Vermächtnis von der deutschen Landschaftsmalerei erfüllt: die Zwischenzeit führte ein andere Richtung zum Siege, welche zu Hackerts Lehre im schärfsten Gegensatz steht. Schon das bedingte Lob, welches Heinrich Meyer dem Künstler spendet, deutet auf die neue Gattung hin, die seine Weise ablöste und ihre Schwächen unbarmherzig aufdeckte: die „höhere, freie, dichterische Landschaft".

Als Hackert Neapel verließ, entfloh dem akademischen Zwang der junge Maler, welcher zu ihrem ersten Vertreter berufen war: Joseph Anton Koch, der dem nüchternen Realismus Hackerts die Worte*) entgegensetzt: „Die Kunst muß geben, was die Natur nicht hat, alsdann nur ist sie schöpferisch. Den Geist der Natur zu fassen ist das eigentliche Ziel des Naturstudiums." — Mit diesem Glaubensbekenntnis ist in der Geschichte der deutschen Landschaftsmalerei die Episode der Veduten und Prospekte, welche dauernd Hackerts Namen trägt, beendet und gerichtet.

II.

Auch wenn wir nicht das ausdrückliche Zeugnis Goethes besäßen, daß er frühzeitig von Hackert und seinen Werken durch den aus Paris zurückkehrenden Kraus Näheres erfahren habe, so könnten wir das doch bei der Stellung des Malers in der Kunstwelt seiner Zeit und bei der lebendigen Teilnahme des Dichters an allen Kunstbestrebungen von vornherein annehmen. Er stimmte in die Bewunderung, mit der die Zeitgenossen Hackerts Landschaften betrachteten, ein. Als er am 14. Juni 1783 in Gotha einige derselben im Besitz des Herzogs gesehen hatte, „woran besonders die Fernen und Himmel unglaublich schön sind", schrieb er Frau von Stein, er wünsche ihr, sie zu sehen. Danach erscheint es als selbstverständlich, daß er bei seinem Aufenthalte in Italien dem berühmten Landschaftsmaler näher trat, dessen anregenden Einfluß auf andere er schon in Frascati bemerken konnte (Ital. Reise 1, 171 f.). Dort versammelten sich allabendlich die Künstler, um die tagsüber geschaffenen Zeichnungen vorzulegen, eine Einrichtung, die sich ebenso wie das gemeinsame Lesen der Sulzerschen Theorie von Philipp Hackert herschrieb.

Am 22. Februar 1787, in Albano, auf der Reise von Rom nach Neapel, lernte Goethe den Maler persönlich kennen. Gemeinsam reisten sie nun zwei Tage bis nach Garigliano in der Nähe von Neapel, wo

*) Vergl. „Joseph Kochs Gedanken über Malerei" in: David Friedrich Strauß, Kleine Schriften. I. Serie. Leipzig 1862. S. 324.

Hackert sich von Goethe und dessen Reisegefährten Tischbein trennte, um nach Caserta zu gehen. Der erste Eindruck war der denkbar günstigste „Es ist ein sehr bestimmter, kluger Mann, der bei unausgesetztem Fleiß das Leben zu genießen versteht," heißt es in der Italienischen Reise (1, 247) gelegentlich des ersten Besuches in Hackerts Wohnung, dem Palaste Francavilla, am 28. Februar. Mit der größten Aufmerksamkeit beobachtete Goethe die Arbeitsweise Hackerts und zeichnete selbst unter der Anleitung des Künstlers, „der einen jeden zu seinem Schüler macht". Er lobte und tadelte Goethen und half ihm weiter. Den Rat, achtzehn Monate bei ihm zu bleiben, um zur eigenen Freude und zur Freude anderer die künstlerischen Fähigkeiten auszubilden, mußte der Dichter freilich ausschlagen (Ital. Reise 1, 270; 2, 37); aber Hackert suchte Goethen mit allem Merkwürdigen in Neapel bekannt zu machen. Er verschaffte ihm die Erlaubnis zur Besichtigung der berühmten Sammlung Hamiltons (Ital. Reise 2, 11).

Als dann im Juni Hackert nach Rom kam, um die Überführung der Farnesischen Kunstschätze nach Neapel zu betreiben, verweilten sie zusammen in Tivoli und in der Galerie Colonna (Ital. Reise 2, 37. 39), und wieder fand Goethe seine Kunstanschauungen durch den neu gewonnenen Freund bereichert und vertieft. Durch das Band gegenseitiger Hochachtung und gemeinsamer künstlerischer Überzeugungen, das sich zwischen ihnen geschlungen hat, blieben sie auch nach Goethes Rückkehr aus Italien dauernd verbunden. Gleich nach dem Erscheinen des fünften Bandes der Schriften erhielt Hackert ein Exemplar, das er mit sich nach Capri nahm.*) Auch die Herzogin Anna Amalia lernte bei ihrem Aufenthalt in Neapel Hackert kennen und berichtete an Goethe über ihn; indessen scheint sie von seinem Wesen nicht so wie der Dichter angesprochen worden zu sein.**)

Den Verkehr Goethes mit den Künstlern in Neapel vermittelte in den nächsten Jahren Georg Hackert, mit dem Goethe ebenfalls in herzliche Beziehungen gekommen war.***) Die Briefe und Tagebücher, so weit sie bis jetzt vorliegen, verzeichnen Sendungen an ihn am 7. August 1788, 28. Juni und 8. (9.?) Oktober 1790.

Im März 1803 beauftragte der Herzog Karl August Goethen, zwei Bilder bei Philipp Hackert zu bestellen (Briefwechsel S. 288 und 292 f.). Am 8. September schrieb Goethe an Philipp Hackert, vermutlich in dieser Angelegenheit†, und am 14. Januar 1804 langten die Bilder in Weimar

*) Schriften der Goethe-Gesellschaft V, 28. 72.

**) Ebenda S. 141.

***) Ebenda S. 79 f. 137.

†) Unter dem 17. November finden wir in Goethes Tagebuch die Bemerkung: „Verschiedenes die Kunstausstellung betreffend expediert, Hackert, landschaftliche Umrisse, 9 Blätter." In den Verzeichnissen der in Weimar ausgestellten Kunstwerke ist nirgends ein Hackertsches erwähnt. In Goethes Sammlungen befanden sich (nach Schuchardt) von Hackert: 12 Blatt radierte Landschaften aus den Jahren 1763 und 64; Suite de IV Vues dessinées dans le Royaume de Naples. 18 Blatt Handzeichnungen, bis auf eine nordische (Stockholm 1764) sämtlich italienische Landschaften darstellend; außerdem zwei Kopieen nach einer Zeichnung und einem Ölgemälde von ihm, die letztere von Fr. Preller.

an, und machten Goethen einen heitern Morgen; „es sind," schrieb er an Schiller, „ganz außerordentliche Kunstwerke, von denen man, wenn sich auch manches dabei erinnern läßt, doch sagen muß, daß sie kein anderer Lebender so machen kann, und wovon gewisse Teile niemals besser gemacht worden sind".

Diesem privaten Urteil ließ Goethe nach kurzer Zeit ein öffentliches folgen. Im Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Litteratur-Zeitung 1804 Nr. 19 und 20 erschien etwa Mitte Februar ein Aufsatz „Zwei Landschaften von Philipp Hackert" (siehe Bd. 30 unsrer Ausgabe), in dem die beiden für den Herzog gemalten Bilder besprochen wurden. Es sind Veduten in der üblichen Manier Hackerts, die eine die Aussicht von der Villa Madama, die andere ein Stück der Umgegend von Florenz darstellend. Goethe giebt zu, daß Gemälde dieser Art dem höchsten Begriffe der Landschaftsmalerei nicht entsprechen, daß sie eine untergeordnete Art dieses Faches ausmachen. „Wenn der Landschaftsmaler im edelsten Sinne sich landschaftlicher Formen mit Freiheit bedient, um sein Gedicht darzustellen, und alle Springfedern der Kunst in Bewegung setzt, durch Ton, Farbe, Beleuchtung, Anordnung u. s. w. ein schönes Ganzes zu erzielen, so unterwirft sich hingegen der Maler von Aussichten den Bedingungen gewissenhafter Treue, er behält keine andere Freiheit als allenfalls die Wahl des Standpunktes und der Tageszeit, hat aber auch die übernommenen Pflichten erfüllt, sobald alle in seinem Gesichtskreis gelegenen Gegenstände mit möglichster Wahrheit dargestellt sind."

Mit der angegebenen Einschränkung werden die Bilder als „ungemein preiswürdig" bezeichnet, und in das ausführliche Lob, das Goethe ihnen spendet, mischen sich nur einzelne leichte Ausstellungen wegen des gar zu zahlreichen Viehes im Vordergrunde und der etwas zu lackroten Färbung der entfernten hohen Gebirge. Goethe sandte seinen Aufsatz an Charlotte von Schiller, die, wie aus seinem begleitenden Briefe hervorgeht, wegen neuer Aufträge für Hackert (vielleicht von Rudolstadt) sich an ihn gewandt hatte.

Von weiteren Beziehungen zwischen Goethe und Hackert erfahren wir aus dem Tagebuche vom 18. Juni 1804 (Geldsendung für von Hackert in Florenz erworbene Medaillen) durch den am Schluß der Biographie abgedruckten Brief Hackerts vom 4. März 1806, der in Weimar am 24. eintraf und am 4. April beantwortet wurde, durch einen weiteren vom 27. Mai 1806 und durch die Erwähnung eines Goethischen Briefes an ihn vom 25. März 1807 und einer Sendung von vier Dukaten (wohl wieder für Münzen) am 28. desselben Monats.

Am 28. April 1807 verschied Hackert. Die Nachricht erreichte Goethen in Karlsbad am 5. Juni; zugleich erhielt er durch den Kavalier Biondi die Selbstbiographie des Malers. Hackert hatte nämlich Goethen die Bearbeitung derselben zur Herausgabe nach seinem Tode übertragen,

was aus jenem Briefe vom 27. Mai 1806 deutlich hervorgeht.*) Goethe begann sogleich, sich eifrig mit dem Vermächtnis seines verstorbenen Freundes zu beschäftigen. Am 7. und 8. Juni las er es, am 9. und 10. schrieb er bereits an dem Auszuge daraus, den er am 14. Juni an Cotta absandte. Er erschien im „Morgenblatt" am 29. und 30. Juni (siehe Bd. 31, 169ff.) zugleich als Ankündigung der Lebensbeschreibung. Er schließt mit den Worten: „Wir wünschen, daß jede Bedenklichkeit, welche allenfalls der Herausgabe dieser schätzbaren Hefte sich entgegenstellen könnte, bald möge gehoben sein."

Dieser Wunsch Goethes erfüllte sich nicht. Schon hatte er sich für das beabsichtigte Buch ein Porträt Hackerts durch den Maler Tittel in Florenz verschafft, das Cotta stechen lassen sollte (Tagebuch 14. Juni, 21. Sept. 1807), als die Erben Hackerts, an ihrer Spitze sein Schwager, der Hofrat Behrends**) in Berlin, gegen die Bearbeitung und Veröffentlichung der Hackertschen Papiere durch Goethe Einspruch erhoben. Sie bestritten, wie aus dem angeführten Briefe Goethes an Biondi hervorgeht, diesem die Berechtigung, die Papiere Goethen zu übergeben, so wie daß Hackert den Dichter mit der Herausgabe beauftragt habe.

Durch einen Brief vom 4. Januar 1808 suchte Goethe den Hofrat Behrends von der Rechtmäßigkeit seines Anspruchs zu überzeugen***); aber vergebens. Die Hackertschen Erben wollten sich die materiellen Vorteile der Herausgabe der Biographie nicht entgehen lassen†); und da Goethe ebenfalls auf seinem guten Rechte bestand, so wurde auf den 19. Juni 1808 vom Herzog Karl August eine Vergleichsverhandlung angesetzt. Da Goethe vorher seine Reise nach Karlsbad antreten mußte, teilte er in einem Schreiben vom 10. Mai (Goethe-Jahrbuch V, 8) dem Herzog den Inhalt der beabsichtigten, zu Hackerts Andenken bestimmten Schrift und seine Bedingungen mit. Danach sollte die Arbeit aus folgenden Teilen bestehen:

*) Wir besitzen die entscheidende Stelle in einer Abschrift, die Goethe seinem Schreiben an den Kavalier Biondi vom 28. September 1807 beigefügt hat, um zu beweisen, daß dieser bei Übersendung der Biographie an ihn durchaus rechtmäßig gehandelt habe. Das Schreiben ist bei Strehlke, Goethes Briefe I, 64f. abgedruckt; aber nicht genau. Es fehlt nämlich die Angabe, daß sich am Kopfe des Blattes ein C befindet, wodurch bewiesen wird, daß wir hier nur einen Teil des Briefes vor uns haben. Ferner steht die Überschrift „Auszug .... Hackerts" nicht in Klammern, im Eingange heißt es „die ersten Jugendjahre", der Satz „Nach meinem Tode .... überschicken werden" ist unterstrichen („Cavalier Biondi" und „Signora Rosa" mit lateinischen Buchstaben) und nach „überschicken werden" folgt der gänzlich fortgefallene Satz: „Bey ersterer sicherer Gelegenheit werde ich es Ihnen überschicken." Kleinere Versehen sind, wie folgt, zu verbessern: erhalten mir wünsche recht Weimar den 28.

**) Eine andere Schwester hatte einen Herrn von Maltiz geheiratet. Siehe Briefwechsel Goethe-Zelter 6, 230. 403.

***) Auch dieser Brief ist bei Strehlke (a. a. O. I, 50) recht flüchtig wiedergegeben. Das Datum (im Original neben der Unterschrift) ist der 4. Januar, in der Überschrift heißt es „Hochgeehrtester Herr", die Anrede stets „Ew. Wohlgebornen", nur in der Unterschrift „Ew. Wohlgeb.", ferner ist im Text zu ändern: Z. 1 wohlvollendeten Z. 2 hierbey zwey Z. 5 verzeihen: denn Z. 10 alles Z. 12 erscheinen, und .... den Beyfall .... sowohl.

†) Annalen 1807: „Die Erben ..., welche sich den Wert der Manuskripte sehr hoch vorstellten."

1. Vorbericht.
2. Die Biographie selbst, sowohl die allgemeinen Schicksale als die besondern Fälle enthaltend.
3. Noten hiezu, weil manches nur im Allgemeinen angedeutet ist, nur demjenigen verständlich, dem die nähern Verhältnisse des Landes, der Personen und der Kunst bekannt sind.
4. Eine Nachricht von dem Leben des Herrn Karl Gore*), dessen in der Biographie gedacht wird, der mit Hackert eine Reise nach Sicilien gemacht.
5. Beurteilung des Hackertschen Künstlertalentes.
6. Noch einiges andre, was sich auf ihn und seine Zeitgenossen bezieht.

Den Erben sollte von dem Ertrag des Buches die Hälfte zustehen.

Auf diese Vorschläge Goethes sind die Erben nicht eingegangen. Sie haben dann neue Propositionen gemacht, die wiederum Goethen unannehmbar erschienen, und so entschloß er sich denn zu folgender Eingabe an den Herzog**):

Durchlauchtigster Herzog,

Gnädigst regierender Fürst und Herr!

den 29. Junii 1809

der Geheime Rat von Goethe erklärt sich auf die Propositionen der Hackertschen Erben und überreicht die ihm aus Italien zugesendeten Papiere.

Die Propositionen, welche die Hackertschen angeblichen Erben in ihrer jüngsten Eingabe gemacht haben, sind schlechterdings nicht von der Beschaffenheit, daß ich mich darauf einlassen könnte.

Ich habe mich daher entschlossen, aller Ansprüche auf die Hackertschen Papiere mich zu begeben und überreiche also Ew. Herzoglichen Durchlaucht beigehend die aus Italien mir zugesendeten Hackertschen Papiere versiegelt, mit der unterthänigsten Bitte:

dieselben den Personen, die zu den Eigentumsrechten auf solche sich gehörig legitimiren werden, aushändigen zu lassen.

Ich bemerke dabei, daß der verstorbene Hackert in seinem Testamente fünf Erben und unter diesen seinen Bruder Georg, genannt hat.

Soviel ich weiß, ist dieser vor ihm unverheyrathet, also ohne eheliche Descendenz, verstorben. Ob aber die gegen mich implorirenden Dorothea Hackert und Consorten dieselben sind, deren in dem Hackertschen Testamente Erwähnung geschiehet, kann ich nicht sagen, ich für mein Theil bezweifle

*) Am 25. März hatte er schon Fräulein Gore wegen der Biographie ihres Vaters besucht.

**) Da bisher nur die ersten Zeilen (in Hirzels Verzeichnis 3. Aufl. S. 215) gedruckt sind, geben wir die Eingabe hier nach der Handschrift vollständig wieder.

es nicht, ich wünschte aber doch auch dagegen sicher gesetzt zu seyn, daß ich nicht noch einmal in Anspruch genommen würde.

In tiefster Ehrerbietung verbleibe ich

Weimar am 29. Junii 1809

Ew. Herzoglichen Durchlaucht
unterthänigst treugehorsamster
Johann Wolfgang von Goethe.

Adresse: Serenissimo.

Der Eingabe wurde stattgegeben und fast ein Jahr lagen die Papiere im Gewahrsam der Herzoglichen Regierungskanzlei. Inzwischen müssen neue Verhandlungen zwischen Goethen und den Erben mit günstigem Erfolge stattgefunden haben,*) wie folgender, von Goethe unterzeichneter Empfangsschein**) bezeugt:

„Von Herzoglich Sachsen-Weimarischer Regierungs-Canzley die bey derselben von mir deponirten bisher strittigen Hackertischen Papiere, nach einem mit den Hackertischen Erben gepflogenen gütlichen Uebereinkommen, versiegelt wie sie niedergelegt worden, erhalten zu haben, wird hierdurch mit schuldigem Danke bescheinigt.

Jena, den 13. May 1810.

J. W. v. Goethe.

So war denn endlich die Bahn frei zu dem Ziele, dem Freunde ein würdiges Denkmal zu errichten in Bethätigung der Neigung zu biographischer Darstellung, die in jenen Jahren von Goethe auch durch „Cellini", „Winckelmann" und die Schilderung der eignen Jugend befriedigt wurde.

Noch während der Streit um die Papiere schwebte, hatte er sich mehrfach mit ihnen beschäftigt und Vorbereitungen zur Herausgabe getroffen. Schon am 4. Oktober 1807 berichtete Vulpius an Nik. Meyer: „Goethe arbeitet viel in Hackerts Biographie", im Januar 1808 las er daraus im Frommannschen Hause und bei der regierenden Herzogin vor, sie begleiteten ihn nach Karlsbad, wo er mit Kaaz (am 16. August) über die vorzüglichsten Landschaftsmaler, ihre Eigenschaften, Verdienste, Umgebungen, Originalität u. s. w. sprach, und am 24. nach erneuter Durchsicht sämtlicher Manuskripte das Schema zur Biographie diktierte.

Auch am 28. Juli 1809 und am 13. Januar 1810 finden wir im Tagebuch Gespräche über Landschaftsmalerei mit Kaaz und Meyer erwähnt.

*) Die Korrespondenz befindet sich im Goethe-Schiller-Archiv und ist noch nicht veröffentlicht. Das Tagebuch erwähnt noch einen Brief an Behrends vom 21. März 1810. Dann am folgenden Tage: Hrn. Kammerconsulent Hufeland, mit einem Briefe des Hofrat Behrends aus Berlin wegen der Hackertschen Angelegenheiten. 1. Mai. An Herrn Landschaftssyndikus Schumann, Auftrag die Hackertschen Papiere von der Regierung zu nehmen. 9. Mai Regierungssekretär Ludekus Hackertische Papiere. 15. Mai An Herrn Hofrat Behrends mit den Hackertschen Gemmenverzeichnissen.

**) Ungedruckt.

Im Sommer 1810 mußten dann, am 13. Juli bei Frau von Eybenberg, die aus ihrem Gefängnis befreiten Hackert-Anekdoten wieder zur Unterhaltung der Badegesellschaft dienen.

Die ernsthafte Bearbeitung begann am 18. November 1810 und wurde bis zum 4. Mai 1811, wo der letzte Bogen korrigiert ward, in ununterbrochener Thätigkeit vollendet.*) Am 17. Dezember war die erste Abteilung beendet und die Übersetzung der Reisebeschreibung Payne Knights wurde in Angriff genommen. Diese nahm die Zeit bis zum 18. Januar in Anspruch, am 28. begann die Bearbeitung des letzten Drittels, am 4., 26. und 28. März wurde Hackerts Aufsatz über Landschaftsmalerei umdiktiert, am 20. lieferte Meyer seine Arbeit über Hackerts Kunstverdienst, am 21. entstanden die biographischen Notizen über Gore und Knight, am 22. die Beschreibung der sechs Gemälde der Schlacht von Tschesme und die Revision der Nachträge neben kleinen Verbesserungen in der Biographie zog sich noch bis zum 3. April hin.

Fragt man, wie eine nicht sehr umfangreiche und nach Goethes eigner Angabe (in der Vorerinnerung zu den Nachträgen) im wesentlichen redaktionelle und übersetzerische Arbeit ihn so lange in Anspruch nehmen konnte, so findet man die Erklärung dafür in den Annalen 1807, wo er berichtet, weshalb die Arbeit mehr Sorgfalt und Mühe als ein eignes Werk erfordert habe; außerdem in den Angaben seines Tagebuchs und der Ausleihverzeichnisse der Weimarer Bibliothek. Wir schöpfen aus diesen beiden Quellen die Gewißheit, daß Goethe sich nicht darauf beschränkt hat, die Lebensbeschreibung seines verewigten Freundes und die in sie eingeschobene sicilianische Reise in eine leicht lesbare, anmutige Form zu bringen, sondern daß er gleichzeitig alles was ihm irgend von litterarischen und künstlerischen Hülfsmitteln zur Verfügung stand, benutzt hat, um sich eine möglichst gründliche Kenntnis Unteritaliens und Siciliens, der Natur und Geschichte des Landes, wie der Zustände in der Gegenwart zu verschaffen. Er las nicht nur die auf S. 254 verzeichneten Reisewerke, zu denen noch Gorani, Mémoires secrets et critiques des cours, des gouvernements et des moeurs des principaux États de l'Italie (Paris 1793), Rehfues, Neuester Zustand der Insel Sicilien 1. Teil (Tüb. 1807) und Hoger, Gemälde von Palermo (Berlin 1799) kommt; er suchte auch durch Betrachtung der im Besitz der Bibliothek befindlichen Zeichnungen Gores die Gegenden, die er dreizehn Jahre zuvor selbst besucht hatte, vor sein Auge zurückzurufen. Zumal die Übersetzung von Payne Knights Tagebuch ist mit der gewissenhaftesten Benutzung aller Hülfsmittel ausgeführt und eine wichtige Vorstudie der eignen Schilderung Siciliens geworden. Nach dem Zeugnis der Weimarer Ausgabe wird allerdings von der selbständigen Forschung über Sicilien hier nichts sichtbar, da Goethes Änderungen gegenüber dem im Goethe-Schiller-Archiv erhaltenen englischen Manuskript sich auf geringe Aus-

*) Am 5. Dezember schreibt Riemer an Frommann: „An Hackert geht es scharf, alle Morgen.“

lassungen und Zusammenziehungen, sowie die Verbesserung mancher antiker Namensformen beschränken.

Weniger klar ist der Anteil, der Goethen an dem ersten und dritten Teile des Buches, der eigentlichen Biographie gebührt. Die Hackert-Papiere, die die Grundlage gebildet haben, sind nicht mehr vorhanden; nur für die Nachträge besitzt das Goethe-Schiller-Archiv einen größeren Teil des Materials in Hackerts französischer Beschreibung der Seeschlachtgemälde, dem eigenhändigen Manuskript desselben über Landschaftsmalerei (ohne die Überschrift), „Vom Moralischen in der Landschaft" (= dem Abschnitte „Sittliche Wirkung" S. 285 f., „Über die Öhl-Mahlerey" S. 286 f.), dem Brief an Goethe vom 4. März 1806 und ein Verzeichnis der geschnittenen Steine in Hackerts Nachlaß von Hirt, das für den Abschnitt „Hinterlassenes" verwendet worden ist. Für die Benutzung der übrigen Teile des Nachlasses sind wir auf die Angaben Goethes in der Vorerinnerung zu den Nachträgen und in den Annalen 1807*) und auf innere Beweise beschränkt. Herstellung eines gut lesbaren Textes mit möglichst geringer Beeinträchtigung der ursprünglichen Gestalt, das war sein Ziel. Den Umfang hat er beibehalten; weder in dem etwas zu dürftigen ersten Teil hinzugesetzt, noch in dem gar zu breiten letzten gekürzt. Jedem Vorwurf, der ihn deshalb hätte treffen können, glaubt er die Spitze abgebrochen zu haben mit der Bemerkung, daß man der Art eines bedeutenden Mannes, von sich selbst zu erzählen, etwas nachgeben müsse. Indessen wird dadurch doch der Zweifel nicht beseitigt, ob die Eigenart des Werkes wirklich geschädigt worden wäre, wenn von dem kleinlichen Hofklatsch und den servilen Lobpreisungen des unfähigen Königs von Neapel einiges unterdrückt worden wäre.

Nicht der Inhalt also, nur die Form ist auf Rechnung Goethes zu setzen. Auch bei der Überarbeitung ist er sehr schonend verfahren. Der Stil Hackerts, wie wir ihn in den erhaltenen Originalhandschriften kennen lernen**), ist durchaus ungeregelt in Bezug auf Wortformen und Satzbau, ein Bild lebendiger Rede eines Mannes von hellem Geiste und lebhaftem Empfinden, dessen litterarische Bildung aber, wie die fast aller Künstler seiner Zeit, auf der untersten Stufe stehen geblieben ist.***) In erster Linie war die Rechtschreibung zu regeln, insbesondere die sehr willkürlich behandelten Namenformen richtig zu stellen, für Goethen, der in den Kreisen Hackerts nie heimisch war, keine ganz leichte Aufgabe, die denn

*) „Es war eine schwierige Aufgabe; denn die mir überlieferten Papiere waren weder ganz als Stoff noch ganz als Bearbeitung anzusehen. Das Gegebene war nicht ganz aufzulösen, und, wie es lag, nicht völlig zu gebrauchen."

**) Unter diese ist der Brief vom 4. März 1806 nicht zu rechnen, da er nach Goethes Angabe in den Annalen 1806 nicht von Hackert selbst geschrieben, sondern, da dieser infolge eines Schlaganfalls dazu unfähig war, nur diktiert und mühsam unterzeichnet worden ist.

***) Vergl. auch die Klagen über Hackerts Stil in Zschokke's „Miscellen" 1807 (siehe S. 89, Anm. ***). An „grammatikalischen und Interpunktionsfehlern seien Hackerts Briefe überreich, aber er habe das Savoir faire verstanden, und daher sei zu entschuldigen, daß er das Schreiben vernachlässigte".

auch nicht vollkommen von ihm gelöst worden ist; dann aber — und das war die mühsamste und schwierigste Arbeit — mußte in syntaktischer Beziehung die ganze Biographie, den Ansprüchen des gebildeten Lesers entsprechend, umgemodelt werden. Goethe ist dabei mit großer Vorsicht verfahren, um nicht mehr als irgend nötig war den Charakter der Redeweise Hackerts zu verwischen. Man vergleiche mit dem Stil anderer Schriften Goethes aus diesen Jahren z. B. den Anfang des Abschnittes „Kochkunst" (S. 202) oder (S. 229 f.) „Der Don Ciccio . . . gewesen", alles Beweise dafür, daß Goethe hier völlig darauf verzichtete, eine edel durchgebildete Schreibweise einzuführen. Auch Formen wie „ein klein Casino, ein schön Bild"*) zeugen von derselben bewußten Enthaltsamkeit in Bezug auf Anwendung strenger Stilgesetze.

Diese Enthaltsamkeit war besonders für die Anekdoten vom Hofe in Neapel geboten. Denn nur in der kindlich geschwätzigen Art des Malers vorgetragen konnten diese Dinge auf eine Wirkung beim Leser rechnen, nur als Züge in dem Bilde einer Persönlichkeit, die Goethe für bedeutend und aller Teilnahme wert schätzte, mochten sie auf die Beachtung Fernstehender Anspruch erheben. Unter jedem höheren Gesichtspunkt, der durch eine reife künstlerische Form und den Anspruch auf eine selbständige Bedeutung in biographischer oder kulturgeschichtlicher Beziehung bedingt worden wäre, mußten sie zum größten Teil als überflüssig und störend verworfen werden.

Goethe war, als er die Biographie Hackerts zusammenstellte, der Meinung, hier ein Seitenstück zu der von ihm verdeutschten Selbstschilderung des Cellini zu liefern.**) Auch hier ein Künstler, der naiv, was ihm Gutes und Böses widerfahren war, erzählte, auch hier eine Fülle von Zügen aus dem intimen Dasein hochstehender Persönlichkeiten, auch hier endlich gelegentlich das Schicksal des Helden verknüpft mit den weltgeschichtlichen Ereignissen seiner Zeit.

Aber diese Parallele ist doch im Grunde genommen nur eine äußerliche. Weder kann Hackert als Mensch und Künstler jenes Interesse erregen, das in der kraftvollen, durchaus eigenartigen, ja großen Persönlichkeit Cellinis liegt, noch verträgt das Italien des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts mit seinen kleinen Fürsten und noch kleineren Künstlern einen Vergleich mit dem Zeitalter der Hochrenaissance, in welchem auf demselben Boden in üppiger Fülle die Blüten edlen und kräftigen Menschentums emporsproßten. In Cellinis Kreis kaum ein Mensch, der nicht durch bestimmt ausgeprägten Charakter die Aufmerksamkeit erregte und fesselte, — in Hackerts Umgebung nur die Königin Maria Karoline über das Durchschnittsmaß emporragend, und diese bleibt gerade in der Schilderung mehr als billig im Hintergrunde. Während Cellinis Zeitbilder, wenn auch

*) Vergl. die Anwendung derselben Flexionsform im „Cellini" z. B. S. 190, 16 verdrießlich Geschwätze.

**) Vergl. Goethes Werke, Bd. 31, S. 175.

mit größter Subjektivität aufgefaßt, doch als wahr und treu gelten können, färbte Hackert nach den äußeren Rücksichten des Höflings: kein Wort von der Mißwirtschaft, die unter seinen Augen das Volk aussaugte und zum Aufstand zwang, nichts von der Rohheit und Beschränktheit des Königs, von dem schamlosen Treiben seiner Gemahlin und ihrer Günstlinge. Und als in die drückende Atmosphäre dieses Hofes die reinigenden Blitze der Revolution hineinzuleuchten begannen, da fehlte Hackert alles Verständnis für die historische Bedeutung der Ereignisse, die für ihn nur unangenehme Störungen seines behäbigen Daseins im Fürstendienst darstellten.

Diese Mängel kamen Goethen nicht, oder wenigstens nur in geringem Maße, zu Bewußtsein. Er erblickte in den kleinlichen Einzelheiten der Aufzeichnungen Hackerts Beiträge zur Charakteristik eines großen Künstlers. Er hatte ihn in Italien umgeben von begeisterten Schülern, getragen von der Gunst des Hofes kennen gelernt, und sein schon zuvor durch den Ruf des Malers befangenes Urteil war durch die künstlerischen Freunde, zumal durch Heinrich Meyer, zu der Überzeugung verstärkt worden, daß Hackert in der Geschichte der Malerei einen Ehrenplatz unter den großen Meistern einnehmen werde.

Allerdings hatte das allgemeine Urteil, das in früheren Jahren mit dem Goethes übereinstimmte, schon als die Biographie erschien, eine Umwandlung zum Nachteil Hackerts erfahren. Aber seit dem Beginn der neuen romantischen Kunstbewegung, welche die Ansichten über die Werke der vergangenen Periode völlig umwandelte, hatte sich Goethe, wie wir in der Einleitung zum „Winckelmann" ausführlicher erwähnt haben, nur um so entschiedener auf seinem alten Standpunkt versteift. Deshalb war seine Verherrlichung Hackerts, deren Voraussetzung die Anerkennung der Künstlergröße des Malers war, im Grunde genommen bei ihrem Erscheinen veraltet, und konnte nicht so aufgenommen werden, wie Goethe es wünschte und wohl auch erwartete.

Wir besitzen nur zwei kritische Äußerungen über „Hackert" aus der Zeit des Erscheinens;*) beide kühl sich verneigend vor dem Herausgeber und deutlich die Absicht verratend, dem Buche günstige Seiten abzugewinnen. Als der gute Zelter, erst spät, am 8. August 1819 den „Hackert" las, erlebte er seine Herzensfreude an der Art, wie Goethe das Werkchen so eigen leicht aus Fragmenten aufgefädelt habe. Goethe sandte ihm darauf ein sauber gebundenes Exemplar und schrieb dazu am 14. April 1820: „Du hast dem Büchlein Sorgfalt und Sinn abgefühlt, die ich ihm gewidmet und verliehen habe; es ist in dem lieben Deutschland verschollen und mit vielem andern Guten und Nützlichen von den Sandwehen des Tages zugedeckt, wird aber immer doch wieder einmal wie der Bernstein ausgeschwemmt oder gegraben."

*) Zeitung für die elegante Welt 24. Juni 1811 und Göttingische gelehrte Anzeigen 21. Oktober 1811. Abgedruckt bei Braun, Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen III, 279 ff.

In demselben Jahre, aus dem diese Worte stammen, begann Goethe die Zusammenstellung der „Annalen“, in denen er den äußeren Verlauf der späteren Epochen seines Daseins darlegen wollte. Dort ist der „Hackert“ mehrfach erwähnt und in die engste Beziehung zu einem der größten Werke des Dichters gebracht. Goethe sagt nämlich zu Beginn des Jahres 1811: „Das Leben Philipp Hackerts ward abgedruckt und die vorliegenden Papiere nach jedesmaligem Bedürfnis sorgfältig redigiert. Durch diese Arbeit wurd' ich nun abermals nach Süden gelockt; die Ereignisse, die ich in jener Zeit in Hackerts Gegenwart oder doch in seiner Nähe erfahren hatte, wurden in der Einbildungskraft lebendig; ich hatte Ursache, mich zu fragen, warum ich dasjenige, was ich für einen Andern thue, nicht für mich selbst zu leisten unternehme. Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene frühste Lebensgeschichte.“

Im Lichte dieser Äußerung gewinnt der „Hackert“ für den, der teilnehmend und forschend Goethen sich nähert, erhöhte Bedeutung. Er reiht sich in die Zahl der Vorarbeiten zu „Dichtung und Wahrheit“ ein, und erhält so eine nicht unwichtige Stellung in der Geschichte der Werke Goethes, dessen innerstes Wesen sonst in ihm nur durch die Pietät gegen den verstorbenen Freund zum Vorschein kommt. Ihr vor allem haben wir diese Arbeit zu verdanken.

Es bleibt uns noch übrig, mit wenigen Worten der Textgeschichte des „Philipp Hackert“ zu gedenken.

Er wurde im Format des „Winckelmann“ und „Cellini“ gedruckt, „weil er sich an diese anschließt und Cotta ein gestochenes Porträt Hackerts in gleicher Größe schon vorrätig liegen hat“.*) Der Titel sollte zuerst lauten: „Philipp Hackert. Eine Selbstbiographie von Goethe“ ꝛc. Es war auch ein „Vorwort“ beabsichtigt und bereits entworfen, das aber schließlich unterdrückt wurde. Der Titel und Inhalt des Buches wurde genau so gestaltet, wie es in unserer Ausgabe wiedergegeben ist; es umfaßte XII und 346 Seiten (1).**) Ein Nachdruck erschien 1811 in Wien als 18. Band der Gesamtausgabe von 1806; dann wurde der „Hackert“ erst wieder in der Ausgabe letzter Hand, zusammen mit dem „Winckelmann“ im 37. Bande der Taschen- (2) und Oktav-Ausgabe (3) gedruckt. Der Inhalt stimmt mit 1 überein, doch ist das von uns am Schlusse des Bandes abgedruckte Inhaltsverzeichnis (in 1 S. IX—XII) fortgefallen; die Änderungen gelten fast nur den Wortformen, im übrigen sind sie auf Flüchtigkeit zurückzuführen. Der Titel lautet von jetzt an „Philipp Hackert“.

*) Riemer an Frommann 2. Januar 1811. Das Porträt, jenes das sich Goethe 1807 von Titel in Florenz hatte kommen lassen, blieb schließlich doch noch fort, da es nicht aufzufinden war, Riemer an Frommann Nr. 135. (Damit steht freilich die erste Nachricht Riemers, daß es schon gestochen sei, in Widerspruch.)

**) Als Probe war zuvor im Morgenblatt 1811 Nr. 122 „Schlacht bei Tschesme, Gemälde von Philipp Hackert“ (S. 121—126) erschienen.

In der Quartausgabe von 1837 war das Tagebuch Paynes und der darauf bezügliche Teil der „Vorerinnerung“ fortgeblieben, der Anfang derselben vor die Lebensbeschreibung gestellt und darin zwei kleine durch den Fortfall des Tagebuchs notwendig gewordene Änderungen getroffen.

In der vierzigbändigen Ausgabe von 1840 ist der ursprüngliche Zustand wieder hergestellt; nur die Bemerkung (S. 256, Z. 21 ff. „durch ein Versehen heißt er Henry . . . zu berichtigen wäre“) gestrichen und der Name überall, wo er vorkommt, berichtigt. In der Hempelschen Ausgabe, wo der „Hackert“, herausgegeben von Strehlke, den 32. Teil bildet, ist diese Veränderung beibehalten und die „Vorerinnerung“ und „Charles Gore“ vor die Lebensbeschreibung gesetzt.

Die Weimarer Ausgabe (Bd. 46) konnte durch Benutzung der Handschriften manches, insbesondere in der sizilianischen Reise, verbessern, womit schon Strehlke den Anfang gemacht hatte. Sie führte wieder die ursprüngliche Reihenfolge des Inhalts ein.

Darin sind wir ihr gefolgt, da für die Änderung Strehlkes kein entscheidender Grund vorlag. Im übrigen beruht unser Text auf einer erneuten Vergleichung der drei maßgebenden Drucke; denn der Apparat der Weimarer Ausgabe erschien uns nicht genügend zuverlässig.*)

Wie alle Früheren haben wir den Meyerschen Aufsatz „Hackerts Kunstcharakter“ als einen integrierenden und sicher unter Goethes Mitwirkung entstandenen Teil des Werkes beibehalten.

Die Anmerkungen mußten, im Verhältnis zu der geringeren Bedeutung des Werkes, auf ein gewisses Maß beschränkt werden. Besonders verbot sich eine ausführlichere Kommentierung des Tagebuchs Paynes durch die Erwägung, daß Goethe daran nur als Übersetzer beteiligt ist und daß es in einer Ausgabe seiner Werke nicht unsere Aufgabe sein kann, die Anschauungen und Behauptungen eines andern zu begründen oder zu widerlegen. Indessen hoffen wir doch durch unsere Anmerkungen das, was zum unmittelbaren Verständnis und zur Berichtigung gröberer Irrtümer des Verfassers nötig ist, geboten zu haben.

Dr. Alfred Gotthold Meyer. Dr. Georg Witkowski.

*) Vergl. dort z. B. die Stellen 131, 11; 280, 10; 303, 28; 347, 17.

Philipp Hackert.

Biographische Skizze,

meist nach dessen eigenen Aufsätzen

entworfen

von

Goethe.

Tübingen,

in der J. G. Cottaischen Buchhandlung.

1811.

Der Durchlauchtigsten Fürstin und Frauen
Maria Paulowna,

Großfürstin von Rußland, Erbprinzessin von Sachsen-Weimar und Eisenach Kaiserlichen Hoheit.

Durchlauchtigste Fürstin,

Gnädigste Frau,

Die glänzenden Namen Katharina, Paul und Maria leuchten hier in dem Leben eines Privatmanns als günstige Sterne. Diese höchsten Personen erfreuen sich an dem Talent eines vorzüglichen Künstlers, beschäftigen, begünstigen ihn und gründen sein zeitliches Glück. Sollte ich mich hiedurch nicht angeregt fühlen, Ew. Kaiserlichen Hoheit Namen dieser Lebensdarstellung vorzusetzen und ihn zu jenen Ihrer glorreichen Ahnen hinzuzufügen, da Höchstdieselben mit gleicher Gesinnung die Werke sowie die Kenntnisse verdienter Künstler schätzen und sie auf mannigfaltige Weise aufmuntern und belohnen, vorzüglich aber durch eine thätige Teilnahme in Ausübung der schönen Künste, wozu Ew. Kaiserlichen Hoheit neben so vielen andern Gaben die herrlichsten Talente verliehen sind. Wie beglückt muß ich mich schätzen, daß die Zeit mich aufsparen wollte, um ein Zeuge und Bekenner solcher Vorzüge zu sein, und mich unter diejenigen zählen zu dürfen, die sich Höchstihro Gnade und Huld zu erfreuen haben, deren Fortdauer sich in tiefster Verehrung empfiehlt

Ew. Kaiserlichen Hoheit

Weimar, den 16. Februar 1811.

unterthänigster Diener

J. W. v. Goethe.

7 ff. Die glänzenden Namen ... Sterne. Siehe unten den Abschnitt „Großfürst und Großfürstin" S. 187.

Jugendliche Anfänge.

Philipp Hackert ist zu Prenzlau in der Uckermark am 15. September 1737 geboren. Sein Vater, ebendesselben Vornamens, Porträtmaler aus Berlin, war anfänglich im Dienste des Markgrafen, Prinzen Heinrich von Schwedt, sodann des darauf folgenden Regimentsinhabers, des Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt. Sein Großvater väterlicher Seite, von Königsberg gebürtig, malte unter Friedrich Wilhelm dem Ersten.

Philipp Hackert war von seinen Eltern dem geistlichen Stande gewidmet und sollte deshalb auf der Schule zu Prenzlau in allem Erforderlichen, besonders aber in den orientalischen Sprachen unterrichtet werden; allein sein ausgezeichnetes Künstlertalent entwickelte sich frühzeitig. Er hatte keine Neigung zu irgend einem Studium, das nicht mit der Malerei in Verbindung stand oder ihn dazu hätte leiten können. Unaufmerksam in jeden andern Lehrstunden, zeichnete er mit der Feder, was ihm ins Gedächtnis oder unter die Augen kam, und so ließ man ihn nur die notwendigsten besuchen und sonst recht viele Zeit zu seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Zeichnen und Malen.

Schon im elften Jahre hatte er ein Porträt des Generals Ziethen zu Pferde im verjüngten Maßstabe in Öl kopiert; und da sein Vater eine außerordentlich schöne Sammlung von Aurikeln und andern Blumen im Garten hatte, so malte er Blumenstücke nach der Natur und half seinem Vater bei verschiedenen kleinen Arbeiten für obgemeldeten Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der damals als Generallieutenant ein Infanterie-Regiment in Prenzlau kommandierte.

3. Sein Vater, gestorben 1768, vergl. S. 117, Z. 28. In dem Aufsatz „Über Ölmalerei" (in den Nachträgen) erwähnt Hackert, daß auch seine Voreltern „sämtlich Maler" gewesen seien. — 5. des Markgrafen ... Schwedt. Von 1689—1788 war die Herrschaft Schwedt im Besitz einer Seitenlinie des brandenburgischen Hauses, die von Philipp Wilhelm, dem dritten Sohn des großen Kurfürsten aus zweiter Ehe, begründet wurde. — 6 f. des Erbprinzen ... Darmstadt, Freund Friedrichs des Großen, regierte von 1768—1790. — 21. im verjüngten, 1 in verjüngtem.

Diese kleine Stadt, wo außer den Arbeiten für den fürstlichen Hof wenig für die Kunst zu thun war, konnte der fernern Entwicklung der Fähigkeiten des jungen Künstlers eben nicht sonderlich günstig sein, weswegen ihn sein Vater im Jahre 1753, in seinem sechzehnten Jahre, nach Berlin in das Haus seines daselbst angesessenen Bruders schickte, unter dessen Aufsicht und Leitung er seine Talente ausbilden sollte. Diese war denn aber bloß mechanisch; denn der Oheim, der sich nur mit Dekorationsmalerei auf Tapeten und Wänden abgab, auf welche er das damals in Berlin sehr übliche Laub- und Schnörkelwerk, mit bunten Blumen verwebt, in Öl- und Wasserfarben auftrug, hatte keine allgemeineren Kunstbegriffe und konnte den jungen Mann keineswegs fördern, sondern bediente sich vielmehr der Kenntnisse, der größern Fertigkeit und des bessern Geschmacks seines Schülers zu eigenem Vorteil.

Doch waren die hier zugebrachten zwei Jahre für ihn keineswegs verloren, indem er seine technische Fertigkeit auf mancherlei Weise zu üben Gelegenheit hatte. Auch konnte er sich aus Gutmütigkeit und Freundschaft für seinen Onkel, ob ihm gleich diese Art von Thätigkeit keineswegs anstand, nicht so bald zu einer Veränderung seiner Lage entschließen, bis endlich der Bildhauer Glume in Berlin, die Spuren eines größern Genies in ihm entdeckend, auf alle Weise in ihn drang, jene Arbeiten aufzugeben und seine Talente und seinen Fleiß edlern Gegenständen der Kunst zu widmen, da es ihm denn leicht gelingen würde, welche Art er auch wählen möchte, in derselben einen vorzüglichen Grad zu erreichen. Hierauf entschloß er sich, eine kleine Wohnung zu mieten, und war nun um so fleißiger beschäftigt, getreue Kopien von guten Gemälden und mitunter manches Porträt zu machen, als ihm jenes zu seinem eigenen Studium und beides zu seinem Unterhalte, für den er nun allein zu sorgen hatte, durchaus notwendig wurde.

Er legte damals schon den Grund zu jener unermüdeten Thätigkeit, die, verbunden mit seiner außerordentlichen Liebe zur Kunst, ihm in der Folge so sehr zu statten kam und ihn bis an

10. Schnörkelwerk, 1 Schnirkelwerk. — 14 f. eigenem Vorteil, 1 eignem Vorteile. — 22. Johann Georg Glume, der besonders nach Modellen Schlüters gearbeitet hat (1679—1765), oder sein durch seine Wachsbildnisse bekannter Sohn Karl Philipp (1721—1776).

sein Lebensende nicht verließ. Zugleich versäumte er nicht, sich Gönner und Freunde zu erwerben, die ihm durch Rat und Unterstützung nützlich werden konnten.

Besonders glücklich schätzte er sich in der nähern Bekanntschaft mit Herrn Le Sueur, damaligem Direktor der Akademie in Berlin, um dessen Achtung er sich lange beworben hatte, bis ihn derselbe bei Gelegenheit eines kleinen Dienstes, den ihm der junge Künstler leisten konnte, näher kennen und schätzen lernte.

Herr Le Sueur hatte sich nämlich mit Zubereitung der Farben nach eigenen Grundsätzen und Erfahrungen und mit chemischen Versuchen, die sich darauf beziehen, abgegeben, hatte aber von der damals noch nicht allgemein bekannten Manier, sich der Leimfarben beim Malen zu bedienen, nicht den geringsten Begriff. Philipp Hackert teilte ihm mit Vergnügen seine Kenntnisse mit, und da Herr Le Sueur bei dieser Gelegenheit dessen gründliche Einsicht in andere Teile der Kunst und sein ungemeines Talent entdeckte, so beförderte er auf die verbindlichste Weise die Studien des jungen Künstlers sowohl in seinem eigenen Hause als durch besondre Empfehlung, so daß derselbe auf diesem Wege an den Hofrat Trippel gelangte, welcher gerade damals für König Friedrich den Zweiten durch den Direktor Österreich und den Handelsmann Gotskowsky eine Sammlung anschaffte und sonst auch mit Gemälden handelte. Dieser gab dem jungen Künstler Gelegenheit, durch Kopieren der besten Bilder so viel Geld, als er zu seinem bequemen Unterhalt und zu Fortsetzung seiner Studien bedurfte, zu verdienen.

In dieser Zeit hatte er unter andern zwei kleine, von Querfurt vortrefflich gemalte Landschaften kopiert, die er seinem verehrten Freunde Herrn Le Sueur vorzeigte, und welche diesem, da er sie ebenso meisterhaft mit Kenntnis und Feuer nachgeahmt fand, dergestalt gefielen, daß er den Künstler beredete, sich vor-

5. Nikolaus Blasius Le Sueur (1716—1782), 1757 Nachfolger Pesnes an der Berliner Akademie. — 21. Österreich. Vergl. S. 51, Z 23 Anm. — Johann Ernst Gotskowsky (1710—1775), schon seit der Kronprinzenzeit mit Friedrich bekannt, bedeutender Förderer der Berliner Industrie. Im Jahre 1755 sandte ihn der König nach Italien, Frankreich und Holland, um Gemälde für die neue Galerie in Sanssouci zu kaufen. Die Bezeichnung Gotskowskys als „Handelsmann" findet Du Bois Reymond (Friedrich II. in der bildenden Kunst S. 25) „sonderbar"; aber Goethe gebraucht, ebenso wie seine Zeitgenossen, das Wort ebenso für den Großkaufmann wie für den Kleinhändler. Beispiele dafür siehe bei Grimm (Wörterbuch IV, 2, 382). Am 16. Januar 1810 las Goethe Gotskowskys 1789 in Augsburg erschienene Lebensgeschichte. — 28. August Querfurt (1696—1761), vorwiegend Landschafts- und Tiermaler, in Augsburg unter Leitung von G. Ph. Rugendas, später in Wien.

züglich und ausschließend der Landschaftsmalerei zu widmen, wobei er ihm alle mögliche Unterstützung und Vorschub zu leisten sich erbot. Dieser durch einen glücklichen Zufall erteilte Rat bestimmte Hackerten für diese Gattung und schenkte der Welt einen der besten Meister in derselben.

Er verfertigte hierauf manche fleißige Studien, nicht weniger mit vielem Verdienst ausgeführte Kopien nach Claude le Lorrain, Swanevelt, Moucheron, Berghem, Asselyn u. s. w, welche bald durch den Hofrat Trippel ins Publikum zerstreut wurden und, ohne den Künstler weiter bekannt zu machen, verschwanden, bis er endlich, geleitet von seinem eigenen Genius und mit einem durch jene Originale auf die besondern Schönheiten der Natur aufmerksam gewordenen Auge, mit vollkommen geübter Hand viel nach der Natur, wenigstens teilweise, was ihm von schönen Bäumen der Tiergarten bei Berlin und Charlottenburg darboten, in einer übrigens für den Landschaftsmaler nicht günstigen Gegend zu zeichnen anfing und allmählich zu eigenen Originalen hinaufstieg.

Unter solchen Studien vergingen drei Jahre, ohne daß irgend jemand in Berlin ein ganzes oder fertiges Bild von seiner Arbeit zu Gesicht bekommen hätte. Denn da gar oft die erste Erscheinung der Werke eines jungen Künstlers dessen künftige Reputation, wenn auch nicht immer mit hinlänglichem Grunde, zu entscheiden pflegt, so war Herrn Le Sueurs verständiger Rat, einige Jahre im stillen hin fortzuarbeiten, bis man mit gegründetem Anspruch auf Beifall und nicht bloß auf prekäre Nachsicht im Publikum auftreten dürfe.

Als nun im siebenjährigen Kriege nach der Schlacht bei Roßbach gegen fünfhundert französische Offiziere als Kriegsgefangene nach Berlin kamen und viele davon mit ihrem Landsmanne Herrn Le Sueur Bekanntschaft machten und gelegentlich an Hackerts Arbeiten Gefallen bezeigten, so veranstaltete jener, daß alles, was

7. Claude Gellée gen. le Lorrain (1600—1682), neben den beiden Poussin der berühmteste Vertreter der „historischen Landschaft" großen Stiles. — 8. Herman van Swanevelt, gest. 1656, erstes datiertes Werk 1623, Schüler oder Nachahmer des Claude Lorrain, meist in Rom und Paris thätig. 2—3 Swanenfeld. — Frederik de Moucheron, d. Ä. (1633—1686), Schüler des Jan Asselyn zu Amsterdam, in Frankreich weitergebildet, zumeist thätig in Amsterdam. — Claes Pietersz Berghem (1620—1683), Schüler seines Vaters Pieter Claasz, in seiner Auffassungsweise der Landschaft durch J. van Goyen u. a. sowie namentlich durch italienische Studien beeinflußt. Vorwiegend in Haarlem und Amsterdam thätig. — Jan Asselyn gen. Crabbetge, geb. 1610 zu Dieppe, gest. 1652 zu Amsterdam. Landschaftsmaler, zunächst unter Einfluß des Esajas van de Velde, dann in Rom „in italienisierender Richtung ausgebildet". In Rom und Amsterdam thätig. — 20. Gesicht, 1 Gesichte.

der junge Mann zu seiner Kunstbildung bisher angefangen oder fertig gemacht hatte, auf einmal gegen eine runde Summe den militärischen Kunstfreunden überlassen wurde, wodurch zugleich manche mittelmäßige Arbeit, die in der Folge seinen Namen hätte kompromittieren können, außer Landes ging.

Diese auf einmal erhaltene kleine Summe Geldes setzte Hackert in den Stand, die seiner Kunst unentbehrlichen Hülfsstudien mit mehrerer Bequemlichkeit fortzusetzen. Er hatte auf der Malerakademie schon die ersten Gründe der Geometrie, Architektur und Perspektive erlernt; nun aber wiederholte er die Mathematik vollständiger, indem er wöchentlich dreimal mit Professor Wagner Privatstunden in seiner Wohnung hielt, wobei er des Tages über an seinen Studien im Tiergarten arbeitete, die ihm nunmehr immer besser von statten gingen. Auch hatte er während dieser Zeit das Glück, mit Herrn Gleim, Ramler und, was für seine Einsichten überaus zuträglich und ihm sehr erwünscht war, mit Herrn Sulzer Bekanntschaft zu machen, mit welchen und andern Gelehrten und Kunstfreunden er die meisten Abende in Gesellschaft zubrachte.

Der Umgang mit solchen Männern gewährte ihm nicht nur den Vorteil, daß er durch sie zu einem guten gesellschaftlichen Tone gebildet und bei andern eine für sein persönliches Verdienst günstige Meinung erweckt wurde, sondern der Geschmack und die ungemeinen Kenntnisse dieser Männer schärften sein Gefühl und sein Nachdenken; ja er war gewohnt, sich bei jeder Wahl auf das Urteil derselben zu verlassen. Dieses gilt vorzüglich von Herrn Sulzer. Diesem Manne verdankt Hackert einen großen Teil seiner früheren Bildung; auch sprach er immer mit ausgezeichneter Verehrung von ihm, und dessen Wörterbuch blieb dem Künstler bis an sein Ende kanonisch.

Mit vielem Fleiße setzte er immer seine Arbeiten fort, obgleich im damaligen Kriege Berlin mehrmals beunruhigt wurde,

12. Wagner, nach Nicolai (Beschreibung der Residenzstädte Berlin und Potsdam II, 529) Professor der Mathematik an der Akademie der Künste. — 15. Gleim war seit 1747 Kanonikus in Halberstadt. — Ramler lebte seit 1745 in Berlin, seit 1748 als Professor der schönen Litteratur an der Kadettenschule. — 27. Sulzer. Das „Wörterbuch" des bekannten Ästhetikers Joh. Georg Sulzer (1720—1779) erschien 1771—1 79 unter dem Titel „Allgemeine Theorie der schönen Künste". Vergl. die in Goethes Werken Bd. 26, S. 57 ff. abgedruckte Kritik und die dort in den Anmerkungen angeführten Äußerungen Goethes darüber. In der „Italienischen Reise" Bd. 26, 1, S. 270, 26 erwähnt Goethe, daß Hackert bei dem Unterricht der neapolitanischen Prinzessinnen Sulzers Werk zu Grunde legte. Siehe auch weiter unten den Abschnitt „Über Landschaftsmalerei".

besonders als der General Haddik mit seinem Korps und im folgenden Jahre General Tottleben mit einem Korps Russen und Österreicher Berlin heimsuchten. Doch hinderte dieses nicht den Fortschritt seiner Kunst, auch nicht den Gewinn, den er davon zog, besonders nachdem er mit zwei vorzüglich gelungenen Gemälden auf Anraten seines Meisters und Freundes Herrn Le Sueur nunmehr öffentlich aufgetreten war. Diese beiden Bilder, welche Aussichten vom Teiche der Venus im Tiergarten vorstellten und die gewissermaßen als Erstlinge seiner Kunst angesehen werden können, da vorher selten etwas von seiner Arbeit bekannt geworden, machten unter Künstlern und Liebhabern eine glückliche Sensation. Herr Gotskowsky, der in jener Zeit für Berlin so merkwürdige Mann, übernahm sie aus eigenem Antrieb und bezahlte dafür die damals keineswegs unbeträchtliche Summe von 200 Thalern.

Indessen, da in der Gegend um Berlin außer mancher herrlichen Baumpartie die Natur wenig malerisch Interessantes dem Künstler darstellte, so war schon lange in ihm der Wunsch rege geworden, sein Talent durch Reisen auszubilden, und oft lag er im Gefühl dieses Bedürfnisses Herrn Sulzer an, ihm zu einer Reise in die Schweiz behülflich zu sein; denn eine solche Reise auf seine eigenen Kosten, besonders in den damals durchaus unruhigen Kriegszeiten und auf Rechnung eines unsichern Gewinnes zu unternehmen, dazu hatte er nicht hinlängliches Vermögen und zu viel Vorsicht, als daß er es auf Geratewohl hätte wagen sollen. Doch fand er bald darauf wenigstens eine andere Reise zu machen Gelegenheit.

Erster Ausflug.

Herr Sulzer hatte um diese Epoche Herrn Spalding, damaligen Propst in Barth, und auf ebenderselben Reise den Baron Olthoff in Stralsund, welchem Gelehrte und Künstler gleich willkommen waren, besucht und nach wiederholten Em-

1. Die Österreicher drangen unter General Haddik am 16. Oktober 1757 in Berlin ein, zogen aber schon am Morgen des folgenden Tages wieder ab. — 1f. im folgenden Jahre. Vielmehr im Oktober 1760. — 7. beiden Bilder. Vgl Einleitung S. 82 f. — 12f. der ... Mann. Anspielung auf die aufopfernde patriotische Thätigkeit, die Gotskowsky während des siebenjährigen Krieges entfaltete. — 19f. ihm ... behülflich zu sein. Sulzer war bekanntlich geborner Schweizer. — 28. Joh. Joachim Spalding, geb. zu Triebsand in Pommern 1714, seit 1757 in Barth, 1764 Pastor Primarius und Propst an der Nikolaikirche in Berlin, gestorben 1804. — 30. Baron Olthoff. Vergl. S. 113, Z 1 Anm.

pfehlungen der Talente seines jungen Freundes demselben die Erlaubnis bewirkt, persönlich aufwarten zu dürfen.

Philipp Hackert trat also im Julius 1762 in Gesellschaft des Porträtmalers Mathieu die Reise nach Stralsund an, wo er den Baron mit Möblierung und neuer Einrichtung seines Hauses beschäftigt antraf. Er wurde von der ganzen Familie aufs freundschaftlichste aufgenommen und wie ein Verwandter behandelt. Auch gereichte seine Gegenwart seinen Gönnern zum Vorteil; denn er führte bei den neuen Zimmerverzierungen einen durchaus bessern Geschmack ein und dekorierte selbst einen großen Saal mit Architekturstücken und Landschaften, die er auf Leinwand mit Leimfarben ausführte.

Zu eben der Zeit kaufte Baron Olthoff auf der Insel Rügen das Gut Bolwitz, wo er als unverheiratet bei seiner alten Mutter, so viel es seine wichtigen Geschäfte zuließen, gern wohnte, viel Gesellschaft annahm und nebst einem jungen Spalding die drei Gebrüder Dunker, seine Neffen, durch einen geschickten Hofmeister, den er aus Sachsen hatte kommen lassen, unter seinen Augen erziehen ließ. Hier wurde nun wieder, da die Natur etwas schönere und mannigfaltigere Gegenstände als bei Berlin darbot, mit neuem Fleiß gezeichnet, und hier radierte Philipp Hackert zugleich zum Zeitvertreibe sechs kleine Landschaften, welche Aussichten der Insel Rügen vorstellen und sich unter den Blättern seiner Werke befinden. Er hatte dabei keine andere Anweisung als das Buch von Abraham Bosse: „De la manière de graver à l'eau forte et au burin", und die Probedrücke wurden aus Mangel an einer Presse auf Gips gemacht. Indessen war ihm sein Aufenthalt bei Olthoff in mehr als einer Rücksicht nützlich, da er ihm für die Welt und gute Gesellschaft zu einer vortrefflichen Schule diente.

Im Mai 1764 reiste Baron Olthoff nach Stockholm, wohin er Hackert mit sich nahm und bei Hofe bekannt machte.

4. Wohl Georg David Mathieu (1737—1778), Schüler seiner Mutter, geb. Rosina Liszevski, welcher 1766 nach Schwerin ging. Vergl. Nicolai a. a. O. S. 150. — 23 f. sich ... befinden. Vergl. die Folge: Vues diverses de l'Isle de Rugen, von denen einige die Bezeichnung tragen: a Boldewitz en Rugen. 1763 oder 1764. Siehe den Wincklerschen Katalog Nr. 1873. Vielleicht sind es diese Stiche, die Goethe am 14. Juli 1818 an Kosegarten sandte. — 25. Abraham Bosse, gest. 1678, Stecher in Callots Art. Sein Buch erschien 1645 zu Paris unter dem Titel: „Traité des Manières de graver en taille douce" par A. Bosse; von den folgenden Auflagen dürfte hier die durch Cochin vermehrte, Paris 1745 und 1758, mit dem dem obigen entsprechenden Titel: „De la Manière de graver à l'eau-forte et de la gravure en manière noire" in Betracht kommen.

Der fleißige Künstler sammelte sich wieder eine Menge Studien, malte während des Sommers eine Aussicht vom Karlsberg für den König, verfertigte mehrere Zeichnungen für die Königin und ging mit Aufträgen vom Baron Olthoff im September wieder nach Stralsund zurück. Hier in dem Hause des Barons, wo alles Liebe zur Kunst und Geschmack an solchen Beschäftigungen gewonnen hatte, ward in froher, zahlreicher Gesellschaft, welcher unausgesetzt Gelehrte und Künstler beiwohnten, immerfort gezeichnet und gemalt. Hackert verfertigte des Abends eine Menge Porträts in schwarzer und weißer Kreide und vollendete in seiner ihm eigenen Manier jenen großen Saal und ein Kabinett in Leimfarbe. Zugleich hatte er einen der Neffen des Barons, Balthasar Anton Dunker, in den ersten Grundsätzen der Kunst unterrichtet, so daß dieser sein theologisches Studium mit Bewilligung des Onkels gegen die Ausübung der Kunst vertauschte. Als dieser den glücklichen Fortgang nach Verlauf einiger Jahre gesehen, entschloß er sich, seinen Neffen unter Hackerts Aufsicht nach Paris zu schicken.

Reise nach Paris.

Sie reisten beide im Mai 1765 von Bolwitz nach Hamburg ab, von wo aus sie ihre Reise nach Frankreich fortsetzen wollten. Die Kaufleute, an die sie in Hamburg empfohlen waren, hatten eben ein Schiff geladen, das mit Wolle und andern Gütern nach Rouen bestimmt war. Sie ließen sich überreden, diese Reise zu Wasser zu machen, wobei sie an Zeit und Kosten zu gewinnen hofften; allein sehr schlecht entsprach der Erfolg ihren Erwartungen; denn unausgesetzt konträre Winde zwangen das Schiff, nach einer mißlichen Seefahrt von sechs Wochen an Englands Küste zu landen, wo sie denn nach Dover gingen, um mit dem Packetboot von da nach Calais überzusetzen.

Diese zufällig längere Seereise hatte indessen auf Hackerts Talent einen sehr wohlthätigen Einfluß; denn da sie durch immer

1 ff. Der fleißige ... zurück. Zeugnisse der künstlerischen Thätigkeit Hackerts in Schweden sind die sechs Blatt Radierungen: Vues de Suède, bez. Jacq. Ph. Hackert f. dedié a Monsieur d'Olthof Conseiller de S. M. Suédoise pour le Gouvernement de la Poméranie. à Naples chez George Hackert. Vergl. Winckler'scher Katalog Nr. 1874. — 12 f. Balthasar Anton Dunker. Nachmals als Stecher berühmt, geb. 1746 bei Stralsund, gest. 1807, vorwiegend in Wien, in Paris und in der Schweiz thätig. Er hat viel nach Hackert gestochen. Vergl. Le Blanc, Manuel No. 326—329, 331—349.

widrige Winde gezwungen wurden, zu drei verschiedenen Malen wieder zurück in die Elbe einzulaufen, und mit einer großen Menge anderer Fahrzeuge von allen Gattungen bei Glückstadt auf der Stoer lange auf günstigen Wind warten mußten, so zeichnete Hackert aus Mangel anderer Gegenstände Seestücke nach der Natur, wie er es nur immer vorteilhaft hielt, ahmte treulich die dem seinigen am nächsten gelegenen Schiffe nach, gruppierte mitunter Matrosen, wie sie sich ruhend oder in mannigfaltigen Verrichtungen darstellten, und somit erweckte dieser Zufall in ihm zuerst den Geschmack an Seestücken, den er nachmals mit dem glücklichsten Erfolg kultivierte.

Paris.

Im August 1765 langte Philipp Hackert mit dem jungen Dunker in Paris an. Dieser kam anfangs in das Studium des Herrn Vien und nachmals zu Herrn Hallé, wobei er jedoch immer unter Hackerts Aufsicht blieb, indem er fortfuhr, bei demselben zu wohnen.

Der bekannte Kupferstecher Wille hatte beide mit sich aufs Land genommen, um daselbst gemeinschaftlich zu zeichnen; allein die kleinlichen, armseligen Bauerhüttchen mit den daran liegenden Krautgärtchen und Obstbäumchen ängstlich auf ein Quartblatt zusammenzustoppeln, konnte Philipp Hackert, dessen Auge und Hand an große Gegenstände gewöhnt war, wenig behagen, deswegen er lieber in seiner Art, wenn sich auch nur eine einzelne schöne Baumpartie, ein bedeutender Felsen zeigte, diese sogleich zum Gegenstand wählte, um sich in seiner Kunst fortwährend zu stärken.

Sobald er in Paris durch seine Arbeit zu gewinnen anfing, ließ er seinen Bruder Johann Gottlieb, der sich ebendieser Art von Landschaftsmalerei gewidmet hatte, von Berlin dahin kommen, während er selbst in Gesellschaft der Herren Pérignon

15. Joseph-Marie comte de Vien (1716—1809), Maler und Stecher. 1775 Schüler und Nachfolger von Natoire als Direktor der „École de France" zu Rom; 1781 Rektor der Pariser Akademie. Der Lehrer Davids. — Noël Hallé (1711—1781), Maler und Stecher, Paris. — 18. Johann Georg Wille (1715—1808). Über Dunkers Studien berichtet er in einem Briefe, der in der Bibl. der schönen Wissensch. 13, 143 abgedruckt ist. Von Hackert erwähnt er darin nichts, wohl aber in seinem bekannten Journal „Mémoires et journal de J. G. Wille publiés par G. Duplessis". Paris 1857. I. S. 300 u. passim. — 28. Von Johann Gottlieb Hackert nennt der Wincklersche Katalog nur zwei Stiche. — 30. Nicolas Pérignon (1727—1782), Maler und Stecher in Paris.

und Grimm eine Reise zu Fuß in die Normandie bis Havre de Grace machte, in der Absicht, bei jeder schönen Gegend nach Gefallen zu verweilen, um die interessantesten Aussichten mit Bequemlichkeit aufzeichnen zu können.

Die glänzenden Glücksumstände des Baron Olthoff hatten sich indessen sehr verfinstert. Er war zur Betreibung der noch rückständigen, von ihm während des siebenjährigen Krieges gemeinschaftlich mit dem Kammerrat Giese für die schwedische Armee gemachten Geldvorschüsse nach Stockholm gegangen. Allein da jetzt die Mützenpartei die Oberhand behielt, so wurde er eines beträchtlichen Teils seiner Forderungen für verlustig erklärt, und so war ihm die fernere Unterstützung seines Neffen Dunker in Paris unmöglich, daher Hackert durch eigenes Verdienst für dessen Unterhalt sorgen mußte.

Dies war ihm durch die Bekanntschaft mit den vornehmsten Künstlern in Paris, welche ihn überall einführten, leichter geworden. Er gewann unter andern den Beifall und die Gunst des Bischofs von Mans aus der Familie der Fürsten von Monaco Grimaldi. Dieser ließ ihn auf mehrere Monate nach dem Landsitz Ivri kommen, um die schönsten Aussichten nach der Natur für ihn zu zeichnen und zu malen, welche Arbeit ihm sehr gut gezahlt wurde, während dessen zugleich sein Bruder, der in Paris zurückgeblieben war, durch Verfertigung verschiedener Staffeleigemälde nach den von Hackert zu Mans gemachten Zeichnungen von gedachtem Herrn ansehnliche Summen bezog, welche beiden Brüdern schon zu Anfange des zweiten Jahres ihres Aufenthalts in Paris eine ganz bequeme Existenz sicherten, zu deren wachsender Verbesserung ihnen Fleiß und Talente allmählich immer neue Wege andeuteten.

Denn indessen waren nach Paris viele kleine, von Wagner

1. Grimm. Wohl Friedrich Melchior Baron von Grimm (1723—1807), der seit 1749 als Agent deutscher Höfe in Paris lebte und von dort aus regelmäßige Berichte über französische Litteratur und Gesellschaft lieferte. — 2 ff. bei jeder ... zu können. Vergl. die Folge von Radierungen: VI Vues de Normandie par Jacq. Ph. Hackert. 1766. Dedié à Madame A. D. Therbouche de Lisiewska, Peintre du Roy, de l'Academie oyale à Paris, et de plusieurs autres academies. à Naples chez George Hackert. Vergl. Wincklerscher Katalog Nr. 1875. — 10. Mützenpartei. Der schwedische Adel zerfiel nach dem Tode Karls XII. in die Parteien der Hüte (Hattarne) und der Mützen (Mössorne); letztere unter Führung des Grafen Horn hielten zu Rußland, die Hüte unter den Gyllenbergs zu Frankreich. — 22. gezahlt, 1 bezahlt. — 30. Johann Georg Wagner, geb. zu Meißen 1744, Neffe und Schüler Chr. Wilh. Ernst Dietrichs zu Dresden und später Schüler des Joseph Roos daselbst. Seine Gouachebilder, welche sein Gönner Charles Hutin in Paris bekannt gemacht hatte, wurden bald Lieblingsstücke der Sammler. Er starb schon 1766.

in Dresden verfertigte Gouache-Landschaften gekommen, und diese Art Malerei gefiel so durchgängig, daß jedermann kleine Kabinette und Boudoirs mit Gouache-Gemälden und Handzeichnungen verziert begehrte. Besonders hatte Herr Boucher, erster Maler des Königs Ludwig XV., eine ganz entschiedene Vorliebe für diese Arbeiten, zeigte Wagners kleine Gemälde als ganz allerliebste Produkte der Kunst in allen Gesellschaften und hatte selbst in seinem eigenen Kabinette vier Stücke davon. Die Gebrüder Hackert sahen, wie leicht es sei, von diesem leidenschaftlichen allgemeinen Geschmacke des Pariser Publikums durch ihre Talente klugen Vorteil zu ziehen. Sie bereiteten sich daher sogleich Gouache-Farben, und nachdem sie einige kleine Stücke in dieser Manier gemalt und Herrn Boucher gezeigt hatten, nahm dieser die neue Arbeit mit so viel Beifall auf, daß er alle vier Stücke für sich kaufen wollte; sie aber vertauschten solche lieber gegen einige seiner Zeichnungen, und so wurden auch diese kleinen Landschaften im Kabinette ihres geneigten Freundes aufgestellt.

Diese Gemälde vermehrten in kurzer Zeit den Ruf und die Bekanntschaft der beiden Künstler in Paris so sehr, daß sie unausgesetzt gut bezahlte Arbeit hatten und mehr dringende Bestellungen, als sie beide fördern konnten. Zu einiger Erholung und Ruhe machten sie alsdann wieder zu Fuß und in kleiner Gesellschaft die angenehme Tour längs der Seine in die Normandie und von da in die Picardie, um neue Studien nach der Natur zu ihren Arbeiten zu sammeln.

Man hatte sich indessen von der Provence aus bei Herrn Joseph Vernet nach dem besten Künstler in Paris erkundigt, welcher seinem eigenen Urteil zufolge das Talent hätte, die so berühmten Vernetischen Bilder La tempête und Les baigneuses, durch Balechou's Kupferstich bekannt, beide in Öl in der Größe der Originale zu kopieren. Der Künstler schlug Philipp Hackert zu dieser Arbeit vor, und sie gelang so gut, daß beide Kopien mit einem ansehnlichen Preis, welchen die Herren Cochin und Vernet bestimmten, bezahlt wurden. Als beide Gemälde zur Versendung nach Aix en Provence eingepackt wurden, schnitt irgend ein nieder-

4. Boucher. Der berühmte französische Historien- und Genremaler François Boucher (1703—1770). — 23 ff. Vergl. S. 115, Z. 2 ff. Anm. — 27. Claude Joseph Vernet (1714—1789), Vater des Horace Vernet, der gefeiertste Marinemaler seiner Zeit. — 30. Jean Joseph Baléchou (1719—1764), Stecher, vorwiegend in Arles und Avignon thätig. Die beiden angeführten Stiche bei Le Blanc, Manuel I. No. 84 und 86. — 33. Charles Nicolas Cochin (1715—1790), Stecher in Paris.

trächtiger Mensch, vermutlich aus Eifersucht, heimlicherweise das Bild der Tempête mit einem Messer in der Quere durch. Das Bild wurde von dem Eigentümer wieder nach Paris geschickt und glücklich restauriert; den Thäter dieser abscheulichen Handlung aber hat man nie entdeckt.

Auf diese Weise setzten die Gebrüder ihre Arbeiten drei Jahre mit ungemeiner Thätigkeit fort; der Beifall vermehrte sich; Philipp Hackerts Werke wurden vorzüglich honoriert; sie wußten eine kluge Anwendung des Erworbenen zu machen und befanden sich in günstigen Umständen. Hierdurch war Philipp Hackert so glücklich, seinen ehemaligen Wohlthäter, den Baron Olthoff, welcher im Jahre 1768, die ihm gleichfalls vom siebenjährigen Krieg her noch rückständigen Gelder in Frankreich zu erheben, nach Paris gekommen war, hier aber ungeachtet der Mitwirkung des Barons von Breteuil, vormaligen französischen Botschafters in Schweden, ebenso wenig Glück als ehmals in Stockholm fand, mit einer ersparten Summe von hundert Louisdor bei seiner Rückreise zu unterstützen, ohne sich auf den Wiederersatz dieses Geldes von diesem rechtschaffenen und sehr unbillig behandelten Freunde einigen Anspruch vorzubehalten.

Endlich war nun auch in beiden Brüdern der Wunsch lebhaft geworden, ihre Studien der schönen Natur in Italiens reizenden Gegenden fortzusetzen und sich in Roms lehrreichem Aufenthalte völlig auszubilden. Diese Neigung, welche zu befriedigen sie vollkommen imstande waren, wurde nun durch den Rat ihrer Freunde völlig bestimmt und die Reise nach Italien zu Ende Augusts 1768 angetreten. Beinahe aber wäre dieselbe durch den Tod ihres Vaters, da nunmehr die Sorge für die jüngern Geschwister auf sie fiel, vereitelt worden.

Unsere Reisenden zogen nunmehr über Lyon durch Dauphiné, einen Teil von Languedoc, um zu Nismes und Arles die Überbleibsel des Altertums zu beschauen, über Marseille, Toulon, Antibes nach Genua, wo sie eine Menge neuer Studien sammelten; dann gelangten sie über Livorno, Pisa und Florenz im Dezember 1768 glücklich und gesund nach Rom.

---

14 f. des Barons von Breteuil. Louis Auguste le Tonnelier, Baron von Breteuil (1733—1807), nach einander französischer Gesandter in Köln, Petersburg, Stockholm, im Haag, in Neapel und Wien. Noch 1769 wirkte er in Stockholm im Interesse der Mössorne, also ist die Bezeichnung als „vormaliger französischer Botschafter in Schweden" unrichtig.

Rom und Neapel.

Nachdem beide Brüder, Philipp und Johann, sogleich in der ersten Zeit ihres Aufenthalts zu Rom die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten der Kunst und des Altertums besehen hatten, setzten sie ihre Studien sowohl in der französischen Akademie nach den Antiken als abends nach dem Modelle fort. Auch hatte sich der im Palast Farnese wohnende Kardinal Orsini nach dem Tode Papst Klemens des XIII., Rezzonico, in das Konklave begeben, wodurch unsern Künstlern die Bequemlichkeit verschafft wurde, eines der vorzüglichsten Werke neuerer Kunst, die Galerie der Carracci, in gedachtem Palaste zu benutzen, welches meist in Gesellschaft des Bildhauers Sergell und des vom französischen Hofe pensionierten Malers Callais geschah.

In Gesellschaft dieser beiden Künstler machten sie auch im Frühjahr eine kleine Reise nach Frascati, Grotta ferrata, Marino, Albano, Nemi u. s. w., um zuerst die Schönheiten der Natur an diesen Orten im allgemeinen kennen zu lernen. Nach ihrer Zurückkunft malten sie einige kleine Landschaften in Gouache und führten einige Zeichnungen aus, zu denen sie auf jener Reise die Umrisse gebildet hatten.

Diese Arbeiten gefielen dem damals in Rom sich aufhaltenden Lord Exeter so sehr, daß er sie sämtlich kaufte und bei den Gebrüdern auf beinahe ein ganzes Jahr Arbeit bestellte, wodurch sie bestimmt wurden, ihren Aufenthalt in Rom auf drei Jahre festzusetzen. Das in Paris Verdiente setzte sie bereits in den Stand, zwei Jahre in Rom zu bleiben, und ihre erste Absicht war, die Zeit bloß zu Förderung ihrer Studien anzuwenden, ohne durch ihre Arbeit Geld gewinnen zu wollen; doch bei häufigen Bestellungen veränderten sie jenen Entschluß um so lieber, je vorteilhafter es für sie war, die übernommenen Arbeiten an dem Orte selbst vollenden zu können.

Die dem König von Neapel gehörige, bei Rom auf einer

8. Klemens XIII., gest. 3. Februar 1769. — 10. die Galerie der Carracci, die von Annibale Carracci (1560—1609) in den Jahren 1600—1608 im Palazzo Farnese ausgeführten mythologischen Fresken. — 12. Johann Tobias Sergell (1736—1813), Hofbildhauer unter Gustav III. von Schweden, den er nach Italien begleitet, wird in Meyers „Kunstgeschichte des 18. Jahrh." neben Trippel als der „geschickteste Künstler" antikisierenden Stiles in Rom gerühmt. Mit wie geringem Recht, bezeugen seine Werke im Museum zu Stockholm. — 13. Callais. Auch in Bellier und Auvrays „Dictionnaire général" nicht erwähnt. — 19. zu, 2—3 in. — 23. beinahe, 1 beynah.

Höhe gelegene Villa Madama war in damaliger Zeit durch die Menge herrlicher Bäume und das durchaus Malerische der ganzen Gegend ein wahrer Ort des Vergnügens. Vorzüglich reizend war der Ort des Theaters, wo zum ersten Male Guarinis „Pastor Fido" aufgeführt worden war, mit den schönsten Lorbeerbäumen bewachsen. Freilich hat sich alles seit jener Zeit sehr verändert; die Villa selbst ist nach und nach in Verfall geraten, und die anliegende Gegend ist in Weinberge und Ackerfelder verwandelt worden.

Da man nun aber zu jener Zeit auf Empfehlung bei dem Aufseher über diesen reizenden Ort eine ganz bequeme Wohnung erhalten konnte, so wählten beide Brüder diesen Aufenthalt auf zwei Monate, um nebst andern Studien die ihnen aufgetragene Ansicht der Peterskirche für Lord Exeter zu malen, worauf sie vier Monate in Tivoli zubrachten, um da nach Herzenslust die prächtigsten Gegenstände der Natur in Öl-, Leim- und Wasserfarben auf mannigfaltige Weise nachzubilden.

Philipp Hackert malte unter andern daselbst den berühmten Wasserfall, ein drei Fuß hohes Bild, ganz nach der Natur fertig, mit dem er zwei Monate lang des Lichtes und Effektes wegen alle Nachmittage um dieselbe Stunde beschäftigt war.

Im Oktober machten sie beide in Gesellschaft des Rats Reiffenstein eine Fußreise nach Licenza, der ehemaligen Villa des Horaz, und weiter nach Subiaco, und kamen, nachdem sie manche schöne Aussicht gezeichnet hatten, über Pagliano und Palestrina nach Tivoli zurück. Diese kleine vergnügte Reise machten sie alle drei durchaus zu Fuße, wobei ein Esel ihre Portefeuilles und Wäsche trug, einem Bedienten aber die Sorge für ihre Nahrung aufgetragen war.

So wichtig und durchaus notwendig es für den Künstler überhaupt ist, den Gegenstand seines Werks nach der Natur selbst zu studieren, so wenig war es damals in Rom üblich, nach der

1. Villa Madama, auf dem Monte Mario, nach Margarete von Österreich so benannt. — 4 f. Battista Guarinis (1537—1612) Pastor Fido, das berühmteste aller Schäferspiele, ist nicht an dieser Stelle, sondern in Turin 1585 zuerst aufgeführt worden. — 9 ff. Da man ... Monate. In dieser Zeit ist jedenfalls das eine der beiden Bilder Philipp Hackerts gemalt, die 1804 nach Weimar kamen. Es stellt die Aussicht von der Villa Madama über einen Teil der Campagna dar. Siehe Goethes Aufsatz „Zwei Landschaften von Philipp Hackert" im 30. Bande, und unten S. 130. — 22. Reiffenstein. Der in der Italienischen Reise und sonst von Goethe vielfach genannte Kunstfreund Joh. Friedrich Reiffstein oder Reifenstein (1718—1795), damals der beliebteste deutsche „Cicerone" in Rom. — 22 f. der ... Villa des Horaz. Die Villa im Sabinerland, in der Nähe von Tibur, welche Horaz selbst (Epist. I. 16, 5 ff.) schildert.

Natur zu zeichnen; am wenigsten aber dachte man daran, eine etwas große Zeichnung nach der Natur zu entwerfen und auszuführen. Man hatte solche solide Studien der Landschaft seit den Zeiten der Niederländer und Claude Lorrains vernachlässigt, weil man nicht einsah, daß dieser Weg ebenso gut zum Wahren als zum Großen und Schönen führt. Die von Frankreich pensionierten Maler in Rom hatten wohl mitunter manche Teile eines schönen Ganzen unvollständig auf einem Duodezblättchen nach der Natur skizziert, und sie wunderten sich nun allgemein, als sie die beiden Hackert mit großen Portefeuilles auf dem Lande umherziehen, mit der Feder ganz fertige Umrisse zeichnen oder wohl gar ausgeführte Zeichnungen in Wasserfarbe und selbst Gemälde ganz nach der Natur vollenden sahen, welche immer mit schönem Vieh ausstaffiert waren, wovon Johann Hackert besonders ganz vortreffliche Studien gemacht hat.

Im Frühlinge des Jahrs 1770 gingen sie beide nach Neapel, wo sie an den englischen Minister, den Ritter Hamilton, empfohlen waren. Johann malte daselbst für Lady Hamilton nebst einem paar kleinen Gouache-Gemälden drei ihrer Hunde nach dem Leben, und Philipp für den Ritter die durch eine vorjährige Eruption des Vesuv entstandenen bekannten Montagnuoli nach verschiedenen Ansichten, deren einige nachmals sehr schlecht für das Werk Campi Phlegraei in Kupfer gestochen wurden.

In Neapel wurde Philipp von einem heftigen Fieber befallen, von welchem er durch seinen damals aus England zurückgekommenen Freund, den geschickten Arzt Cirillo, wiederhergestellt und zu einer jedem Rekonvaleszenten heilsamen Veränderung der Luft nach Vietri und Lacava gesendet wurde.

Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen der malerischen Gegend von Nocera de' Pagani bis nach Salerno hin, und wie mannig-

13. sahen, 1 sahn. — 15. hat, 1 hatte. — 16 f. Im Frühlinge ... Neapel. Früchte dieser Reise in der Folge von Radierungen: Suite de IV Vues dessinées dans le Roiaume de Naples, et gravées par Ja. Ph. Hackert. à Rome 1779. Nr. I. à Vietri, Nr. II. à la Cava (bez. Philipp Hackert f. 1777), Nr. III. à Vietri, Nr. IV. à Sorriento. Dediée à Monsieur Reiffenstein Conseiller Privé des Legations de Son Altesse Serenissime Monseigneur le Margrave de Brandenbourg Anspac et Bayreuth. Se vend chez George Hackert à Rome. — 17. Ritter Hamilton. Sir William Hamilton, 1764—1771, und dann wieder seit 1777 englischer Gesandter in Neapel, wo ihn auch Goethe noch antraf, der ihn in der Italienischen Reise des öftern nennt. Nach dem Tode seiner hier erwähnten ersten Gemahlin heiratete er die von Goethe a. a. O. genannte Emma Harte. Sein Werk „Campi Phlegraei. Observations on the Volcanos of the two Sicilies with 54 Plates colour'd after nature" erschien 1766—1779. — 29 f. Wer erinnert sich ... Salerno hin. Vergl. Goethes Brief an Herder 17. Mai 1787.

faltigen Stoff zu herrlichen Landschaftsgemälden sie dem Auge des Künstlers darbietet! Diese prächtigen Gefilde, die in ihrer Fülle so wie die Küste von Amalfi schon vormals Salvator Rosas Einbildungskraft so glücklich bereichert hatten, mußten auf Hackerts Geist nicht weniger als die gesunde, reine Luft auf seinen Körper wirken.

Auch war sein Fleiß daselbst ungemein thätig, und oft vergaß er sich unter der Arbeit, so daß er an einem warmen Augustabende von einer plötzlich herabsinkenden Wolke sich durchnäßt und erkältet fand. Hierdurch ward in seinem noch schwachen Körper ein allgemeiner Rheumatismus erzeugt, von dem er erst nach mehreren Monaten durch seinen Freund Cirillo besonders mittelst der Seebäder wiederhergestellt wurde, so daß er im November desselbigen Jahres mit seinem Bruder die Rückreise nach Rom antreten konnte.

Hier bekam er wenige Zeit nach seiner Ankunft die bekannte große Bestellung für die russische Kaiserin, wodurch der Grund zu seiner Celebrität und seinem nachmaligen Vermögen gelegt wurde.

Schlacht bei Tschesme.

Kurz nachdem Hackert in Rom wieder eingetroffen, hatte der General Iwan Schuwaloff von seiner Monarchin, Katharina der Zweiten, den Befehl erhalten, zwei Gemälde verfertigen zu lassen, die so genau als möglich jene von den Russen über die Türken im vorhergehenden Jahre (1770) den 5. Julius bei Tschesme erfochtene Seeschlacht und ferner die zwei Tage später erfolgte Verbrennung der türkischen Flotte vorstellen sollten.

Hackert übernahm diese Arbeit mit dem Beding, daß man ihm alle zu dieser ganz eigenen Darstellung wesentlich nötigen Details auf das genaueste mitteilte. Diese jedoch, so wie man sie ihm anfangs gab, waren auf keine Weise hinlänglich, daß der

3. Salvator Rosa (1615—1673), der berühmte italienische Maler, bei Neapel geboren, hat die Motive seiner Landschaftsbilder meist den Abruzzen und den süditalienischen Provinzen entlehnt. — 12. mehreren, 1 mehrern. — mittelst, 1 mittels. — 14. Jahres, 1 Jahrs. — 20. Schlacht bei Tschesme. Dieser Abschnitt (S. 121—126) erschien im Morgenblatt 1811, Nr. 122 (M) als Probe des Buches. — 28. Hackert übernahm. Dieser Auftrag scheint zunächst an den Marinemaler Cobell ergangen zu sein, denn Tischbein (Aus meinem Leben. I, S. 100 ff.) erzählt von Cobell: „Er hatte ... Zeichnungen ... gefertigt 'wie Orlow die türkische Flotte verbrennt'.... Diese Zeichnungen sollten an die Kaiserin von Rußland geschickt werden, aber da Herr Ploos von Amstel (ein Kunsthändler) etwas an den Wellen tadelte, zerriß sie Cobell." — 29. eigenen, 1 eignen.

Künstler danach ein lebhaftes und der verlangten Wahrheit durchaus entsprechendes Bild hätte verfertigen können.

Nun trug es sich aber zu, daß in eben dem Jahre der Sieger, Graf Alexis Orlow, mit einem Teil seiner Flotte in das mittelländische Meer und nach Livorno kam. Um diese erwünschte Gelegenheit, von welcher Philipp Hackert den vollständigsten Unterricht sich versprechen durfte, zu benutzen, reiste er sogleich dahin, fand aber ebenso wenig Befriedigendes vorhanden, keinen Plan des Gefechts, keine Anzeige der Gegend, keine authentische Darstellung der Attacke und der dabei obwaltenden Ordnung. Alles und jedes vielmehr, was dem Künstler durch einzelne Personen mitgeteilt wurde, ward sogleich wieder durch den Streit der mitteilenden Schiffskapitäne selber, deren jeder im großen Feuer, jeder im Mittelpunkt des Treffens, jeder in der größten Gefahr gewesen sein wollte, verwirrt, wo nicht aufgehoben.

Ein Offizier des Ingenieurkorps, ein Schweizer, der der Schlacht beigewohnt und einigen Plan davon hätte aufzeichnen können, war nach Basel, seiner Vaterstadt, gegangen. Das Einzige, was der Künstler noch vorfand, war eine Aussicht von Tschesme, die ein Kommentur des Malteserordens, Massimi, ein Mann von Talenten und Geschmack, gezeichnet und hergegeben hatte. Dieser aber war in dem Augenblicke krank und konnte die Arbeit nicht befördern helfen, an deren baldiger Sendung nach Petersburg, wenigstens in vorläufigen wesentlichen Umrissen, dem Grafen Orlow ebenso viel als Philipp Hackert gelegen war.

So verging nun viele Zeit, bis endlich nach Verlauf eines Monats unter der Leitung des Kontreadmirals Greigh, eines Schotten in russischen Diensten, mit Beihülfe obgedachter Zeichnung des Ritters Massimi zwei teils geometrisch aufgerissene, teils ins Perspektiv gezeichnete Hauptplane zustande kamen, nach welchen der Künstler anstatt zweier sechs Gemälde in einer Zeit von zwei Jahren zu liefern sich verbindlich machte, deren Vorstellungen folgende sein sollten.

Das erste: die am 5. Julius 1770 von der in Linie geordneten russischen Flotte gemachte Attacke auf die in einem Halbzirkel vor Anker gelegene türkische Flotte.

Das zweite: die Seeschlacht selbst, besonders wie in der-

14. Mittelpunkt, M Mittelpunkte. — 16. der der, M welcher der. — 27. Kontreadmiral Greigh und Vizeadmiral Elphinstone waren die eigentlichen Sieger, während der Ruhm dem Großadmiral Alexis Orlow, einem der Günstlinge Katharinas, zufiel.

selben ein feindliches Vizeadmiralschiff von einem russischen Vizeadmiralschiff verbrannt, dieses aber wieder von jenem angezündet wird und beide verbrennen.

Das dritte: die Flucht der Türken in den Hafen von Tschesme, und wie sie von der russischen Flotte verfolgt werden.

Das vierte: die Absendung einer russischen Eskadre nach dem Hafen von Tschesme nebst der Bereitung der russischen Brander, um die feindliche Flotte in Brand zu stecken.

Das fünfte: die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen in der Nacht vom 7. Julius.

Das sechste endlich: die triumphierende russische Flotte, wie sie beim Anbruch des Tags von Tschesme zurückkehrt und ein türkisches Schiff und vier Galeeren mit sich führt, die von der Flotte gerettet waren.

Auf solche Darstellungen in sechs großen Gemälden, jedes acht Fuß hoch und zwölf Fuß breit, wurde die Bearbeitung beider Plane vorgeschlagen und diese durch einen Kurier nach Petersburg zu Einholung der kaiserlichen Genehmigung gesendet.

Indessen ließ Graf Alexis Orlow dem Künstler für die Arbeit, die ihn vollkommen zufriedengestellt hatte, 300 Zechinen auszahlen, sowie Philipp Hackert schon vorher unter dem Namen des Postgeldes für die Reise von Rom nach Livorno von der Kaiserin 100 Zechinen erhalten hatte. Bald darauf traf die vollkommene höchste Genehmigung dieser vorgeschlagenen Arbeit ein; der in Rom sich befindende General Iwan Schuwaloff erhielt sie, mit welchem sogleich im Oktober 1771 ein schriftlicher Vertrag über Größe, Zeit und pünktliche Vorstellung der sechs oben beschriebenen Gemälde aufgesetzt und der Preis für jedes derselben auf 375 römische Zechinen reguliert wurde, so daß das Ganze sich auf mehr als 12 000 Gulden belief.

Das erste Gemälde, welches der Künstler in Arbeit nahm, war jenes von der Schlacht selber in dem bedeutenden Momente, da beide Vizeadmiralschiffe brannten und die Schlacht im heftigsten, entscheidendsten Feuer war. Vollendet war es im Anfang des Jänners 1772; und da gerade zu dieser Zeit Graf Orlow mit einer Flotte aus dem Archipelagus nach Livorno kam, so versäumte Philipp Hackert diese Gelegenheit nicht, sich mit seinem Bilde daselbst einzufinden, um sowohl vom Grafen Orlow als von dem Kontreadmiral Greigh zu erfahren, ob und wie weit er in diesem

Bilde durch die Ausführung jener ihm mitgeteilten Notizen die Wahrheit des Vorgangs erreicht und dem Verlangen dieser Herren Genüge geleistet habe.

Zugleich ließ er einen Entwurf des Gemäldes, welches die Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen vorstellte, von Rom nach Livorno zu Wasser abgehen, weil sie zwar fertig, doch nicht trocken genug war, um zur Landreise aufgerollt werden zu können.

Der vollkommene und allgemeine Beifall, den jenes große, zu Pisa in einem Saale des Grafen Orlow aufgestellte Gemälde sowohl von diesem Herrn als von allen anwesenden Seeoffizieren auf eine entscheidende Weise erhielt, war für den Künstler höchst schmeichelhaft, sowie die getreue Darstellung dieses vom Grafen Orlow erfochtenen Siegs demselben um so interessanter war, als er gerade um eben die Zeit die Nachricht erhielt, daß das einzige Schiff, Rhodus, welches sie von der verbrannten Flotte der Türken gerettet hatten, nunmehr, weil es in der Schlacht sehr viel gelitten, zu Grunde gegangen war, so daß solches zur Erhaltung des Andenkens an diesen ruhmwürdigen Vorgang nur allein auf dem Bilde existierte.

Indessen war auch jenes kleinere Gemälde, die Verbrennung der Flotte vorstellend, angekommen und wurde im ganzen gleichfalls mit vielem Beifall aufgenommen; nur war Graf Orlow mit dem Effekt eines entzündeten und in die Luft auffliegenden Schiffes, welchen Moment man auf dem Bilde vorgeschrieben hatte, unzufrieden. Es war beinahe unmöglich, eine der Wahrheit eines solchen vom Künstler nie mit Augen gesehenen Ereignisses deutlich entsprechende Vorstellung selbst nach den besten Beschreibungen der Seeoffiziere zu geben. An diesem Momente mußte die Ausführung eine der größten Schwierigkeiten finden. Graf Orlow entschloß sich jedoch endlich, auch dieses Hindernis auf eine ganz eigene grandiose Weise zu heben und die wirkliche Vorstellung einer solcher Begebenheit durch ähnliches Auffliegen einer gerade auf der Rhede vor Anker liegenden russischen Fregatte dem Künstler zu geben, wenn er sich anheischig machen würde, diesen Effekt mit eben der Wahrheit wie das Feuer auf dem Gemälde der Schlacht darzustellen.

Der Graf hatte sich die Erlaubnis dazu sowohl von seinem

22. Beifall, 1 Beyfalle. — 31. eigene, M, 1 eigne. Ebenso S. 125, Z. 1.

eigenen Hofe als auch vom Großherzog von Toskana erbeten, und nun wurde gegen Ende des Mais gedachte Fregatte, die man mit so viel Pulver, als zum Auffliegen nötig war, laden ließ, sechs Meilen von Livorno auf der Rhede bei einem ganz unglaublichen Zulauf von Menschen in Brand gesteckt und in weniger als einer Stunde in die Luft geschleudert; zuverlässig das teuerste und kostbarste Modell, was je einem Künstler gedient hat, indem man den Wert der noch nutzbaren Materialien dieser alten Fregatte auf 2000 Zechinen schätzte.

Das Schiff brannte beinahe drei Viertelstunden in den obern Teilen, ehe sich das Feuer der Pulverkammer, die heilige Barbara genannt, mitteilte. Erst durchlief die lodernde Flamme wie ein Kunstfeuerwerk nach und nach alle Segel, Taue und die übrigen brennbaren Materien des Schiffs; als das Feuer an die Kanonen kam, die man von Holz gemacht und geladen hatte, feuerten sie sich nach und nach alle von selbst ab. Endlich, nachdem die Pulverkammer erreicht war, that das Schiff sich plötzlich auf, und eine lichte Feuersäule, breit wie das Schiff und etwa dreimal so hoch, stieg empor und bildete feurige, mit Gewalt und Geschwindigkeit ausgeschleuderte Wolken, die durch den Druck der obern Luft die Form eines ausgebreiteten Sonnenschirms erhielten, indem sich Pulverfässer, Kanonen und andere emporgeworfene Trümmer des Schiffs mit darin herumwälzten und der ganze oberste Teil mit dicken schwarzen Rauchwolken überdeckt war. Nach etwa drei Minuten verwandelte sich diese schreckliche Feuersäule in eine blutrote Flamme, aus deren Mitte eine durchaus schwarze Säule von Rauch aufstieg, die sich ebenso wie jene in ihrem obern Teile ausbreitete, bis nach etwa eben so langer Zeit auch diese Flamme erlosch und nur noch der schwarze Rauch wohl über zwanzig Minuten lang dicht und fürchterlich über der Region des verbrannten Körpers emporschwebte.

Aufmerksam auf den Effekt dieses Vorgangs nach allen seinen Teilen, retouchierte der Künstler nochmals das Gemälde von der Verbrennung der Flotte zu völliger Zufriedenheit des Grafen Orlow und vollendete sodann die übrigen ihm aufgetragenen Bilder in der von ihm festgesetzten Zeit.

1. Großherzog von Toskana, in dessen Gebiet Livorno lag, war damals Leopold I., seit 1790 deutscher Kaiser. — 5. Zulauf, M Zulaufe. — 7. was, M das. — 22. emporgeworfene, M, 1 emporgeworfne. — 30. der, M, 1 die. — 35 f. aufgetragenen, M, 1 aufgetragnen.

Er hatte während derselben sieben Reisen nach Livorno gemacht, deren jede mit 100 Zechinen fürs Postgeld bezahlt wurde. Ferner malte er für die russische Monarchin sechs andere Bilder von eben der Höhe zu acht und der Breite von zwölf französischen Fuß. Zwei derselben stellten ein von einer russischen Eskadre gegen die Türken erfochtenes Treffen bei Mitylene und die daselbst erfolgte Landung vor, noch zwei andere ein Gefecht der russischen Eskadre mit den Dulcignoten, das fünfte einen Seevorfall in Ägypten, und das sechste endlich das ein Jahr nach dem vorigen nochmals bei Tschesme erfolgte Gefecht.

Die zwölf Gemälde sind in Peterhof in einem eigens dazu bestimmten großen Saal aufgestellt, in welchem der Eingangsthüre gegenüber das Porträt Peters des Großen, als des Stifters der russischen Seemacht, und sodann das Porträt von Katharina der Zweiten sich befindet, unter deren Regierung die russische Seemacht außerordentlich gefördert und jene glorreichen Siege erfochten worden.

Hackert erwarb sich durch diese Arbeit nebst einem ansehnlichen Gewinn einen ebenso frühzeitigen als soliden Ruhm, der sich durch das Aufsehen, welches das sonderbare, viele Monate vorher in allen Zeitungen Europens angekündigte kostbare Modell verursachte, mit ungemeiner Geschwindigkeit verbreitete.

Familienverhältnisse.

Im Jahre 1772 ging Johann Hackert mit vielen von Engländern bestellten Arbeiten selbst nach London, und als diese im folgenden Jahre bei Gelegenheit der gewöhnlichen öffentlichen Ausstellung allgemein bekannt wurden, vermehrte sich der Ruf des Künstlers und das Verlangen nach seinen Arbeiten. Allein seine Gesundheit ward in diesem Lande immer schwächer, so daß er im Oktober des nämlichen Jahres in Bath, wohin er sich solche wiederherzustellen begeben hatte, noch ehe er volle neunundzwanzig Jahre zurückgelegt, mit Tode abging.

Herr Manzel Talbot hatte die Freundschaft, für seine Beerdigung, und die schon damals berühmte deutsche Künstlerin

12. Saal, M Saale. — 21. Johann Hackert. Siehe S. 114, Z. 28 Anm. — 33. Manzel Talbot ....

Angelika Kauffmann die Güte, für die Übersendung seines nachgelassenen Besitzes und seiner unvollendeten Arbeiten an den Bruder Sorge zu tragen. Dieser frühzeitige Tod war allerdings ein Verlust für die Kunst. Sein Bruder bewahrte manche Arbeit dieses jungen Künstlers, und wer sie sah, zweifelte nicht, daß ein längeres Leben ihn seinem Bruder Philipp an Talent und Ruhm würde zur Seite gesetzt haben.

Die Nachricht von dem unerwartet frühen Todesfalle dieses geliebten Bruders machte auf das Gemüt Philipps einen so schmerzlichen Eindruck, daß er, auf lange Zeit aller Arbeit unfähig, zu Ende desselben Jahres eine Reise nach Neapel unternahm, um sich an veränderten Gegenständen und Gesellschaften von seiner Trauer zu erholen. Daselbst hatte er Gelegenheit, im Jänner 1774 verschiedene Zeichnungen und Studien nach einem eben damals geschehenen Ausbruch des Vesuvs zu verfertigen, welche er nach seiner Zurückkunft in Rom mehrmals auf größern Gemälden benutzte.

Wenige Wochen, ehe sein erwähnter Bruder Johann nach England abreiste, waren zwei jüngere Brüder, Wilhelm und Karl, bei ihm in Rom eingetroffen. Jener hatte sich der Geschichts- und Porträtmalerei gewidmet und arbeitete einige Zeit unter Raphael Mengs' Anleitung, und da nachmals dieser Rom verließ, um nach Spanien zu gehen, folgte er seinem Meister nach Toskana und zog endlich von Livorno mit einer kleinen russischen Eskadre nach Rußland, wo er im Jahre 1780 als Zeichenmeister einer Akademie im 32sten Jahre seines Alters starb. Karl hatte einige Jahre in Rom unter Anleitung seines Bruders Landschaften in Öl und häufiger noch in Gouache gemalt. Er etablierte sich nachmals 1778 in Genf und, als sich die innerlichen Unruhen daselbst immer erneuerten, in Lausanne. Philipp aber ließ seinen jüngsten Bruder Georg,

1. Angelika Kauffmann (1741—1807), mit Goethe in Rom befreundet. Sie hielt sich seit 1766 in England auf, von wo sie erst um 1780 nach Italien zurückkehrte. Vergl. Meyer a. a. O. S. 504 f. Unter ihren Werken befindet sich auch das Porträt Philipp Hackerts. Ihr eigener Testamentsvollstrecker war der später genannte Bildhauer und Restaurator Carlo Albacini. — 8. unerwartet, 1 unerwarteten. — 14 f. Zeichnungen ... Vesuvs. Diese Gattung von Aufnahmen war besonders durch J. Antoine Volaire, in Mode gekommen. — 15. Vesuvs, 1 Vesuv. — 19 f. Über Wilhelm, Karl und Georg Hackert siehe die Einleitung. — 23. um nach Spanien zu gehen. 1761.

welcher bei Berger in Berlin die Kupferstecherkunst erlernt hatte, nach Rom kommen.

Reisen.

Im Jahre 1774 machte Philipp Hackert in Gesellschaft des Rats Reiffenstein eine Reise nach Aquila und Arezzano, um den Lago Fucino und das höchst merkwürdige Stück der römischen Baukunst, das von Kaiser Claudius zu Ableitung der in jener tiefen Gegend immer angehäuft stehenden Wasser errichtet war und noch jetzt unter dem Namen des emissario di Claudio bekannt ist, zu besehen. Von da aus zogen sie über das malerisch schöne Land von Sora, Isola di Sora, Casamaro u. s. w. nach Rom zurück.

Ferner machte er im Jahre 1775 eine solche Tour nach Civita Castellana, Soracte, Poggio Mirteto, Ponte Correse und andern Gegenden um Rom, so daß beinahe im Umkreis von 60 italienischen Meilen um diese Stadt kein beträchtlicher Ort, keine reizende Aussicht war, die der Künstler nicht gezeichnet und für seine Studiensammlung benutzt hätte. Ebenso verfuhr er im folgenden Jahre auf einer Wanderung in die apenninischen Gebirge, da er denn bis nach Ravenna gelangte und über Urbino und Perugia zurückkehrte. Auf diesem Wege machte er unter andern eine Zeichnung von Cesena, dem Geburtsort Pius' des Sechsten, und verfertigte sodann nach derselben ein drei Fuß hohes und vier Fuß breites Ölgemälde zu großer Zufriedenheit des Papstes.

Pius VI.

Als Philipp Hackert demselben das Bild vorstellte, wurde er sehr gnädig aufgenommen; der Bali Antinori, ein Toskaner, präsentierte ihn, und er wurde ohne alle gewöhnliche Zeremonien zum Papst geführt. Dieser fand sich sehr geschmeichelt und wünschte, daß es in Kupfer gestochen würde. Philipp Hackert erwiderte, daß es

1. Der Kupferstecher Daniel Berger (1744—1824), Schüler seines Vaters Friedrich Gottlieb Berger und während eines halben Jahres bei G. F Schmidt, ward am stärksten durch Chodowiecki beeinflußt. 1787 wurde er Lehrer für den Kupferstich an der Berliner Akademie. — 13. Jahre, 1 Jahr. — 22. Pius VI., geb. 27. Dezember 1717, Papst seit 1776. — 27. Bali, einer der Ballivi conventuales, der acht Großwürdenträger des Johanniterordens. — 29. sehr, 1 sehr durch das Bild.

auch sein Wille wäre, und daß Giovanni Volpato bereits den Pendant dazu, die Aussicht auf die Peterskirche, von Ponte molle genommen, unter Händen hätte. Der Papst fragte, ob die beiden Platten wohl in zwei Monaten fertig sein könnten. Philipp Hackert antwortete: „Es wird schwer halten in einem Jahre. Außerdem, so hat mein Bruder, der noch jung ist und erst anfängt, große Platten zu machen, noch keine Kupferstichdruckerei eingerichtet. Wir empfehlen uns daher der hohen Protektion Ew. Heiligkeit.“ Der Papst schenkte dem Philipp Hackert für das Bild eine massiv goldne Dose, worauf die erste Medaille war, die er während seiner Regierung hatte schlagen lassen, nebst sechs Stück großen goldenen Medaillen und sagte: „Wenn Ihr was nötig habt, so kommt gerade zu uns: Ihr findet alle Protektion!“ Dabei klopfte er ihm beide Backen sehr freundlich und sagte: „Mein Sohn, ich will Euch sehr wohl!“ Denn den Segen konnte er ihm als einem Ketzer nicht geben.

Donna Giulia Falconieri.

Die Signora Giulia Falconieri war eine sehr gute Freundin von Hackert. Diese Dame, die viel Geist, Belesenheit und soliden Verstand besaß, hatte alle Abende eine kleine, aber sehr interessante Gesellschaft von Kardinälen, Prälaten und Gelehrten. Künstler fanden sich nie bei ihr, Hackert ausgenommen. Er hatte ihre Bekanntschaft in Frascati zuerst gemacht bei Don Paul Borghese, nachherigem Prinzen Aldobrandini, ferner in Albano, wo sie die Villeggiatur des Oktobers hielt. Sie war Liebhaberin der Malerei, hatte Geschmack darin, doch ohne gründliche Kenntnis. Nach verschiedenen Jahren, da ihre Tochter an den Neffen des Papstes verheiratet wurde, an den Duca di Nemi Braschi, wurde die Bekanntschaft immer größer. Sie war eine geborne Dame von Melini, und da keine männlichen Erben in ihrer Familie waren, so brachte sie durch Vermächtnis die ganze Melinische Erbschaft in das Haus Falconieri. Sie war Besitzerin

1 ff. Giovanni Volpato ... Ponte molle genommen. „Veduta della Chiesa di S. Pietro di Roma dalla parte di Ponte Molle“ und „Veduta della Città di Cesena“. Beide Blätter tragen die Aufschrift: „Ph. Hackert pinx. 1776. B. A. Dunker expressit aqua forti. J. Volpato caelum applic. Romae et Isaac Lacroix sc. Romae“. gr. in-fol. Vergl. Winklerscher Katalog Nr. 1899. — 30. männlichen, 1 männliche.

der Villa Melini auf dem Monte Mario, wo die schönste Aussicht von Rom ist, und alle Fremden, die eine Idee von dieser Stadt behalten wollen, besuchen diesen Hügel. Philipp Hackert fiel es ein, die Aussicht von dort zu malen, weil sie ein Bild macht und alle interessanten Monumente deutlich zu sehen sind, und sodann sie in Kupfer stechen zu lassen, welches auch geschah Er bat sich die Erlaubnis von ihr aus, den September und Oktober auf ihrer Villa zu wohnen, weil sie in der Zeit zu Frascati in ihrer Villa La Rufina und im Oktober die Villeggiatur in Albano zubrachte. Mit Vergnügen erteilte sie ihrem Agenten, der ein Kaplan war und täglich die Messe in einer Kapelle durch Stiftung ihrer Voreltern lesen mußte, Befehl, dem Philipp Hackert die ganze Villa nebst allem, was er nötig hätte, mit Ausschluß der Wäsche, die er sich verbat, zu übergeben.

Mit dieser Bequemlichkeit malte er in Gouache die Aussicht von Rom und brachte seine Zeit vergnügt zu, indem Freunde und Fremde ihn besuchten. Der Kaplan, der zugleich die Aufsicht über die Weinberge führte, war des Nachmittags immer betrunken und der drolligste Mensch, den man sich denken kann. Außer daß es ihm an Bildung und Belesenheit fehlte, hatte er natürliche witzige Einfälle, die man bewundern mußte. — Georg Hackert stach das Bild in Kupfer, und Graf Fries kaufte dasselbe für 150 Zechinen. Es ist noch in der Sammlung dieses Hauses in Wien.

Die Platte war fertig, und weil Signora Giulia Falconieri schon längst verlangt hatte, dieselbe möchte Pius dem Sechsten zugeeignet werden, teils weil der Papst noch als Prälat öfters bei ihr gewesen und sogar in jüngern Jahren ein Verhältnis zu ihr gehabt haben soll, teils weil ihre Tochter an seinen Neffen, den Duca Braschi, verheiratet war, auch Philipp Hackert, der lange in Rom gelebt und viel mit der Römischen Noblesse Umgang hatte, den Römischen Stil sehr genau kannte, so ließ er durch seinen Freund, den Bali Antinori, anfragen, wann es Sr. Heiligkeit gefällig wäre, die Gebrüder Hackert zu empfangen. Der Papst war außer-

1. Villa Melini auf dem Monte Mario. Goethe besuchte dieselbe am 2. Dezember 1786. Siehe Italienische Reise 1, 185. — 15 f. Mit dieser Bequemlichkeit ... Rom. Vue perspective de Rome, prise de la Villa Millini, dédiée à Sa Sainteté, Pius VI. Peinte à gouache par Jac. Ph. Hackert 1781, gravée par George Hackert. Winklerscher Katalog Nr. 1907. Nost Nr. 8. — 32. genau, 1 gut. — 33. wann, 1 wenn.

ordentlich gnädig und höflich; er dankte beiden für den Nutzen, den sie im Staate gestiftet hätten. „Wir sind,“ sagte er, „von allem genau unterrichtet, was ihr für unsern Staat gethan habt. Ihr habt den Kupferstichhandel mit Auswärtigen eingeführt, wovon niemand eine Idee hatte; ihr habt in Fabriano die Papiermühle eingerichtet, wo jetzt besser Papier zur Kupferdruckerei gemacht wird als in Basel, und das Geld bleibt im Lande. Wollte Gott, meine Unterthanen hätten dieselbe Industrie, so würde der Staat glücklich sein. Ihr zeichnet Euch besonders unter den fremden Künstlern aus. Andre suchen Geld zu ziehen, zwicken auf alle Weise die armen Römer und gehen davon; Ihr hingegen suchet ohne Ansehen der Nation zu helfen, was Ihr könnt, und der jungen Künstler Kopien bei Fremden anzubringen.“ — Er führte beide Brüder und zeigte ihnen neue Bilder, die er gekauft hatte, und schenkte einem jeden drei goldene Medaillen.

Kardinal Pallavicini.

Dem Stil gemäß mußte dem Majordomo maggiore auch ein Exemplar gegeben werden; dieses war sein Neffe, jetzt Kardinal Braschi, der nahe am Papst auf dem Vatikan logierte; desgleichen dem Kardinal Segretario di stato, welches Pallavicini war, den Philipp Hackert schon längst kannte. Der Kardinal empfing beide Brüder und das Kupfer mit vieler Höflichkeit, setzte sich an das Kamin und nötigte alle zum Sitzen. Er hatte einen bigotten Benediktiner bei sich. Von dem Kupfer und der Kunst wurde wenig gesprochen. Da der Geistliche hörte, daß es zwei Preußen wären, fragte er den Kardinal, ob sie zur allein seligmachenden römisch-katholischen Religion gehörten. Der Kardinal sagte: „Das ist eben zu bejammern, daß zwei solche brave Menschen ewig verdammt sein müssen.“ Beide Brüder lächelten. Der Mönch fuhr fort, sie zu überzeugen, daß keine Seligkeit zu hoffen wäre, wenn man nicht römisch-katholisch sei. Der Kardinal stimmte fleißig bei; die Gebrüder saßen still und hörten an. Endlich sagte der Kardinal: „Sie, als der älteste, sollten dem jüngern Bruder ein Exempel geben und sich zum wahren Glauben bekennen.“ Da konnte es Philipp Hackert nicht länger aushalten, stand auf, stellte sich

15. goldene, 1 goldne. — 20. Segretario, 1, 2 Secretario.

vor Seine Eminenz und sagte: „Eminenz! Wir sind in einem Lande geboren und erzogen, wo vollkommene Gewissensfreiheit herrscht. Ein jeder mag glauben, was er will, keiner bekümmert sich darum. Niemand wird fragen, zu welcher christlichen Sekte er sich bekenne; wenn er als ein ehrlicher und guter Bürger lebt, so ist es genug. Ew. Eminenz können versichert sein, daß ich nichts gegen die römische Religion habe; ich glaube, daß sie ebenso gut ist als alle andern. Weil wir aber so erzogen sind, daß ein Mensch, der bei uns die Religion verändert, ein Abscheu ist und in der Gesellschaft kaum geduldet wird, sei es auch ein Jude oder Mohamedaner, so ist es unmöglich, daß ich in meinem Leben meine Religion ändere, weil die allgemeine Opinion aller wohldenkenden Menschen ist, daß kein braver Mann die Religion, in der er geboren und erzogen worden, verändert. Nehmen Ew. Eminenz die Meinung der Welt hinweg, so werde ich morgen katholisch." Da Philipp Hackert dieses sehr spöttisch sagte, so fühlte der Kardinal den falschen Schritt, den er gethan hatte, bat sehr um Verzeihung, davon gesprochen zu haben, und sagte: „Ich habe es bloß aus gutem Herzen gethan, um Euch zu retten. Ich hoffe, daß Sie es nicht als eine Beleidigung ansehen werden." So wurde friedlich Abschied genommen. Einige Tage darauf kam ein Abbate, Don Gennaro Geraci, ein Freund von Philipp Hackert, der alle Wochen ihn einigemal besuchte, ein Mann von natürlichem gutem Verstand, der auch gelesen hatte; der Kardinal de Bernis nannte ihn nur den natürlichen Philosophen. Kardinal Pallavicini war unruhig über den falschen Schritt und fürchtete, der Papst möchte es erfahren; daher, um die Sache wieder gut zu machen, gab er Don Gennaro Geraci diese Kommission, weil er wußte, daß dieser ein Freund von beiden Brüdern war. Er versicherte zwar den Kardinal, daß es unnötig sei; denn er kenne beide Brüder zu sehr, als daß sie das übelnehmen, noch weniger, daß sie davon sprechen würden; aber der Kardinal bestand darauf, er möchte ausdrücklich zu ihnen gehen, um Verzeihung bitten und versichern, daß der Kardinal es nicht böse gemeint habe. Don Gennaro kam an; nachdem er guten Morgen geboten, sagte der

8. andern, 1 andre. — 24. Kardinal de Bernis. François Joachim de Pierres, Comte de Lyon et de Bernis, seit 1769 französischer Gesandter in Rom. In dem Briefe an Herzog Karl August vom 25. Januar 1788 spricht Goethe die Absicht aus, Bernis zu besuchen. — 30. den, 1 dem.

C — e: „Der Kardinal hat den ersten dummen Streich gemacht; um ihn wieder gut zu machen, begeht er den zweiten, der noch dümmer ist. Ich soll Euch um Verzeihung bitten, daß er mit Euch von Religionssachen gesprochen hat; er hat es aus gutem Herzen gethan. Er bittet, daß Ihr nie davon sprechen möget.“ Der schnurrige Abt, der dieses so recht auf gut Neapolitanisch sagte, machte beide Brüder herzlich lachen. Philipp Hackert antwortete und bat, Sr. Eminenz seinen Respekt zu vermelden und zu versichern, daß er gar nicht mehr daran gedacht hätte und daß er nie davon sprechen würde. Welches er auch heilig gehalten hat, so lange der Kardinal lebte.

Einige Zeit darauf wollte Philipp Hackert den Hafen von Ancona und Civita vecchia zeichnen, wozu die Erlaubnis des ersten Ministers gehört; er ging also zum Kardinal und bat ihn darum. Dieser war so höflich und sagte: „Machen Sie mir das Vergnügen und kommen gegen drei Uhr zu mir zur Tafel, so werden Sie die Erlaubnis bereit finden.“ Es geschah. Don Gennaro war auch eingeladen. Die Tafel war gesprächig und angenehm; an alles andre wurde nicht mehr gedacht. Endlich entschlief dieser Kardinal selig im Herrn. Spanien hatte ihn besonders dazu gestellt, damit sie machen konnten nach ihrem Gefallen.

Charles Gore. Henry Knight.

Philipp Hackerts großes Talent, die Naturgegenstände leicht, geschmackvoll und geistreich aufzufassen, bezauberte nun die Reisenden und regte sie zur Nachahmung auf. Der Künstler förderte und unterrichtete sie gern, wohl wissend, daß er sich keine Nebenbuhler, sondern Bewunderer heranzog. Besonders war er immer von Engländern umgeben, und der Trieb, die Natur zu schauen und nachzubilden, wuchs unter den Liebhabern mit jedem Jahre. In guter Gesellschaft wurden kleine Reisen im April, Mai und Juni vorgenommen. Den Sommer brachte man in Albano, manchmal in Kastell Gandolfo zu, wo außer seinen nächsten Freunden wohl empfohlene Fremde freien Zutritt hatten. Be=

1. C—e. Wohl coglione. — 15. so, 1 sehr. — 18. war gesprächig, 2, 3 war auch gesprächig. — 22. Charles Gore. Siehe in den Nachträgen seine Biographie. — Henry Knight, eigentlich Richard Payne. Vergl. Nachträge, Vorerinnerung am Schluß.

sonders wurden die Abendstunden gut angewendet. Man versammelte sich um einen großen runden Tisch, und alles bediente sich um die Wette des Bleistifts und der Sepie.

Hier machte der Künstler eine Bekanntschaft, die auf sein Leben und Glück großen Einfluß hatte; es war die des Herrn Charles Gore und dessen liebenswürdiger Familie. Die älteste Tochter zeichnete und malte gar geschickt landschaftliche Gegenstände. Der Vater, der sich früher dem Schiffbau ergeben hatte, fand vorzügliche Lust am Zeichnen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art, die er bei großer und genauer Kenntnis mit einer leichten Manier auf seine Seestücke zu verteilen wußte. Mit ihm und einem andern Engländer, Henry Knight, vereinigte sich Philipp Hackert zu einer Reise nach Sizilien auf gemeinschaftliche Kosten, welche sie denn auch im Frühling des Jahres 1777 antraten.

Von dieser Reise können wir eine genauere Rechenschaft geben, indem das Tagebuch des Herrn Knight, eines sehr gebildeten Mannes, in englischer Sprache geschrieben, vor uns liegt, der, indem die beiden andern zeichneten, die Gegenden umher durchstrich und davon manche genaue Beschreibung lieferte, nicht weniger über sittliche, polizeiliche und andere Gegenstände bedeutende Betrachtungen anstellte.

1 f. versammelte, 1 versammlete. — 14. Jahres, 1 Jahrs.

Tagebuch

einer

Reise nach Sizilien

von

Henry Knight.

---

1 ff. Tagebuch einer Reise nach Sizilien. Im Goethe-Archiv ist das englische Manuskript der Reisebeschreibung vorhanden, mit der Überschrift: Expedition into Sicily 1777; außerdem der Schluß der Übersetzung von Riemers Hand, auch den von Goethe nicht aufgenommenen Rest der Reisebeschreibung enthaltend. Goethe hat dieses Manuskript mit geringen Auslassungen übersetzt, im ganzen getreu, doch mit Zusammenziehung einzelner Sätze, sowie Einschiebung der aufgenommenen Anmerkungen. Manche antike Namensformen sind berichtigt worden. Nach den Angaben des Tagebuchs ist die Übersetzung sein eigenes Werk (1809. 19. Dezember: Sizilianische Reise zu übersetzen angefangen u. s. w.) und daher anzunehmen, daß sie Riemer bloß diktiert worden ist (W). Aus einem Briefe Goethes an Frau von Stein vom 2. Juli 1808 erfahren wir, daß das Tagebuch mit dem Nachlaß von Melchior Kraus nach Frankfurt gekommen war.

Abfahrt.

Den 3. April 1777 hatten wir Rom verlassen und fuhren am 12. von Neapel in einer Felucke von zwölf Rudern ab, um die Reise durch Sizilien zu machen und im Vorbeigehen Pästum und die liparischen Inseln zu besuchen. Sobald man den Neapolitanischen Hafen verlassen hat, öffnet sich die herrlichste Scene nach allen Seiten. Die Stadt erhebt sich stufenweise über das Gestade, indem der Berg Vesuv daneben raucht; Sorrent, Capri, Ischia, Procida beschäftigen das Auge bis zum Kap Misene und bilden ein Amphitheater, bereichert mit Palästen, Gärten, Wäldern und Ruinen, eine solche Versammlung von Gegenständen, wie sie nie gesehen wird. Wir genossen diesen Anblick in der größten Vollkommenheit, indem das Wetter sehr schön und der Frühling in voller Blüte war. Die unendliche Mannigfaltigkeit von Farben und Tinten wurden durch den Perlton, der Claude Lorrains Gemälde so sehr auszeichnet und diesem köstlichen Klima ganz eigen ist, mit einander verbunden. Die Bai von Neapel hält ungefähr 30 (englische) Meilen bis Capri, und je weiter wir nach der offnen See fuhren, schienen Farben und Formen in die Atmosphäre zu sinken; sie wurden nach und nach undeutlich, bis die Sonne zuletzt ihre Strahlen zurückzog und alles in Finsternis hinterließ. Während der Nacht schliefen wir in der Felucke, und ehe die Sonne aufging, kamen wir zu einem kleinen Dorf, Agropoli genannt, 5 Meilen von Pästum. Wir nahmen sogleich Pferde, diese ehrwürdigen Denkmäler zu besuchen.

---

3. Felucke, ital. feluca, kleines schnellsegelndes Schiff mit zwei Masten. — 13. Anblick, 2, 3 Augenblick (wohl Druckfehler). — 15. wurden, 1 wurde. — 18. 30 (englische) Meilen. So in Knights Manuskript. Bei Goethe: 20.

Pästum.

Den 13. April.

Die erste Ansicht derselben ist äußerst überraschend. Drei Tempel, welche leidlich erhalten sind, stehen einer neben dem andern in der Mitte eines reichen und schönen Thales, umgeben von romantischen Hügeln, welche mit blühenden Büschen und immergrünen Eichen bedeckt sind. Einer derselben ist der Mons Alburnus und noch jetzt mit jenen Bäumen bewachsen, deren Virgil im dritten Buche seiner Georgika gedenkt:

Est lucos Silari circa ilicibusque virentem
Plurimus Alburnum volitans, (cui nomen asilo
Romanum est, oestron Graji vertere vocantes.)

Er heißt nun Monte Postiglione und steht am Zusammenfluß des Silarus und Tanager (jetzt Selo und Negro). Die Ufer des Silarus sind durchaus mit dichten Wäldern besetzt, die während des Sommers durch die vorerwähnten oestri oder asili, eine Art stechender Fliege, heimgesucht werden. Der Tanager ist ein unbedeutendes Wasser, das manchmal zur Sommerszeit austrocknet, daher Virgil von sicci ripa Tanagri spricht.

Die Architektur von Pästum ist die alte dorische, die Säulen kurz und kanneliert, mit breiten, flachen Kapitälen und ohne Basen. Sie sind aus einer Art poröser Steinmasse verfertigt, wie die vom Lago del Tartaro bei Tivoli (Travertin). Ich glaube, die Säulen wurden kanneliert und vollendet, wenn sie schon aufgerichtet waren; denn wir fanden in Sizilien Tempel, an denen einige Säulen kanneliert waren und andere nicht. Die Steine sind vortrefflich gearbeitet und mit der größten Genauigkeit zusammengesetzt, und zwar auf die Weise wie die trefflichsten Werke des Altertums, ohne Bindungsmittel. Die Farbe ist ein weißliches Gelb, das hie und da ins Graublaue spielt. Die Witterung hat den Stein angegriffen; er ist mit Moos und Kräutern bewachsen und nicht von Rauch geschwärzt, noch durch neuen Anbau entstellt wie die Ruinen zu Rom. Daher die Tinten sehr harmonisch, angenehm und malerisch ins Auge fallen.

Betrachtet man die Teile dieser Tempel in der Nähe, so erscheinen sie roh, massiv und schwer; aber in der gehörigen Ent-

9. im dritten Buche seiner Georgika. Vers 146—148. — 19. sicci ripa Tanagri. Georg. III, 151. — 23. vom, 2, 3 von.

fernung gesehen, ist die allgemeine Wirkung groß, einfach, ja zierlich. Das Rohe erscheint dann als künstliche Nachlässigkeit, und das Schwerfällige verwandelt sich in eine gerechte und edle Festigkeit.

Außer den drei Tempeln sind noch die Grundmauern eines kleinen Theaters und bedeutende Überbleibsel der Stadtmauern zu sehen. Innerhalb derselben ist der ganze Raum mit zerbrochenen Säulen und andern Fragmenten zerstörter Gebäude bedeckt, woraus wir die ehemalige Herrlichkeit dieser alten Stadt abnehmen können. Besonders merkwürdig sind die Ruinen eines kleinen Tempels von wunderbarer Art. Er stand zwischen dem großen Tempel, den einige für eine Basilika halten wollen, und dem Amphitheater und war im ganzen von der gewöhnlichen dorischen Form; nur sind die Säulen nach korinthischer Ordnung kanneliert, d. h. zwischen den Vertiefungen abgeflächt. Auch sind die Kapitäle von derselben Ordnung, nur sehr roh und einfach. Das Gesims ist dorisch, aber von mehr Gliedern als bei den übrigen Gebäuden von Pästum. Zwischen den Triglyphen sind Basreliefe, deren Zeichnung sehr rein und zierlich gewesen zu sein scheint; aber sie sind so zerfressen und verstümmelt, daß man nicht über die Ausführung urteilen kann.

Nun ist die Frage, ob dieser Tempel gebaut worden, ehe die korinthische Ordnung zu ihrer Vollkommenheit gelangt, oder nachdem sie schon wieder im Abnehmen gewesen. Ich bin aus mancherlei Ursachen geneigt, das Erste zu glauben; denn die korinthische Ordnung zeigt sich an keinem Monumente vor den Zeiten Augusts vollkommen und scheint erst zu den Zeiten der Antonine in Abnahme zu geraten. Was die Erzählung betrifft, gedachtes Kapitäl sei durch einen korinthischen Architekten erfunden worden, indem er eine Akanthstaude gesehen, die um einen Blumenkorb her gewachsen, so verdient sie wenig Aufmerksamkeit. Die ersten Anfänge der korinthischen Ordnung findet man unter den Ruinen von Theben und Persepolis. Sie wurden wahrscheinlich um die Zeit Alexanders des Großen nach Europa gebracht; aber die stolzen Griechen wollten sich nicht als Nachahmer in irgend einer Sache bekennen. — Die Stadt Pästum muß lange in einem Zustand von Verfall gewesen sein, ehe die korinthische Ordnung

7 f. zerbrochenen, 1 zerbrochnen — 31. Aufmerksamkeit. Hier hat Goethe zwei Sätze Knights ausgelassen.

zu ihrer Vollkommenheit, geschweige denn zu ihrem Verderbnis gelangte; denn Strabo gedenkt, daß der Ort schon verlassen und ungesund zu seiner Zeit gewesen sei, und die Geschichtschreiber der römischen Kriege in Italien nennen ihn niemals als einen Platz von einiger Bedeutung. Ferner sind die Gebäude der spätern römischen Zeiten, als die Architektur schon verdorben war, in einem ganz verschiedenen Stil von dem obgedachten; auch bedienten sich die Römer als Herren der Welt, denen die reichen Steinbrüche von Afrika, Griechenland und Sizilien zu Gebote standen, keiner so geringen Materialien, da hingegen die griechischen Republiken, auf einen engen Raum eingeschränkt, sich genötigt sahen, das Material anzuwenden, das ihr eigener Boden lieferte.

Die genaue Zeit vom Aufsteigen und Fallen Pästums ist nicht bekannt, obgleich beides früh genug mag gewesen sein. Die Überbleibsel dieser Stadt sind ihre Erhaltung der bösen Luft schuldig; denn wäre der Platz bewohnbar gewesen, so hätten sie das Schicksal der meisten griechischen und römischen Werke gehabt; man hätte sie niedergerissen und die Materialien zu neuen Gebäuden angewendet. Diese tödliche Luft wird durch einen salzigen Strom erzeugt, der von den Bergen herabfließt und hinter den Mauern stockt, wo er durch Sinterung die Steinart hervorbringt, wovon die Stadt gebaut war. Diese Steinwerdung geschieht außerordentlich schnell, so daß einige geglaubt haben, man habe sich gewisser Formen bedient und in denselben die Säulen durch Inkrustation hervorgebracht, indem diese Rohr und Binsen, welche durch das Wasser versteinert worden, enthalten; ich glaube aber nicht, daß diese Meinung Grund habe. Die Stadt war viereckt, wie man an den Mauern sieht, welche sonst scheinen an der See gestanden zu haben, ob sie gleich gegenwärtig durch die Wirkung des versteinernden Stroms 500 Yards davon entfernt sind. Der neue Grund läßt sich recht gut von dem alten unterscheiden, indem er durchaus entweder Versteinerung oder Sumpf ist, anstatt daß der alte Boden innerhalb der Mauern und zwischen ihnen und den Bergen trocken und fruchtbar erscheint, der Pästanischen Rosengärten nicht unwert, von welchen die römischen Poeten so viel zu erzählen wissen.

---

2 f. Strabo gedenkt ... gewesen sei. Ebenso wie Strehlke habe auch ich keine Stelle dieses Inhalts bei Strabo finden können. — 21. Sinterung, Niederschlag eines kalkreichen Gewässers.

Porto Palinuro.

Den 15. April.

Nachdem wir einen Tag unter diesen edlen Überbleibseln griechischen Geschmacks und Herrlichkeit zugebracht, kehrten wir zu unserer Felucke zurück und fuhren während der Nacht am Kap Palinuro hin, das noch den Namen von Äneas' Steuermann behalten, welcher, wie Virgil meldet, hier umkam. Als sich aber ein widriger Wind erhob, mußten wir einen kleinen Hafen gleiches Namens aufsuchen, der von Süden her durch das Vorgebirg und von Norden durch das Land gedeckt wird. Die Gegend umher ist sehr schön, die Thäler reich und fruchtbar, die Hügel mit immergrünen Eichen, Oliven und blühenden Büschen bedeckt, wozwischen sich Weideplätze hinziehen. In der Ferne erstreckt sich die weite Kette der beschneiten Apenninen, welche die Aussicht auf eine edle Weise begrenzen. Acht Tage wurden wir in diesem kleinen Hafen durch üble Witterung und die Feigheit Neapolitanischer Seeleute aufgehalten, und wir bedauerten sehr, Pästum verlassen zu haben, wo wir die Zeit so angenehm unter den Ruinen hätten zubringen können. Doch um sie so gut als möglich anzuwenden, schweiften wir an der Küste umher, zogen unsere Felucke auf das Land und machten daraus eine Wohnung, so gut es gehen wollte. Eine Felsenhöhle diente uns zur Küche, und wären wir nicht so ungeduldig gewesen, Sizilien zu erreichen, so hätten wir unsere Zeit ganz angenehm zubringen können, nunc veterum libris, nunc somno et inertibus horis.

Bei unserm Herumschweifen an der Küste fanden wir eine Höhle von besondrer Beschaffenheit. Sie ist aus einer Art geringen Marmors gebildet, der, mit demselben versteinerten Kies, den man an andern Stellen des Ufers findet, untermischt, anstatt Seemuscheln Menschenknochen enthält, die in kleine Stücke zerbrochen und mit dem Kies zu einer festen Masse versteinert sind, welche zwischen den Marmorbänken in Schichten von 1—3 Fuß Stärke lieget. Diese Schichten dehnen sich etwa auf 60 Fuß aus, scheinen aber tief in den Berg zu gehen, der von beträchtlicher Höhe ist. Ich fand einen ähnlichen Felsen zu Nemezzo auf dem Comersee; nur daß dort die Knochen einen größern Anteil bildeten und, anstatt zwischen Marmorbänken zu liegen, in dem

7. wie Virgil meldet. Aen. V, 858 ff. (Str.). — 16 f. Neapolitanischer, 1, 2 Napolitanischer. — 24 f. nunc ... horis. Hor. Sat. II, 6, 61 (Str.).

ganzen Felsen gleich verteilt waren. Ich habe gehört, daß die Insel Osero im adriatischen Meere ganz in derselben Weise aufgeschichtet ist, wie denn derselbe Fall auch in verschiedenen Gegenden Dalmatiens vorkommt. Einige Vermutung, wie diese Knochen hieher gekommen sein mögen, zu äußern, würde unnütz sein, indem die Ursachen der großen Veränderungen, welche dieser Erdball offenbar erlitten hat, von unsrer Fassungskraft allzuweit entfernt sind. Wir können nur so viel schließen, daß die mit Bewegung begabte Materie, regiert durch Gesetze physischer Notwendigkeit, während des Laufs einer unendlichen Zeit alle mögliche Arten von Veränderung durchgegangen ist. In diesem unendlichen Wechsel muß sie ebenso gut in Unordnung als in Ordnung gewesen sein, welche immer wechselsweise auseinander entspringen.

Stromboli.

Den 23. April.

Wir verließen Porto Palinuro den 22. um zwei Uhr in der Nacht; aber da das Wetter sehr still war, so erreichten wir Stromboli nicht eher als am Abend des andern Tages. Wir waren noch 30 Meilen von derselben entfernt, als uns schon der beschneite Gipfel des Ätna erschien, an welchem der Dampf herunter rollte. Die untern Regionen des Bergs, obgleich über dem Horizont, wurden nachher unsichtbar wegen der Dichtheit der untern Atmosphäre. Man sagte mir, daß man ihn öfters vom Vorgebirg Palinuro sehen könne, welches bei unserm Aufenthalt nicht eintraf, indem die Luft niemals heiter genug war.

Die Insel Stromboli ist ein konischer Berg, der aus der See aufsteigt und ganz aus vulkanischer Materie besteht. Der Rauch kommt gegenwärtig aus der Nordwestseite hervor, nahe am Gipfel, welcher, unfruchtbar, aus loser Asche besteht. Der übrige Teil des Berges ist reichlich bebaut und mit Wein bepflanzt, welcher sehr geschätzt wird. Bei Nacht sah man das Feuer des Kraters, aber unbedeutend, weil das Wetter sehr schön war. Wenn es regnet oder Südwinde wehen, entsteht gewöhnlich ein kleiner Ausbruch; das Getöse aber dauert zu allen Zeiten fort, sehr stark und einem Donner gleich. Wir hätten gern den Berg erstiegen und den Krater untersucht; doch hinderte uns daran eine

Verordnung des Königs von Neapel, welche verbietet, mit den Einwohnern Gemeinschaft zu pflegen, bei Strafe, in den übrigen königlichen Staaten Quarantäne zu halten. Da dies nun eine Zeremonie war, die wir zu beobachten keine Lust fühlten, so segelten wir noch die Nacht auf Lipari zu und kamen morgens früh daselbst an.

Lipari.

Den 24. April.

Die Stadt ist in dem Grunde einer engen Bai gelegen, auf einem Lavafelsen, der in die See hervortritt, dessen schöne Massen mit Gebüsch reichlich umhangen sind. In einiger Entfernung angesehen, erscheint die Stadt sehr gefällig und malerisch, mit einer kleinen Ebene umringt, die mit Häusern und Gärten bedeckt ist, worauf denn bald die Gebirge sich erheben, die ehemals Vulkane waren, gegenwärtig aber in reiche Weingärten verwandelt sind, in welchen man Feigen- und Maulbeerbäume zerstreut sieht. Die Häuser sind alle weiß abgetüncht, mit ganz flachen Dächern, und bilden, indem eins hinter dem andern hervorsteigt, manche sehr malerische Gruppen; doch wenn man in die Stadt kommt, verwandelt sich die Ansicht: alles ist Unflat und Elend.

Indessen meine Gefährten zeichneten, bestieg ich den höchsten Gipfel der Insel. Nachdem ich beinahe eine Stunde zwischen den Weinbergen hinaufgegangen war, kam ich an unfruchtbare verbrannte Felsen, die ich mit Mühe und Schwierigkeit hinanklimmte und nun nichts weiter als wüste Zerstörung erwartete; aber wie sehr war ich erstaunt, als ich auf den Gipfel kam, indem ich unter mir, zwischen senkrechten Felsen, ein schönes natürliches Amphitheater von etwa 300 Yards im Durchmesser erblickte, dessen Boden mit Weinreben bepflanzt und hie und da mit einem einsamen Wohnhaus geziert war. Dieses war sonst der Krater des Vulkans, und da das Ganze mit porösen Felsen umgeben ist, so bleibt der Boden trocken und fruchtbar, obgleich die Wasser keinen sichtbaren Abzug haben.

Von dem höchsten Punkte dieser Felsen sieht man die sämtlichen liparischen Inseln sowie die Küsten von Sizilien und

1. welche, 3 welcher (wohl Druckfehler).

Kalabrien. Unmittelbar unter dem Beschauer liegt die Insel Volcano, eine unfruchtbare Anhäufung von Asche, die kaum irgend ein Moos hervorbringt. Es scheint daher, daß diese Insel später entstanden ist als die andern, welche aus derselben Materie bestehen; doch die Zeit hat Asche und Lava mürbe gemacht und in einen Boden verwandelt, der, obgleich trocken, dennoch fruchtbar ist und dem Weinbau ganz besonders günstig.

Fazello nimmt an, es sei diese Insel zwischen dem zweiten und dritten punischen Krieg entstanden, unter dem Konsulat des Labeo und Marcellus. Doch rührt dies von einer mißverstandenen Stelle des Orosius her, welcher auf Volcanello anspielt. Volcano hingegen wird schon vom Thucydides erwähnt als seiner Zeit angehörig und gleichfalls vom Aristoteles, der einer großen Eruption dieser Insel gedenkt, welche manche Städte Italiens mit Asche bedeckt habe. Ehemals hieß sie Thermissa und Hiera, und die Poeten setzten dahin die Schmiede des Vulkan. Strabo sagt, sie habe zu seiner Zeit an drei Orten gebrannt; gegenwärtig brennt sie nur an einem, und zwar sehr wenig. In dem Laufe von einigen tausend Jahren mag sie bei der langsamen Verwitterung vulkanischer Materien wohl so wie die übrigen fruchtbar werden; denn diese müssen sich seit Ciceros Zeit sehr gebessert haben, der den Boden derselben miserum et jejunum nennt. Stromboli und Volcano sind die einzigen, die noch heutzutage brennen. Lipari ist seit den Zeiten des Strabo erloschen; die warmen Bäder daselbst aber sind noch immer ihrer Heilkraft wegen sehr berühmt. Sowohl hier als auf Volcano findet sich ein schwarzes Glas in großer Menge, welches die Naturforscher isländischen Achat nennen.

Die große Wirkung, welche die Wetterveränderungen auf die Feuer dieser Inseln haben, macht es den Schiffern, die damit bekannt sind, möglich, die Gefahren der Winde mit großer

8. Thomas Fazello, gestorben 1570, schrieb De rebus Siculis decades duo (Palermo 1558). — 10 f. mißverstandenen, 1 mißverstandnen. — 11. Paulus Orosius, der im 5. Jahrh. n. Chr. lebte, schrieb Historiarum libri VII adversus paganos, eine Weltgeschichte bis auf das Jahr 410 n. Chr. — 12 f. vom Thucydides ... Aristoteles. Als ἱερα νῆσος von ersterem III, 8, von dem letzteren Meteorol. II, 8 (Str.). — 15. bedeckt, 2, 3 gedeckt. — 16. die Poeten ... Vulkan. Z. B. Virg. Aen. VIII, 414 ff.; Juven. Sat. I, 8. — 17. Strabo sagt. Vergl. Lib. VI, p. 276 (Becker). — 22. miserum et jejunum. Verr. III, 37 (Str.). — 26 ff. Sowohl hier ... nennen. Obsidian, glasig erstarrte Lava, besonders häufig in jungvulkanischen Gegenden, wie Island und die liparischen Inseln.

Gewißheit vorauszusagen; daher denn wohl die Poeten von der Höhle des Äolus mögen gefabelt haben. Stromboli, als die größte und den Winden am meisten ausgesetzte Höhle, ward für den eigentlichen Wohnsitz des Gottes angenommen: Celsa sedet Aeolus arce. Auch kennt Virgil das beständige Getös dieses Berges und schreibt es den rasenden Winden zu, welche darin eingekerkert sind:

Illi indignantes, magno cum murmure montis,
Circum claustra fremunt.

Valerius Flaccus (Argon. I., 579) giebt noch eine genauere Beschreibung:

Aequore Trinacrio refugique a parte Pelori
Stat rupes horrenda fretis; quot in aethera surgit
Molibus, infernas totiens demissa sub undas;
Nec scopulus aut antra minor juxta altera tellus
Cernitur.

Einige Geographen und Antiquare haben behauptet, Virgil, indem er bei einer andern Gelegenheit der Insel Lipari den Beinamen der Äolischen giebt, habe die Höhle des Äolus dahin gesetzt; aber Plinius und Strabo sprechen deutlich genug das Gegenteil aus, und die Stelle selbst zeigt hinlänglich des Dichters Meinung. Die Beschreibung des Flaccus ist noch genauer, indem Stromboli, gerade wie er es beschreibt, von allen andern Inseln getrennt ist, Lipari hingegen umringt von ihnen. Übrigens waren sie alle dem Äolus heilig, und der Beiname Aeolia wird gelegentlich einer wie der andern beigelegt. Die griechischen und römischen Schriftsteller zählten nur sieben dieser Inseln, gegenwärtig aber sind ihrer zehn. Entweder sind nun die drei kleinen Felsen, welche die Überzahl machen, in späterer Zeit durch die unterirdischen Feuer emporgehoben worden, oder man hielt sie nicht für merkwürdig genug, sie mitzurechnen. Nachdem wir nun den Tag auf Lipari zugebracht hatten, schliefen wir auf unserer Felucke und segelten kurz nach Mitternacht ab.

---

1 f. die Poeten ... haben. Vergl. Verg. Aen. I, 52 ff., woher auch die beiden folgenden Citate (Str.) genommen sind. — 15. scopulus. 1 scopulos. — 18. bei einer andern Gelegenheit. Virg. Aen. VIII, 416 f. (Str.). — 20. Plinius und Strabo. Plinius IV, 9, 14; Strabo VI, p. 275 ff. — 22 ff. Die Beschreibung ... von ihnen. Qu. Valerius Flaccus, Argonautica.

Milazzo.

Den 25. April.

Milazzo, vor alters Mylä, erreichten wir in weniger als vier Stunden. Diese Stadt, welche nichts Merkwürdiges enthält, liegt auf dem Rücken eines Vorgebirges an dem Ende einer weiten Ebene, welche durch die montesorischen Berge, sonst die heräischen genannt und berühmt wegen ihrer Anmut und Fruchtbarkeit, begrenzt wird. Die Zitadelle steht auf einem hohen Felsen, der die Stadt beherrscht, und scheint ehemals ein Platz von bedeutender Festigkeit gewesen zu sein.

Tindaro.

Den 26. April.

Indem wir nun an der Küste hin den Weg nach Palermo nahmen, so fanden wir ungefähr 20 Meilen von unserm Nachtquartier einen Ort, Santa Maria di Tindaro genannt, wo man noch einige Überbleibsel der alten Stadt Tyndaris antrifft. Sie scheint durch ein Erdbeben untergegangen zu sein, und ein großer Teil des Hügels, auf dem sie stand, ist wahrscheinlich in die See gefallen Gedachte Reste sind die Grundmauern eines Theaters und Tempels, beide wahrscheinlich aus römischer Zeit. Ein Baron della Scuda hatte vom König von Neapel die Erlaubnis erhalten, hier nach Altertümern zu graben, und man sagte uns, er habe manche Sachen von Wert gefunden. Wollte man diese Nachgrabungen fortsetzen, so würde man wahrscheinlich noch manches finden, da diese Stadt immer mit den Römern in Verbindung und gutem Vernehmen blieb, auch die Tugend und Unerschrockenheit eines ihrer Bürger sie vor der Raubsucht des Verres bewahrte, welcher die meisten andern Städte Siziliens plünderte. Hinter Tindaro kamen wir in die Gebirge, und ungefähr 5 Meilen weiter gelangten wir wieder an die See, wo wir einen kleinen Thunfang antrafen,

10. zu sein. „Hier läßt Payne einige Zeilen, persönliche Erlebnisse betreffend, folgen" (W). — 17. Sie scheint ... zu sein. Siehe Plin. II, 92. 94. — 25 ff. diese Stadt ... bewahrte. Strehlke verweist zum Zeugnis dafür, daß Tyndaris auch nicht immer geschont wurde, auf die Angaben bei Cicero, Verr. III, 43; IV, 22 u. 39 ff. An der letzten Stelle wird auch des Proagorus Sopater rühmend gedacht.

nicht weit von der Stadt Patti. Wir waren genötigt, die Nacht hier zu bleiben wegen eines lächerlichen Abenteuers, das uns begegnete. Denn indem der Maultiertreiber seine Tiere fütterte, unterhielten sich meine Reisegefährten mit Zeichnen, wozu sie keine besondere Erlaubnis nötig zu haben glaubten, weil nichts in der Nähe war, das einer Festung ähnlich gesehen hätte; aber bald wurden wir durch eine Vorladung des Stadtrichters von Patti überrascht, welcher sich selbst mit dem Titel eines Gouverneurs beehrte. Er befahl uns, sämtlich vor ihm zu erscheinen und auf die Anklage zu antworten, daß wir einen Wachtturm an der Küste abgezeichnet hätten, den er eine Festung nannte. Nachdem Herr Hackert als der Hauptverbrecher seine Zeichnung geendigt hatte, ging derselbe und fand den Stadtrichter von Advokaten umgeben, welche eine Klage auf mehreren Bogen aufgesetzt hatten. Er sagte ihm, wir wären nur Dilettanten, welche bloß zu ihrem Vergnügen reisten, und wenn er irgend etwas von einer Festung wäre ansichtig geworden, so würde er gewiß nicht ohne Erlaubnis zu zeichnen gewagt haben. Er sei aber so entfernt gewesen, jenen Turm für etwas dergleichen zu halten, daß er vielmehr geglaubt habe, es sei ein Töpferofen, indem die Einwohner umher sich hauptsächlich mit Verfertigung von Töpferware beschäftigten. Der Stadtrichter war über diese Antwort höchst unzufrieden, und die Advokaten behaupteten, es sei unmöglich, daß wir ohne besondere Absicht eine so weite Reise gemacht hätten, und drangen daher einstimmig darauf, man solle uns festhalten. Nun brachte Herr Hackert einige Briefe aus der Tasche und ersuchte die Herren, sie durchzulesen, und da dieses Empfehlungsschreiben an den Vizekönig und mehrere der vornehmsten Herren der Insel waren, so ging der ganze Prozeß auseinander, und man entließ ihn mit vielen Entschuldigungen, daß man ihm beschwerlich gewesen sei. Nun ging die Reise weiter, bald am Ufer, bald zwischen den Bergen hin, auf den schlimmsten Wegen, die ich jemals bereist habe; aber der Reichtum und die Schönheit der Gegend entschädigten uns genugsam für jede Unbequemlichkeit dieser Art. Wir fanden die heräischen Berge wohl jenes Lobes wert, das ihnen Diodorus (B. IV, Kap. 84) gegeben. An mehreren Orten sind sie in die schönsten romantischen Formen gebrochen und die Abhänge mit Oliven- und Eichenhainen bedeckt, die Gipfel mit Städten und Dörfern

geziert. Anderwärts erheben sich ungeheure Terrassen, eine über die andere empor, einige bebaut und bepflanzt mit Weinstöcken, Feigen- und Maulbeerbäumen, andere mit Büschen behangen, die wir in England in unsern Glashäusern mit so viel Sorgfalt und Mühe aufziehen. Diese blühen alle hier in der wilden Üppigkeit der Natur und umkleiden die rauhen Felsen mit ewigem Grün. Auch findet sich in diesen Bergen mannigfaltiger schöner Marmor, worunter ich eine Art von rotem Porphyr bemerkte, geringer und weniger fest als der antike; wahrscheinlich aber, wenn man hier Steinbrüche eröffnete, würde er sich in der Tiefe des Felsens von besserer Eigenschaft finden, indem die Stücke, die ich sah, nur von der Oberfläche sich losgelöst hatten und durch Wind und Wetter viel mochten gelitten haben.

Acqua dolce.

Zu Nacht blieben wir in Acqua dolce, einem kleinen Ort, der seinen Namen von einer süßen Quelle führt, welche in der See, ungefähr eine halbe Meile von dem Ufer, entspringt. Der Ort ernährt sich von dieser Quelle, indem sich die Fische beständig nach ihr hinziehen. Die Einwohner haben sich zu einer Gemeinschaft verbunden; jeder Fang wird geteilt. Unmittelbar über Acqua dolce erhebt sich ein hoher Berg, auf dessen Gipfel die alte Stadt Aluntium lag, wovon jedoch nichts mehr übrig ist. An dem Fuße des Berges gegen die See zu ist eine weite Höhle, welche aus denselben Materien besteht, wie die oben beim Kap Palinuro erwähnte, ausgenommen daß man die Knochen und den Kies noch mit Seemuscheln und Tuffsand vermischt findet. So sind auch die Knochenversteinerungen in größerer Menge vorhanden und finden sich, wie mir die Landleute sagten, auch in andern Teilen des Gebirges. Wir gingen in die Höhle ungefähr 100 Yards hinein, wo sie so wild und enge wurde, daß wir nicht weiter vorwärts konnten; aber unser Führer versicherte, er habe eine Katze hineingejagt, welche endlich aus einer Höhle an der andern Seite des Gebirgs in einer Entfernung von drei Meilen wieder hervorgekommen. Dann kamen wir in der

1. ungeheure, 1 ungeheuere. — 19. hinziehen, 1 hinziehn. — 28. sagten, 2, 3 sagen. — 30. 100, 2, 3 300.

Nähe der Festung Tusa nach Lusinali, einem elenden Wirtshause, wo wir genötigt waren, die Nacht zuzubringen.

Cefalu.

Den andern Tag speisten wir in Cefalu, ehemals Cephaloedis genannt, und schliefen zu Termini, ehemals Thermae Himerenses. Fazello, der unter Karl V. schrieb, spricht von Ruinen, die noch zu seiner Zeit von Alaesa und Cephaloedis sollen vorhanden gewesen sein; allein ich konnte nichts davon sehen noch auch vernehmen. Die letztere ist nun eine ansehnliche Stadt, auf der Spitze eines Vorgebirgs gelegen, unter einem hohen steilen Berge, auf dessen Gipfel die Zitadelle sich befindet, die, wenn sie befestigt wäre, nicht wohl einzunehmen sein würde.

Termini.

Die Bäder von Termini werden noch immer sehr gebraucht; aber es giebt keine Reste mehr, weder von Himera noch von dem alten Thermä. Die heilsamen Wirkungen dieser Bäder werden dem heiligen Calogero zugeschrieben, welcher ein Arzt war und den guten Verstand hatte, sich für einen Heiligen anstatt für einen Zauberer halten zu lassen. Die Alten, welche die Wunder nur etwas weniger liebten als die Neuern, aber viel geistreicher waren im Erfinden derselben, dichteten, daß die Nymphen diese Bäder eröffnet auf Antrieb der Minerva, um den Herkules auf seinem Zug durch Sizilien zu erquicken. (Diodor, B. IV, Kap. 23.) Himera stand auf der andern Seite des Flusses gleiches Namens, eine halbe Meile von Termini. Thucydides gedenkt ihrer unter den vorzüglichsten Städten Siziliens; als es aber durch die Karthager 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung eingenommen wurde, so befahl Hannibal, sie völlig zu zerstören, um den Tod seines Großvaters zu rächen, der hier geschlagen und getötet ward durch die vereinigten Heere von Syrakus, Agrigent und Himera. Nach dem Untergang Karthagos versammelte

1. Tusa, 2, 3 Dusa. — 15. noch fehlt 2, 3. — 26 f. Thucydides ... Siziliens. Str. vermutet, daß dem Verfasser die Stelle VI, 62 vorschwebe. — 29 ff. so befahl ... Himera. 409 v. Chr. wurde die Stadt zerstört, 480 v. Chr. war Hamilkar, der Großvater des älteren Hannibal, dort von Theron von Agrigent besiegt und getötet worden (Str.).

Scipio die zerstreuten überbliebenen Himeräer zu Thermä und gab ihnen die Statuen und andere solche Schätze, welche die Karthager früher hinweggeführt hatten, zurück. Unter diesen waren zwei köstliche Kunstwerke von Erz, deren Cicero in der Reihe der von Verres entführten gedenkt. Das eine stellte den aus dieser Stadt gebürtigen Poeten Stesichorus vor, das andere ein allegorisches Bildnis der Stadt selbst.

La Bagaria.

Von Termini nach Palermo sind vierundzwanzig Meilen. Ungefähr halben Wegs kamen wir zu einem Lustschloß, La Bagaria genannt, vor kurzem durch einen Prinzen Palagonia erbaut. Es ist von der seltsamsten Bauart, die ich jemals sah, und sowohl in- als auswendig mit den ungereimtesten Figuren bedeckt, die man nur erdenken kann. Die Gärten sind in derselben Art, und es möchte wohl schwer sein, sich die Vorstellung von einem Ungeheuer zu machen, das man hier nicht fände. Der größte Teil ist aus einer rauhen Steinart gehauen, einige sind von Gips, andere von Marmor. Es sind deren viele Hunderte, und sie würden sich immer vermehren, wenn nicht des Fürsten Verwandte die Regierung vermocht hätten, sein Vermögen unter Obsorge zu nehmen, damit er sich nicht völlig durch diese absurde Liebhaberei zu Grunde richte.

Palermo.

Den 1. Mai.

Die Lage von Palermo ist sehr schön, in einem engen, aber fruchtbaren Thale, umgeben von steilen Gebirgen. Die Straßen sind regelmäßig und rein und der Ort im ganzen reich und wohl bewohnt; aber die Architektur ist außerordentlich schlecht. Der Geschmack des Prinzen Palagonia scheint in der ganzen Stadt zu herrschen. Wir fanden die Leute während der kurzen Zeit unsers hiesigen Aufenthaltes außerordentlich höflich; sie affektieren nicht

4. zwei köstliche Kunstwerke. Siehe Cicero, Verr. II, 35 (Str.). — 10ff. Lustschloß ... erbaut. Vergl. dazu Goethes Italienische Reise (Werke Bd. 21, 1, 309ff.). — 31. Aufenthaltes, 1 Aufenthalts.

jene ungelenke Großheit, welche der römische und neapolitanische Adel annimmt, sondern sie scheinen mehr an die wahren Freuden des Lebens zu denken. Fremde sind gewiß, hier eine aufmerksame Höflichkeit zu finden, und zwar auf die gefälligste Weise. Denn die Lebensart der Einwohner ist bequem und höflich. Sie haben ihre Konversationen oder Assembléen wie die übrigen Italiener, aber viel angenehmer, indem die Weiber nicht alle mit einem Cavaliere servente gepaart sind. Eine solche Gesellschaft findet sich im Palast des Vizekönigs alle Abende außer Donnerstags und Freitags, wo man nur seine nächsten Bekannten annimmt. Ehe sie die Assembléen besuchen, fahren sie auf dem Quai hin und wieder, wie die Römer im Korso. Während des Sommers wird der ganze Abend auf diese Weise zugebracht. Man findet Musik, Erfrischungen u. s. w. Die Damen haben in der letzten Zeit eine ganz sonderbare Gewohnheit beliebt, daß nämlich alle Fackeln ausgelöscht werden, ehe die Wagen vor die Stadt kommen, um wahrscheinlich unangenehmen Entdeckungen vorzubeugen. Sollten die Männer hier so wunderlich sein, von ihren Frauen eine strenge Treue zu erwarten, so würden sie sich wahrscheinlich öfters betrügen; denn das Blut der Sizilianerinnen ist zu warm, als daß sie der Gelegenheit widerstehen sollten, welche hier niemals ausgeht. Die Frauen sind überhaupt lebhaft und angenehm, aber im ganzen fehlen ihnen jene Vollkommenheiten, wodurch die Engländerinnen so liebenswürdig sind. Sie heiraten sehr jung, und diejenigen, welche nicht nötig haben, sich den brennenden Sonnenstrahlen auszusetzen, sind schön genug. Ihre Manieren sind nicht äußerst fein, aber bequem und natürlich und nicht durch die thörichte Nachahmung der Franzosen verderbt, wodurch die Italiener von Stande so lächerlich werden und wovon unsere eigenen Landsleute nicht völlig frei sind.

Während des Maimonats haben sie eine Messe auf der Piazza del Domo, die einen sonderbaren Anblick gewährt. Der Platz ist erleuchtet und mit Buden umgeben, worin man Spielsachen und andere Kleinigkeiten ausbietet. In der Mitte findet sich eine Lotterie. Mit Sonnenuntergang fängt der Markt an und dauert bis Mitternacht. Die ganze Stadt versammelt sich hier, und es herrscht die vollkommenste Gleichheit. Prinzen und

16 f. um wahrscheinlich, 1 wahrscheinlich um. — 27. thörichte, 1 thörige. — 32. die, 2, 3 der. — 36. versammelt, 1 versammlet.

Handwerker, Prinzessinnen und Galanteriehändler stehen auf gleichem Fuß und mischen sich ohne Unterschied im Gedränge. Man kann sich wohl vorstellen, daß eine so treffliche Gelegenheit zu aller Art Vergnügungen bei einem so lebhaften Volk, wie die Sizilianer sind, nicht werde versäumt werden.

Bemerkenswerte Gegenstände giebt es nicht viel in Palermo. Der Hafen im Westen der Stadt enthält nichts Bedeutendes. Unmittelbar daran stößt der Berg Eryx, jetzt Monte Pellegrino genannt und berühmt wegen der Kirche der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin von Palermo. Der angebliche Körper derselben ward in einer Höhle unter dem Gipfel des Berges gefunden, wo gegenwärtig die Kirche steht.

In dem Kollegium, welches sonst den Jesuiten gehörte, findet sich eine hübsche Sammlung etrurischer Gefäße, einige Fossilien, eine gute Büste des Plato und eine des Tiberius. Die geschnittenen Steine und Münzen, deren hier eine ansehnliche Sammlung soll gewesen sein, sind von den Vätern vor ihrer Aufhebung hinweggeschafft worden.

Des Vizekönigs Palast ist ein altes unregelmäßiges Gebäude, aufgeführt zu verschiedenen Zeiten. Die Kapelle scheint unter den griechischen Kaisern erbaut; denn sie ist in- und auswendig mit einer barbarischen Mosaik bekleidet, gleich jenen Kirchen in Rom, welche sich von diesen Fürsten herschreiben. In der Galerie befinden sich die Bildnisse aller Könige von Sizilien seit Roger dem Ersten, vom normannischen Geschlecht. So findet man daselbst auch zwei Widder von Erz, liegend vorgestellt; man hat sie von Syrakus hieher gebracht, sie sind etwas über Lebensgröße und vortrefflich gearbeitet. Es ist zum Erstaunen, welch ein Ansehen von Würde und Größe der Künstler einem so geringen Tier gegeben hat, ohne von einer genauen Naturnachahmung abzuweichen. Sie sind mit jener kühnen Meisterschaft ausgeführt, die den besten Zeiten Griechenlands eigen ist. Auch in der Wendung der Hörner liegt Anmut und Zierlichkeit, und die Wolle, scheinbar vernachlässigt,

1. gleichem, 1 gleichen. — 12. steht. Bei Payne folgt die Vermutung, daß es der Körper eines Karthagers gewesen sei und noch einige Notizen über Polybius und Hamilkar. — 15 f. geschnittenen, 1 geschnittnen. — 17. von den Vätern, den Jesuiten, deren Orden 1773 von Klemens XIV. aufgehoben wurde. — 20 f. Die Kapelle ... erbaut. Nicht richtig; die Cappella palatina des palazzo reale stammt aus der Zeit Rogers I. (1031—1101), der von 1061—1091 Sizilien eroberte. Die Normannen herrschten dort bis 1190. — 25 f. zwei Widder von Erz. Vergl. über sie Goethes Italienische Reise (Werke 21, 1, 316).

hat alle Weichheit und Leichtigkeit der Natur. Überhaupt sind diese Erzbilder den besten andern Kunstwerken, welche ich in Rom, Portici oder Florenz gesehen habe, gleichzusetzen und unter die wenigen echten Werke zu rechnen, welche von den besten griechischen Künstlern übrig geblieben. Sie haben beide einerlei Stellung, nur nach einer andern Seite gewendet; doch ist der eine viel vortrefflicher als der andre. Fazello sagt, Georgius Maniaces, General des Kaisers Konstantin Monomachus, habe sie auf die Thore der Festung Ortygia gesetzt, und man vermute, sie seien von Konstantinopel gekommen; ich aber sollte vielmehr glauben, daß man sie als Reste des alten syrakusanischen Geschmackes und der Herrlichkeit dieser berühmten Stadt anzusehen habe.

Montreale.

Den 5. Mai.

Wir verließen Palermo, um nach Alcamo zu gehen, welches ungefähr dreißig Meilen entfernt ist. Bis Montreale ist die Straße sehr prächtig auf Kosten des letzten Erzbischofs erbaut, der seine ungeheuren Einkünfte auf eine Weise verwendete, welche von seinen Mitbrüdern sehr gelobt und wenig nachgeahmt wird. Denn anstatt sie in Gepränge zur Schau zu tragen oder sie für unwürdige Verwandte aufzusammeln, lebte er mit der Einfalt eines Eremiten und verwendete seinen Reichtum zu Werken wahrer Milde, nicht indem er Müßiggang und Bettelei aufmunterte, sondern den fleißigen Armen in Thätigkeit setzte und Werke zu öffentlicher Zierde und Nutzen hervorbrachte.

Die Stadt Montreale ist klein, aber auf einen schönen Felsen gebaut, der das Thal und die Stadt Palermo beherrscht. Die Stadtkirche scheint aus den Zeiten der griechischen Kaiser zu sein; denn sie ist auch mit jener barbarischen Mosaik verziert. Darin steht eine Anzahl von prächtigen Porphyrsäulen, in einem halbgotischen Stil vollendet, und ein prächtiger Sarkophag von derselben Steinart. Dieser enthält den Körper Wilhelms des Ersten, Königs von Sizilien. Dieser Porphyr kommt an Güte dem

8. Konstantin Monomachus, der neunte byzantinische Kaiser seines Namens, regierte von 1042—1054. — 9. Ortygia, ein Teil des alten Syrakus, sonst Insula genannt (Str.). — 14. Montreale, 1 Montreal. Vergl. darüber Goethes Italienische Reise (Werke 21, 1, 314).

ganz gleich, den man in Rom findet, und scheint zu beweisen, daß die Römer einen großen Teil dessen, den sie verbraucht, aus Sizilien zogen, ob man gleich annimmt, er sei sämtlich aus Afrika gekommen. Die Form und Bearbeitung dieser Säulen jedoch zeigt, daß sie gefertigt worden, nachdem die Sarazenen diesen Teil des römischen Reichs an sich gerissen, und der Tod des Königs Wilhelm fällt auf 1100, in ein so barbarisches Zeitalter, daß alle auswärtigen Handelsverbindungen darin aufhörten.

Egesta.

Den 6. Mai.

Zu Alcamo kehrten wir im Schlosse ein und machten uns morgens auf, die Ruinen von Egesta oder Segesta zu sehen, welche acht Meilen entfernt liegen. Nähert man sich, so erstaunt man über den Anblick eines edlen Tempels, welcher allein auf einem kleinen Hügel steht und von hohen Bergen umgeben ist. Er hat sechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe, alle ganz und mit vollständigem Gesims. Die Bauart ist die alte dorische, aber das Gebäude scheint nie fertig geworden zu sein; denn die Säulenschäfte sind nur rauh behauen. Auch konnte ich keinen Grund der Zelle finden und vermute daher, daß sie niemals errichtet worden. Auch liegen viele Quaderstücke in der Nähe, die wahrscheinlich dazu bestimmt waren. Die Säulen haben ungefähr 6 Fuß im Durchmesser; da sie aber nicht vollendet worden, so kann man ihr Maß nicht genau angeben. Das Gesims konnte ich nicht messen, indem ich mir keine Leiter zu verschaffen wußte und keine Bruchstücke desselben an dem Boden lagen. Dieser Tempel stand außer den Mauern der Stadt, welche auf dem entgegengesetzten Hügel nach Westen lag. Dort findet man noch eine große Menge Bruchstücke und Fundamente von Gebäuden, nicht weniger ein halbzerstörtes Theater. Es ist aus gehauenen Steinen errichtet, ohne Mörtel, und wie alle griechischen Theater an einem Abhang, so daß die hintern Sitze in den Felsen gearbeitet sind. So gut ich es durch die

6 f. der Tod ... 1100. Wilhelm I., der Böse, herrschte in Wahrheit von 1154—1166. — 10. Egesta. Siehe Goethes Italienische Reise (Werke 21, 1, 340 ff.). — 21. Zelle, cella, der geschlossene Hauptraum des Tempels, in dem sich das Bild der Gottheit befand. — 33. griechischen, 1 Griechische. — hintern, 1 hintere.

Büsche und Ruinen, die es bedeckten, messen konnte, ist es etwa 200 Fuß weit. Die Stufen sind alle weggeschafft oder heruntergestürzt; auch sieht man keine Überbleibsel von dem Podium oder Proscenium. Die Aussicht geht nach der See und ist sehr schön; denn sie beherrscht die ganze Gegend der Elymer.

Die Stadt Egesta oder, wie sie die Römer nennen, Segesta war, nach Virgil (Aen. V. 755), von den Trojanern erbaut:

Interea Aeneas urbem designat aratro,
Sortiturque domos: hoc Ilium et haec loca Trojae
Esse jubet.

Äneas benannte sie zu Ehren seines Wirtes Acestes, und die kleinen Wasser, die dabei fließen, wurden Simois und Skamander genannt. Nachher wurde es eine mächtige Republik, aber von den Karthagern, welche die Segestaner selbst nach Sizilien gerufen hatten, erobert und geplündert. Es erholte sich wieder, wurde aber von neuem durch Agathokles eingenommen und völlig zerstört. Als die Römer Meister von Sizilien wurden, stellten sie die Stadt wieder her aus Achtung für ihren gemeinsamen Ursprung und begünstigten sie mit mancherlei Privilegien; doch scheint sie niemals wieder zu besonderm Glanze gelangt zu sein; denn die noch übrigen Gebäude schreiben sich von den älteren Zeiten her. Die warmen Quellen liegen ein wenig unter der Stadt an dem Ufer des Skamander, der nun San Bartolomeo genannt wird, sind aber völlig vernachlässigt.

Nachdem wir den Tag in Egesta zugebracht, kamen wir den 6. Mai zu einer kleinen Stadt, Calatafimi, drei Meilen davon, wo wir übernachteten; und weil von Eryx oder Lilybäum keine Reste mehr zu sehen sind, auch nichts Merkwürdiges in der Nachbarschaft von Trapani, so nahmen wir den graden Weg auf Castel veterano, und von da am selbigen Tage gelangten wir zu

5. die ganze Gegend der Elymer, der Westen Siziliens (Str.). — 12. seines Wirtes, richtiger seines Gefährten, für den er die Stadt auf Befehl Jupiters gründete (Str.). — 13 f. Simois und Skamander, nach den gleichnamigen Flüssen der trojanischen Ebene. — 14 ff. Nachher ... zerstört. 410 v. Chr., als die Stadt bei den Karthagern gegen Selinus Hilfe suchte, wurde sie von diesen eingenommen, 307 geschah die Eroberung durch Agathokles; sie erlebte dann später unter den Römern als Handelsstadt, im Gegensatz zu Paynes Bericht, eine neue Zeit der Blüte. — 25. vernachlässigt. Bei Payne ist das folgende überschrieben „Calatafim", in der Hempelschen Ausgabe „Selinus. Den 8. und 9. Mai". — 28. Eryx oder Lilybäum, angeblich ebenfalls von flüchtigen Trojanern erbaut, westlich von Segesta gelegen.

den Ruinen von Selinus, wo wir in einem kleinen Wachtturm einkehrten, der einzigen Wohnung an der Stelle, wo sonst eine so mächtige Stadt gestanden. Hier fanden wir sechs prächtige Tempel, alle zu Boden geworfen, aber die Teile noch ganz genug, um zu zeigen, was sie sonst gewesen. Drei standen östlich auf einer geringen Erhöhung außerhalb der Mauern in einer Linie von Norden nach Süden, ungefähr 200 Yards von der See. Der nördlichste und größte war nach Herodot dem Zeus Agoraios gewidmet, und nach Pausanias dem Zeus Olympios. Die ungeheuern Ruinen desselben, welche noch einen großen Erdraum einnehmen, zeigen, daß es eins der prächtigsten Gebäude gewesen, welche jemals errichtet worden. Er hatte acht Säulen in der Fronte, siebzehn in der Tiefe, jede zehn Fuß Diameter an der Base und sechs am Kapitäl und ungefähr funfzig Fuß Höhe. Selten besteht eine Säule aus mehr als acht Stücken und manchmal noch aus weniger, wovon jedes völlig aus dem Ganzen ist. Die Kapitäle sind von der Art wie die an dem großen Tempel zu Pästum, und die Säulen nehmen regelmäßig von unten hinauf ab. Der Abakus ist zwölf Fuß zehn Zoll ins Gevierte, und die Triglyphen vier Fuß lang, und jedes andere Maß des Gesimses nach Verhältnis. Die Säulenweite war etwas weniges mehr als ein Diameter. Aber die Ruinen sind so wild durcheinander geworfen, daß ich nicht mit Genauigkeit messen konnte. Dieser Tempel scheint niemals vollendet worden zu sein, indem einige Säulen völlig, andere nur ein wenig von oben herein kanneliert, andere ganz glatt sind. So liegen auch Stücke des Architravs in beträchtlicher Entfernung, welche wahrscheinlich niemals an ihre Stelle gebracht worden. Diese sind von einer ganz ungeheuern Größe, indem jeder Stein des Architravs zwanzig und einen halben Fuß lang, sieben Fuß hoch und fünfe breit ist. Der nächste Tempel ist von derselben Bauart, aber viel kleiner, indem er nur sechs Säulen in der Fronte hat und vierzehn in der Tiefe, welche nicht über fünf Fuß Diameter

1. Selinus. Hier hat Paynes Manuskript wieder eine Überschrift: „Castel Vetrano Selinus“. — 8 f. Der nördlichste ... Olympios. Vergl. Her. VI, 46 und Paus. VI, 19, 7, „Stellen, aus denen sich freilich das Gesagte noch nicht schließen läßt“ (Str.). — 10. ungeheuern, 1 ungeheuren. Ebenso Z. 29; S. 161, 34; 174, 26. — 19. Abakus, die Platte, die auf dem Kapitäl der Säule aufliegt. — 20. Triglyphen, die am dorischen Fries mit drei senkrechten Hohlschlitzen über jeder Säule und zwischen je zwei Säulen vorspringenden Flächen. — 27. Architrav, ein von Säule zu Säule reichender vierkantiger Steinbalken zwischen Abakus und Fries.

halten. Der dritte Tempel ist größer als der zweite, aber kleiner als der erste, und wahrscheinlich der älteste von allen, indem die Säulen verhältnismäßig kürzer und die Kapitäle von einer andern Gestalt sind. Er hat, wie die meisten Tempel dieser Art, sechs Säulen in der Fronte und vierzehn in der Tiefe. Ihr Diameter war ungefähr sieben Fuß sechs Zoll an der Base und ungefähr fünf Fuß sechs Zoll am Kapitäl, die Höhe etwa vier Diameter. In allen drei Tempeln hat jede Säule zwanzig Kannelierungen nach Art aller alten dorischen Tempel. Einige hundert Yards nach Westen lag der alte Hafen, der nun mit Sand verschüttet ist; aber die Ruinen des Quais sind noch sichtbar. Zunächst an dem Ufer stand die Stadt, deren Ruinen aus Grundmauern und Bruchstücken verschiedener Gebäude bestehen und einen großen Raum bedecken. Nahe an der See sind die Reste von drei andern Tempeln in demselben Zustande wie die schon beschriebenen. Zwei derselben sind von dem gewöhnlichen Maße und in jedem Betracht beinahe dem kleinsten der obigen gleich. Der dritte hat sechs Säulen in der Fronte und funfzehn in der Tiefe und nur sechzehn Kannelierungen an jeder Säule. Übrigens gleicht er den andern. Sie sind alle von der alten dorischen Ordnung, ohne Basen, und wahrscheinlich kurz nach einander gebaut, indem die Stadt wohl keines langen Wohlstandes genoß. Sie ward von einer Kolonie Megarenser gebaut, ungefähr 640 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, und erhob sich gar bald zu dem Range der mächtigsten Städte in Sizilien. Doch da sie in Krieg mit den Egestanern verfiel, riefen die letztern sich die Karthager zu Hilfe, welche ein mächtiges Heer von Soldtruppen unter Anführung Hannibals sendeten. Die durch Wohlleben und Prachtlust entnervten Griechen waren nicht imstande, das Feld gegen die kühnen Barbaren von Spanien und Afrika zu halten; aber in der Verteidigungskunst gewandt, ertrugen sie eine lange Belagerung mit Mut und Beharrlichkeit. Doch ward die Stadt zuletzt mit Sturm erobert und die Einwohner entweder ermordet oder als Sklaven verkauft. Die Tempel, die prächtigsten und schönsten in Sizilien, wurden niedergestürzt, und als die Syrakusaner Gesandte abschickten, um zu

26 ff. Doch da sie ... verkauft. 409 v. Chr. Anführer war Hannibal Gisgon. Die Quelle ist Diodor. XIII, 54 f. (Str.). — 28. sendeten. Bei Payne folgt eine Notiz über Hannibals Vater. — 34. verkauft. Goethes Vorlage spricht noch von Menschenopfern zum Andenken Hamilkars. — 36. Gesandte, 1 Gesandten.

bitten, daß man dieser Gebäude schonen möge, antwortete Hannibal, die Götter, wie er gewiß wisse, hätten sie verlassen, und es wäre besser, man zerstöre sie, als daß man sie unheiligem Gebrauch aussetze. So fiel Selinus, etwa 240 Jahre nach seiner Gründung, ein merkwürdiges Denkmal der Eitelkeit und Größe menschlichen Unternehmungsgeistes. Fürwahr, von allen Gebäuden, welche jemals in der Welt errichtet worden, war der große Tempel von Selinus nach den ägyptischen Pyramiden am sichersten auf Dauer berechnet; aber die zerstörende Ehrsucht eines benachbarten Staats stürzte ihn nieder in dem Augenblick seiner Vollendung; und doch konnte ihn diese Gewaltsamkeit nicht ganz zerstören; noch jetzt zeugen die Ruinen von seiner Größe, wenn von Karthago schon längst jede Spur verschwunden ist.

Diese unglückliche Stadt wurde zum Teil wieder aufgebaut, und zwar von solchen Bürgern, welche dem allgemeinen Schicksal entgangen waren. Sie hatte nur ein abhängiges Dasein, ungefähr 150 Jahre, bis die Karthager sie abermals einnahmen und völlig zerstörten. Strabo meldet, sie sei zu seiner Zeit völlig verlassen gewesen, und es ist wahrscheinlich, daß die Tempel gegenwärtig in eben demselben Zustande sind, wie sie Hannibal verlassen, außer daß manche Teile davon mögen weggeführt und zu neuen Gebäuden verbraucht worden sein. Einige haben aus der wilden Unordnung, in der sie übereinander liegen, vermutet, sie müßten durch ein Erdbeben umgeworfen sein; und es ist wirklich schwer zu begreifen, wie man so viel Arbeit und Geschicklichkeit, als es zum Umsturz so ungeheurer Gebäude bedurfte, habe verwenden mögen, nur um eine thörichte Zerstörungssucht zu befriedigen; allein außer dem Zeugnis des Diodorus zeugen die Tempel selbst, wenn man die Sache genauer untersucht, daß sie vorsätzlich niedergeworfen worden. Die Säulen der größern Tempel liegen alle nach einer Seite, und es scheint, man habe sie untergraben. Die kleinern wurden wahrscheinlich durch Kriegswerkzeuge niedergeworfen, indem das untre Stück einer jeden Säule noch an seinem Orte steht. Auf welche Weise es aber auch sein mag, so geschah es mit großer und beschwerlicher Arbeit.

18f. bis die ... zerstörten. 249 v. Chr. (Str.). — 19. Strabo meldet. Lib. VI, p. 272 (Str.). — 36. Arbeit. Payne bringt noch eine längere Auseinandersetzung über die Art der Zerstörung.

Sechs Meilen von Selinus sind die Latomien oder Steinbrüche, wo noch ungeheure Stücke von ungeendigten Säulen, Architraven und andern Teilen sich befinden, die wegen des frühen Falles der Stadt nicht benutzt werden konnten. Die Gegend umher ist nun trocken und unfruchtbar, obgleich flach. Wahrscheinlich ist sie seit den griechischen Zeiten sehr verändert, indem die Wasser eine versteinernde Eigenschaft haben. Virgil sagt palmosa Selinus; gegenwärtig sieht man aber keinen einzigen Palmbaum. Der neue Name der Gegend ist Terra delle Pulci, und wir fanden, daß sie ihn nicht mit Unrecht trägt; denn der Turm, in welchem wir uns aufhielten, war so voll von solchen Tieren, daß sie uns fast auffraßen. Wir blieben hier zwei Tage, um die Ruinen zu zeichnen und zu messen; dann gelangten wir nach Sciacca, ehmals Thermae Selinuntiae.

Sciacca.

Den 10. Mai.

Die heißen und mineralischen Bäder sind noch sehr im Gebrauch; doch was diesen Ort von allen Teilen Siziliens her sehr besucht macht, ist ein Sudatorium oder Stufa auf dem Gipfel eines Berges nahe bei der Stadt. Dies ist eine natürliche Höhle in dem Felsen, woraus mit großer Gewalt ein heißer Luftstrom dringt, welcher sehr heilsam in gichtischen und rheumatischen Fällen gefunden worden. Der Kranke sitzt ungefähr eine halbe Stunde drin und geht dann zu Bette und wiederholt dieses jeden Tag, bis er genesen ist. Die Höhle ist durch Kunst sehr erweitert und mit einer Anzahl in Fels gehauener Sitze versehen. Sonst hielt man sie für ein Werk des Dädalus; aber die Neuern schreiben solche dem heiligen Calogero zu, ohne zu bedenken, daß sie offenbar schon manche Jahrhunderte da gewesen, ehe man an einen ihrer Heiligen gedacht.

---

7 f. Virgil ... Selinus. Aen. III, 705 (Str.). — 10. Pulci, Flöhe. — 12. auffraßen. Es folgen bei Payne noch einige Angaben über den Turm. — 16. Sciacca. Auch Goethe hat die Bäder von Sciacca am 23. April 1787 besucht (Werke 21, 1, 344).

Girgenti.

Den 11. bis 16. Mai

Von da kamen wir nach Girgenti, wo uns die Franziskaner sehr freundlich aufnahmen. Diese Stadt liegt sehr hoch auf dem Abhang eines Hügels, auf dem die Burg von Agrigent stand. Er beherrscht eine schöne Aussicht nach Nordwesten über die Stelle, wo jene berühmte Stadt lag und die gegenwärtig mit Ölbäumen und andern Gewächsen bepflanzt und mit Ruinen geschmückt ist, welche hier in größerer Menge und besser erhalten als irgend andere in ganz Sizilien gefunden werden. Es sind Überbleibsel von vierzehn Tempeln, alle von der alten dorischen Ordnung, nebst einer großen Menge in den Felsen gehauener Grabhöhlen und Kornbehälter. Der erste, von Osten anzufangen, ist der Tempel der Juno Lucina, von welchem der Sockel, ein kleiner Teil der Zelle und ungefähr der halbe Säulengang übrig geblieben Die Säulen sind ungefähr 4 Fuß 3 Zoll im Durchschnitt am Boden und ungefähr 3 Fuß 5 Zoll am dünnsten Ende, regelmäßig abnehmend, wie die von Selinus. Das Gesims scheint vollkommen dasselbe wie in andern Tempeln dieser Ordnung, doch hier so verstümmelt, daß ich es nicht mit einiger Genauigkeit messen konnte. Die Steine von Girgent sind nur eine leichte sandige Versteinerung, die sehr bald verwittert; daher lassen sich die feineren Teile an keinem dieser Gebäude mehr erkennen. Die gegenwärtige Ansicht des Juno-Tempels ist so malerisch, als man sie wünschen kann. Er liegt auf einem kleinen, mit Bäumen bedeckten Hügel, zwischen welchen die zerbrochenen Säulen und andere Trümmer umherliegen; denn das Material ist so gering, daß niemand es für wert hielt wegzuführen.

Zunächst liegt der Tempel der Concordia, von demselben Auf- und Grundriß und nur in einigen unbedeutenden Zieraten verschieden. Ein Teil der Zelle ist in eine Kirche verwandelt, und alle Säulen mit dem größten Teil des Gesimses stehen noch aufrecht, obgleich durch Zeit und Witterung sehr angefressen.

1. Girgenti. Hier verweilte Goethe vom 23.—28. April (Werke 21, 1, 344 ff.). — 4. aufnahmen, 2, 3 annahmen (wohl Druckfehler). — 14. Tempel der Juno Lucina. Es ist, wie auch Payne weiter unten bemerkt, eine unbewiesene Annahme, daß der Tempel dieser Göttin geweiht gewesen sei, der aber auch Goethe a. a. O. S. 347 folgt. — 21 bis S. 161, 7. Die Steine . . . konnte. Vergl. Goethes Werke 21, 1, 347, Z. 8 ff. — 26 f. zerbrochenen, 1 zerbrochnen.

Der Tempel des Herkules, welcher nun erscheint, ist viel größer als die vorigen, aber von beinahe gleicher Art und Verhältnis. Nur noch eine einzige Säule steht aufrecht, die übrigen liegen alle an der Stelle, wo sie fielen. Ihr Diameter war ungefähr 6 Fuß 6 Zoll und die Höhe fünf Diameter. Das Gesims war so sehr zerstört, daß man es nicht mehr erkennen konnte. In diesem Tempel war die berühmte Statue des Herkules, welche Verres wegschaffen wollte, woran er durch Mut und Thätigkeit der Agrigentiner gehindert wurde. Ein wenig weiter stand der gepriesene Tempel des Jupiter Olympius, welchen Diodorus Siculus beschreibt. Gegenwärtig findet man nur noch wenige Trümmer davon, welche jedoch hinreichend sind, seine ungeheure Größe zu zeigen, worin er selbst die von Selinus übertraf, ob er ihnen gleich an Schönheit der Zeichnung und Pracht der Ausführung nachstand. Er hatte acht Halbsäulen in der Fronte und siebzehn an jeder Seite. Sie waren 10 Fuß 2 Zoll Diameter unter dem Kapitäl; ihr Maß am Boden konnte ich nicht entdecken; denn die Schäfte, welche von einzelnen Werkstücken, wie die von der Vorderseite Sankt Peters zu Rom, zusammengesetzt waren, sind völlig zu Staub verwittert. Das allgemeine Maß des Tempels, wie es Diodorus angiebt, war 360 Fuß Länge, 120 Höhe und 60 Breite. Was die zwei ersten betrifft, so scheint er ziemlich genau; aber in der Breite hat er sich gerade um 100 Fuß geirrt, wie sich deutlich aus den Fundamenten ersehen läßt. In dem Giebel der östlichen Ansicht war die Schlacht der Riesen, in dem westlichen die Einnahme von Troja, beides von der herrlichsten Skulptur, wie sie eine der reichsten und prächtigsten griechischen Städte zu einer Zeit hervorbringen konnte, als die Künste auf dem höchsten Gipfel der Vollkommenheit standen. Dieser Tempel wie manches andere große Gebäude der Griechen ward niemals vollendet. Ihr kühner Geist war immer auf das Erhabene gerichtet; aber sie besaßen nicht immer die Ausdauer, um ihre ungeheuern Plane durchzuführen. Außerdem waren sie in eine Anzahl kleiner Staaten geteilt und zu solchen Unternehmungen durch wechselseitige Eifersucht und Nacheiferung getrieben. Glücklich wären sie gewesen, hätten sie niemals ihr Übergewicht einander zeigen

7 ff. In diesem ... wurde. Cicero, Verr. IV, 43 (Str.). — 10 f. Diodorus Siculus. Lib. XIII, 82 (Str.).

wollen, hätten sie nicht in Kriege sich eingelassen, welche den Überwundenen nötigten, fremde Völker um Beistand anzurufen, die denn in kurzer Zeit sowohl Freunde als Feinde in gleiche Knechtschaft versetzten.

Ein großer Teil des gedachten Tempels stand noch bis in das Jahr 1494, da er denn auf einmal ohne sichtbare Ursache zusammenstürzte.

Von dem Tempel des Vulkan sind noch zwei verstümmelte Säulen übrig, mit dem Sockel des Gebäudes, woraus man sieht, daß er dem Tempel der Juno Lucina und der Concordia völlig gleich gewesen. So stehen auch noch zwei Halbsäulen und ein Teil der Mauer von dem Tempel des Äskulap außerhalb der Stadt auf der Ebene. Dort war die berühmte Statue des Apollo, deren Cicero gedenkt; von den übrigen Tempeln ist kaum etwas vorhanden als der Grund. Die oben beschriebenen habe ich unter den Namen genannt, womit man sie gegenwärtig bezeichnet; denn echt und gewiß sind nur die Namen der Tempel des Jupiter, Vulkan und Äskulap; die übrigen werden nur nach sehr zweifelhaften Gewährsmännern also genannt.

Zwischen der alten Stadt und dem Fluß Hypsa ist ein kleines pyramidales Gebäude, welches man das Grabmal des Hiero nennt. Es steht auf einem Fußgestelle und hat eine ionische kannelierte Säule an jeder Ecke, aber das Gesims ist dorisch. Wenn man die Frage aufwirft, ob dies Gebäude vor oder nach der vollkommensten Zeit der Baukunst in Sizilien aufgeführt worden, so bin ich von der letzten Meinung; denn es ist viel zu zierlich und artig für die Zeit des Hiero. Auch finden sich noch einige andere Trümmer aus römischen Zeiten, besonders ein reiches korinthisches Gesims von weißem Marmor, welches nun, ausgehöhlt, zu einem Wasserbehälter dient. Es scheint zu einem runden Gebäude von großer Pracht gehört zu haben.

Die Stadtmauern mochten etwa in einem Umfange von 10 Meilen aufgeführt sein; an einigen Orten sind sie aus dem Felsen gehauen und voller Nischen, in welchen man die Asche der Toten verwahrte. Ich habe diese Art zu beerdigen nirgends gefunden, und wenn ich mir eine Ursache davon denken soll, so ver-

13. auf der Ebene fehlt 2, 3. — 27. die Zeit des Hiero. Es ist hier der erste Hiero gemeint, der von 476—466 v. Chr. regierte (Str.). — 32 f. von 10 Meilen, 15 Kilometer.

mute ich, daß es eine ehrenvolle Auszeichnung war für diejenigen, welche fürs Vaterland starben. Und vielleicht glaubte man auch noch die Manen zur Verteidigung des Vaterlandes aufzufordern.

Die gemeinen Abzüchte sind noch an manchen Orten sichtbar und scheinen mit viel Arbeit und Kosten angelegt zu sein, indem sie in den festen Felsen gehauen sind und weit und hoch genug, daß eine Person bequem hindurchgehen kann. Übrigens finden sich in dem Boden zwischen der alten und neuen Stadt viele viereckte Höhlungen eingegraben und mit flachen Steinen bedeckt, wahrscheinlich Begräbnisse für Sklaven und arme Bürger.

Agrigent war einst nach Syrakus die größte Stadt in Sizilien, und man giebt ihr 200 000 Einwohner. Nach dem Raume jedoch, welchen die Mauern einschließen, scheint diese Berechnung viel zu gering. Wahrscheinlich sind die Sklaven nicht mitgerechnet, welche in den alten Republiken wenigstens das Doppelte der freien Menschen betrugen. Die Agrigentiner waren berühmt wegen Wohllebens, Eleganz, Pracht und Gastfreiheit, deswegen Empedokles von ihnen sagte, sie äßen und tränken, als wenn sie morgen sterben sollten, und bauten, als ob sie ewig zu leben gedächten. Aber Wohlleben und Verfeinerung bereitete ihnen den Untergang; denn ungefähr 400 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung ward es durch Himilkon belagert und erobert, welcher alle ihre herrlichen Zierden wegnahm und nach Karthago führte. Zwar gewann die Stadt nachher ihre Freiheit wieder, aber niemals ihren alten Glanz. Im zweiten punischen Kriege ward sie von den Römern genommen und hart behandelt, weil sie die Karthager begünstigt hatte. Nach der Zerstörung von Karthago gab Scipio den Agrigentinern alle ihre alten Zierden zurück, welche Himilkon weggeführt hatte. Darunter war der berühmte eherne Stier des Tyrannen Phalaris, von Perillus verfertigt. Das Betragen des Scipio hierin war sehr politisch, indem jenes Kunstwerk den Sizilianern auf einmal zum Denk-

4. Abzüchte, Kloaken, wohl nicht, wie Grimm (Wörterb. I, 160) meint, aus aquaeductus gebildet, sondern eher eine Weiterbildung von Abzug, das Goethe in derselben Bedeutung gebraucht. — 13 f. scheint diese ... gering. Nach den besten Quellen ist sie richtig. Es sollen im ganzen nur 20 000 Bürger vorhanden gewesen sein. — 21. ungefähr 400 Jahre. 406 v. Chr. — 25 f. Im zweiten ... genommen. Schon 262 v. Chr., seit 210 war es dauernd unter römischer Herrschaft. — 28. alten fehlt 2, 3. — 29 f. der berühmte ... Phalaris. Dieser Tyrann von Agrigent (565—549 v. Chr.) ließ durch Perillos einen ehernen Stier verfertigen, um darin Menschen zu verbrennen. Sein erstes Opfer soll der Künstler selbst gewesen sein. Siehe Cic. Verr. IV, 33 (Str.).

zeichen der Grausamkeit ihrer eigenen Fürsten, der Raubsucht der Karthager und der Mäßigung der Römer dastand. Diese Mäßigung aber dauerte nur kurze Zeit; denn sobald Karthago zerstört war und Rom keinen Rival mehr zu fürchten hatte, so ward das ganze Reich durch ihre Konsuln und Prätoren geplündert.

Inde Dolabella est, atque hinc Antonius, inde
Sacrilegus Verres: referebant navibus altis
Occulta spolia et plures de pace triumphos.
Nunc sociis juga pauca boum, grex parvus equarum
Et pater armenti capto eripiatur agello:
Ipsi deinde Lares, si quod spectabile signum,
Si quis in aedicula Deus unicus —

Juvenal. Sat. 8.

Dies sind die Worte eines Dichters, auf dessen Sittenschilderung wir uns verlassen können.

Diodorus spricht von Agrigent, als sei es zu seiner Zeit in Verfall gewesen, und wahrscheinlich verfiel es immer mehr bis zur Zeit der Königin Konstantia, da denn die neue Stadt Girgent aus den Ruinen hervorging. Nun enthält sie ungefähr zwölftausend Einwohner, welche einen bedeutenden Kornhandel führen. Die Privathäuser sind alle arm und schlecht gebaut, indem der ganze Reichtum der Gegend der Kirche gehört. Der Erzbischof allein hat ein jährliches Einkommen von 20 000 Pfund Sterling, welches ein immerwährender Verlust für die Gegend ist; denn er wohnt niemals hier. Sein Palast ist groß, aber in einem schlechten Geschmack gebaut. Es ist eine prächtige Bibliothek darin, mit vielen antiquarischen und theologischen Büchern versehen, aber mit wenigen aus andern Fächern. Gleichfalls findet sich eine Münzsammlung, welche gute sizilianische und punische Stücke enthält.

In der Kathedralkirche ist ein großer Sarkophag von Marmor, welcher gegenwärtig als Taufstein gebraucht wird. Er ist an allen Seiten mit ganz erhobener Arbeit geziert, welche sehr viel Streit unter den Gelehrten und Müßigen in Girgent verursacht. Einige behaupten, es sei das Grab des Phalaris, des ersten, oder Phintias,

13. Juvenal. Sat. 8. Vers 104 ff. (Str.). — 18. Königin Konstantia, Gemahlin Kaiser Heinrichs VI., die letzte Herrscherin Siziliens aus dem Normannengeschlecht. — 21. alle arm und schlecht gebaut. Goethe (a. a. O. S. 345) spricht im Gegensatz dazu von den „ganz wohl gebauten Straßen". — 31. ein großer ... Marmor. Genaueres darüber bei Goethe S. 345. — 33. erhobener, 1 erhobner.

des letzten Tyrannen von Agrigent, gewesen. Diese beiden Meinungen haben weitläuftige Abhandlungen verursacht, worin sie mit ebenso nichtigen als geistreichen Gründen verteidigt werden. Gestalt und Maß dieses Monumentes gleicht dem der Julia Mammäa und des Alexander Severus zu Rom. Die Skulptur ist ganz in demselben Stil, vielleicht nicht einmal so gut, obgleich die Girgentiner, die nie etwas Besseres gesehen haben, es für ein Wunder der Kunst halten und dies auch einige Reisende, welche mehr nach ihren Ohren als ihren Augen urteilen, überredeten. Eigentlich sollte man es für römisch ansprechen, und es mag die Asche eines Konsuls oder Prätors unter den Kaisern enthalten haben. Die Bildwerke daran scheinen einige besondere Umstände aus dem Leben und der Familie eines solchen Mannes vorzustellen, welche jetzt unbekannt sind und durch die natürliche Liebe zu Geheimnis und Spitzfindigkeit in alte allegorische und mythologische Bedeutungen verwandelt worden.

Wir fanden die Einwohner von Girgent sehr höflich und dienstfertig. Sie bilden sich auf den Ruf der Gastfreiheit und Freundlichkeit gegen Fremde, zu welchem ihre Vorfahren gelangt, sehr viel ein, welche sie nachzuahmen trachten, insofern der Unterschied der Umstände es erlauben will; aber so liebens- und lobenswert ihre Absicht sein mag, so sind sie eher dem Fremden unbequem, als daß sie ihm wahrhaft beiständen. Denn Aufmerksamkeit und Höflichkeit werden beschwerlich und lästig, wenn die, welche uns solche bezeigen, weder Witz haben, uns zu unterhalten, noch Kenntnisse, uns zu unterrichten. Und dieses ist nur zu sehr der Fall der Girgentiner sowohl als der übrigen Sizilianer. Die natürliche Lebhaftigkeit ihres Wesens macht sie unruhig und neugierig, und weil ihnen die Erziehung fehlt, so werden sie roh und zudringlich. Man fühlt sich in der That verlegen, Höflichkeiten ablehnen zu müssen, welche mit der Absicht zu gefallen angeboten werden, indem es doch unleidlich ist, seine Zeit entweder mit Antworten auf nichtige Fragen oder mit Anhören unbedeutender Bemerkungen zu verlieren.

Der Boden von Girgent ist fruchtbar an Korn und Ölbäumen; aber alles sizilianische Öl ist wegen Mangel an gehöriger

5 ff. Die Skulptur ... überredeten. Goethe: „Mich dünkt, von halberhobener Arbeit nichts Herrlicheres gesehen zu haben." — 15. Spitzfindigkeit, 1 Spitzfündigkeit.

Bereitung höchst schlecht. Auch werden daselbst vortreffliche Pferde gezogen, deswegen es auch sonst berühmt war.

Arduus inde Acragas ostentat maxima longe
Moenia, magnanimum quondam generator equorum.

Alicata.

Den 17. Mai.

Wir gelangten von Girgenti nach Alicata. Unterweges konnten wir keine Überbleibsel von Gela oder Camarina finden, obgleich Fazello und Cluver melden, daß zu ihrer Zeit noch einiges davon sichtbar gewesen. Die Geloischen Felder, welche sich den ganzen Weg zwischen Alicata und Terra nuova erstrecken, sind sehr fruchtbar, aber wie diese ganze Küste sehr schlecht angebaut. Der See, welcher sonst Camarina ungesund machte, vergiftet nun die Gegend umher, welche äußerst fruchtbar ist. Er ward sonst Palus Camarina genannt, und als die Stadt einstmals an einer grausamen Seuche litt, fragten die Einwohner das Orakel des Apollo, ob sie den See ablassen sollten; aber sie erhielten zur Antwort: sie sollten Camarina nicht rühren. Da sie nun aber die Meinung des Orakels nicht begriffen, trockneten sie den See aus, wodurch sich die Krankheit zwar verlor, aber dem Feind nunmehr Gelegenheit ward, die Stadt zu erobern. Hierauf bezieht sich die Stelle Virgils (Aen. III. 700):

Fatis nunquam concessa moveri
Adparet Camarina procul. —

Wir fanden den Hipparis und Oanus als elende kleine Bäche, welche niemals bekannt geworden wären, hätte ihnen nicht Pindar die Ehre angethan, sie in seinen Gedichten zu nennen.

Biscari.

Den 18. Mai

Bei Biscari wurden wir eine sehr angenehme Veränderung der Gegend gewahr. Die Felder waren reichlich angebaut und

3 f. Arduus . . . equorum. Virg. Aen. III, 703 (Str.). — 27. Pindar, Olymp. V, 11 und 12 (Str.).

neuerlich eingezäunt, die Ufer mit Weinstöcken und Maulbeerbäumen bepflanzt, und alles hatte das Ansehn von Wohlstand und Thätigkeit. Wir vernahmen, daß wir uns in den Besitzungen des Prinzen Biscari befänden, und daß man diese sämtlichen Anlagen seinem Geiste und seiner Großmut schuldig sei. Wir waren leider nur zu bald von dieser Wahrheit überführt; denn im Augenblick, als wir seine Grenze verließen, erschienen die Zeichen des Elends und der Faulheit wieder, welche bis Syrakus dauerten.

Diese Küste, welche einst so manchen blühenden Städten allen Glanz und Wohlstand des Lebens verschaffte, vermag nun kaum das Notwendige für ihre elenden Bewohner hervorzubringen. Aberglaube und Druck und ein falsches System politischer Ökonomie haben mehr beigetragen, Sizilien wüste zu machen, als die schlimmsten Wirkungen von Kriegen und innerlichen Unruhen hätten thun können. Dasselbe System hat seinen unglücklichen Einfluß über die ganze spanische Monarchie ausgebreitet. Indessen die übrigen Nationen Europas Künste und Manufakturen begünstigten, waren die Spanier mit entfernten Eroberungen beschäftigt, welche sie dadurch zu erhalten suchten, daß sie solche arm und abhängig machten. Dadurch ward ihre Monarchie ein ungeheurer, ungeschickter Körper, zusammengesetzt aus einer Menge unverbundener Teile, welche alle gleich schwach und unfähig waren, einander beizustehen. Die ungeheuren Schätze, welche aus Indien in das Mutterland fließen, kommen und verlaufen sich wie ein Gießbach, der nichts als Verwüstung und Jammer hinter sich läßt. Nur wenige nehmen teil an diesen Schätzen, und auch diese sind nur augenblickliche Besitzer, welche sie unmittelbar aufwenden, um sich ausländischen Luxus von geistreichen und arbeitsamen Völkern zu verschaffen. Auf diese Weise sind die Spanier nur die Wechsler für die übrige Welt, immer im Besitz von ungeheuern Schätzen und immer arm. Der Reichtum einer Nation besteht in der Anzahl von thätigen Einwohnern, und nicht in der Menge von Gold und Silber; denn dieses kommt natürlich, wo jene sind. Ist es nun auf diese Weise erworben, so belebt und begeistert es alles; denn wenn ein jeder sich Bequemlichkeit und Überfluß ver-

4. des Prinzen Biscari, damals Ignazio Vincenzo Paterno Castello Principe V. di Biscari (1719—1786). Über Goethes Besuch bei dessen Gattin vergl. a. a. O. 1, 365. — 16 f. Dasselbe System ... ausgebreitet. Sizilien stand von 1109—1713 unter spanischer Herrschaft.

schaffen kann, so erscheint ein allgemeiner Nacheiferungsgeist. Der Handwerker wie der Manufakturist, alle sind auf Thätigkeit gestellt, und jeder bemüht sich, so viel Vermögen zu erwerben, als er für hinreichend hält, sein Leben im Genuß von Bequemlichkeit und Vergnügen zu beschließen.

Syrakus.

Den 20. Mai.

Nun gelangten wir zu der sonst so berühmten Stadt Syrakus, die nun auf die Insel Ortygia beschränkt ist, welche zur Zeit ihrer Blüte die kleinste ihrer vier Abteilungen war; und selbst hier ist ein großer Teil des Bodens zu Festungswerken verwendet, welche stark und weitläufig sind, ja wenn man betrachtet, daß sie dem Könige von Neapel gehören, sehr wohl erhalten. Wir gingen sogleich, die Quelle Arethusa zu besuchen, welche noch häufig hervorquillt; aber das Gebet Virgils (Eclog. X, 4):

Sic tibi, cum fluctus subterlabere Sicanos,
Doris amara suam non intermisceat undam.

ist nicht erhört worden; denn seit dem Erdbeben von 1693 ist sie versumpfet und dient nur zu einem Waschtümpel. Wir fanden ihn von Nymphen besucht, einigermaßen unterschieden von denen, welche Theokrit und Virgil beschreiben; es war nichts als eine Gesellschaft der schmutzigsten alten Waschweiber, die ich jemals gesehen.

Die Kathedralkirche ist ein alter dorischer Tempel. Man hält sie ohne genugsame Gewährschaft für jenen Tempel der Minerva, der wegen Reichtums und Pracht so gerühmt worden. Er ist noch leidlich erhalten, aber so bedeckt und entstellt durch neue Zieraten, daß die alte Form ganz verloren ist. Vom Theater und Amphitheater ist nichts übrig geblieben als einige unbedeutende Fundamente und in die Felsen gehauene Sitze. Auf einem derselben im Theater steht eine Inschrift, welche sich auf eine Königin Philistis beziehen soll, von welcher jedoch die Geschichte nichts meldet. Zu Bestätigung dieser Meinung bringen sie auch einige Münzen zum Vorschein. Andre aber behaupten,

10. vier Abteilungen, richtiger fünf: Ortygia, Akradina, Tycha, Neapolis, Epipolä. — 12. weitläufig, 1 weitläuftig. — 23 ff. Man hält sie ... Minerva. In der That ist der in Barockstil errichtete Dom in den alten Athenetempel hineingebaut.

die Buchstaben jener Inschrift seien von zu neuer Gestalt, als daß sie einer Zeit angehören könnten, wohin die Geschichte nicht reicht. Gleich mehreren Streitigkeiten dieser Art giebt auch dieser Umstand eine unschuldige Unterhaltung für die Müßigen und Forschlustigen, an welchen Sizilien sehr fruchtbar ist.

Nicht weit von dem Theater sind noch die Latomien von Epipolä, welche ehemals die öffentlichen Gefängnisse waren. Es sind ungeheure Steinbrüche, zu einer großen Tiefe abgesunken und an einigen Stellen zu unermeßlichen Gewölben ausgehöhlt, welche durch Steinpfeiler, die man stehen gelassen, getragen werden. Verschiedene dieser Pfeiler haben nachgegeben, und ungeheure Massen sind zusammengestürzt, welche nun, mit Busch- und Kräuterwerk bedeckt, den wildesten und schönsten Anblick bilden, den man sich denken kann.

In einer dieser Höhlen ist eine Alaunsiederei, wodurch ihre natürliche Düsterheit vermehrt wird. Der Rauch des Ofens, das schwache Licht des Feuers, die schwarzen Gesichter der Arbeiter geben den Anblick einer romantischen Zauberscene. Was man das Ohr des Dionysius heißt, ist eine Höhle, ungefähr 60 Fuß hoch und etwa 50 Fuß weit, welche oben ziemlich in einem Punkte zusammenläuft. Sie geht in den Felsen ungefähr 70 Yards in der Gestalt eines lateinischen S und hat noch ein sehr starkes Echo, welches wahrscheinlich sehr geschwächt worden durch eine neuere Aushöhlung, die man an der Seite gemacht. Daß diese Höhle von Dionysius angelegt sei, um die Geheimnisse der Gefangenen zu erfahren, ist wahrscheinlich eine neuere Erfindung; denn ich wüßte nicht, daß ein alter Schriftsteller etwas davon erwähnt. Indessen scheint sie doch vorsätzlich zum Echo angelegt; denn sie ist mit mehr Kunst und Sorgfalt als alle die übrigen ausgehauen. Vielleicht dachte man einen Tumult und Aufstand unter den Gefangenen eher gewahr zu werden. Über der Öffnung dieser Höhle entdeckt man den Grund einiger Gebäude, wo sich vielleicht des Schließers Wohnung befand und wo man jeden Lärm in der Höhle genau hören konnte. Älian sagt, daß die schönste dieser Höhlen nach dem Namen Philoxenos', des

7. ehemals, 1 ehmals. — 26. Gefangenen, 1 Gefangnen. Ebenso Z. 31. — 34. Älian sagt. Var. hist. XII, 14 (Str.). — 35. Philoxenos, griechischer Dithyrambendichter, gest. 380 v. Chr. Der ältere Dionysios (406—367) ließ ihn in die Steinbrüche werfen, weil der Dichter die Poesien des Tyrannen freimütig beurteilt hatte. Philoxenos rächte sich durch seinen „Kyklops“, in dem die Liebe des einäugigen Polyphem zur Nymphe Galatea behandelt ist.

Poeten, genannt worden, der sein Gedicht von den Cyklopen schrieb, während er von Dionysius hier eingesperrt war, und ich bin sogar geneigt, die vorerwähnte Höhle für die des Philoxenos zu halten, weil sie die andern an Größe, Schönheit und Regelmäßigkeit weit übertrifft.

Die Latomien von Akradina sind näher an der See und dienen nunmehr als Gärten eines Kapuzinerklosters. Sie sind in derselben Art wie die andern, nur weit schöner und malerischer. Die weiten Höhlen und zerbrochenen Felsen sind reichlich mit Weinranken behangen und der Grund mit Feigenbäumen, Orangen und Granaten bepflanzt. Wie sie früher beschaffen gewesen, kann man aus der Beschreibung des Cicero abnehmen. Opus est ingens, magnificum, regum ac tyrannorum. Totum est ex saxo in mirandam altitudinem depresso, et multorum opere penitus exciso. Nihil tam clausum ad exitus, nihil tam septum undique, nihil tam tutum ad custodias nec fieri nec cogitari potest. Und so sind diese schrecklichen Wohnungen der Rache, einst der Aufenthalt von Verbrechen und Elend, nunmehr in die angenehmsten Lustorte der Welt verwandelt, und die traurigen Keller, worin so mancher Elende sein Leben in Graus und Verzweiflung hinbrachte, bilden nun angenehme und romantische Ruheplätze, gleich bewahrt vor der Hitze des Sommers wie vor der Kälte des Winters.

Auf der andern Seite des Anapus findet man zwei verstümmelte Säulen, welche für Überreste des Tempels, der dem Olympischen Jupiter gewidmet war, gehalten werden, wohin die Athenienser, nachdem sie von Syrakus abgeschlagen worden, sich zurückzogen. Die Säulen haben sechzehn Kannelierungen und sind die ersten der alten dorischen Ordnung, die ich mit Basen gesehen habe. Vor kurzem fanden sich noch diese Überreste viel bedeutender; aber bald wird sogar ihre Spur verschwunden sein, indem die Landleute immerfort die Steine wegholen, um damit zu bauen. Diese Säulen nebst einigen unterirdischen Wasserleitungen und Grabhöhlen sind alles, was von der so mächtigen Stadt Syrakus übrig blieb, welche einst so außerordentlich schön war, daß selbst Marcellus in dem Laufe seiner Siege sich der

3. die vorerwähnte Höhle. Es ist die sogen. Latomia del Paradiso. — 12. des Cicero. Verr. V, 27 (Str.). — 24. Anapus, heute Anapo, ein Fluß, der von Norden kommend bei Syrakus ins Meer mündet. — 36 bis S. 171, 3. Marcellus ... zerstören. Im zweiten punischen Kriege 212 v. Chr. — Laufe, 1 Lauf.

Thränen nicht enthalten konnte, daß er die unglückselige Herrschsucht verwünschen mußte, die es ihm zur Pflicht machte, die Herrlichkeit und die Bewunderung der Welt zu zerstören. Die reichen Paläste des Dionysius und Hiero mit allen edlen Werken der Bildhauer- und Malerkunst, welche sie zierten, sind zerstört und nicht eine Spur derselben zurückgeblieben. Selbst die Mauern, deren Stärke und Pracht die Römer in Erstaunen setzte, sind so völlig verschwunden, daß man auch den Grund derselben nicht einmal mehr entdecken kann. Liest man die Erzählung von allen diesen weit ausgedehnten Werken, so verwundert man sich, wie sie fast ganz konnten vernichtet werden. Bedenkt man aber das mannigfaltige Ungemach, welches diese Stadt erduldet, wie oft sie geplündert, verwüstet und verbrannt worden, so muß man sich vielmehr verwundern, daß auch nur noch das Mindeste davon übrig ist. Die Einwohner waren so berühmt wegen Wohllebens und Pracht als ihre Gebäude wegen Größe und Festigkeit. Die mensae Syracusanae waren durch die ganze Welt berufen, und die Feste des Dionysius und Hiero übersteigen allen Glauben; aber aller dieser Reichtum und Herrlichkeit konnte sie nicht gegen eine kleine Zahl kühner Räuber verteidigen, die, aus ihren kümmerlichen Wohnungen, wo sie zur Arbeit und Strenge gewöhnt waren, hervorbrechend, gar leicht die köstlichen Paläste der gebildeten und entnervten Griechen in Besitz nahmen.

Der große Hafen von Syrakus ist nicht so weit, als ich erwartete, in Betrachtung daß eine Seeschlacht darin geliefert worden, welche über das Schicksal von Sizilien entschied. Er ist nirgends über zwei Meilen breit, so daß die Schiffe der alten Athener und Syrakuser jämmerliche Maschinen müssen gewesen sein in Vergleich mit den Schiffen der Neuern. Der kleinere Hafen, der so reichlich mit Statuen verziert und mit einem marmornen Quai umgeben war, ist nun ganz verschüttet und zerstört. Dionysius der Ältere hatte ihn gebaut, und hier war der Ort, wo die Kriegsschiffe und Schiffsvorräte der Republik aufbewahrt wurden. Die Statuen, die ihn umgaben, sowie alle übrigen Zierden hatte Verres hinweggeführt.

Was die Volksmenge der alten Stadt betrifft, so läßt sie

21. zur, 1 zu. — 25 f. eine Seeschlacht . . . worden. 413 v. Chr. bei der sizilischen Expedition der Athener. — 32. Dionysius der Ältere, siehe oben S. 169, Z. 35 Anm.

sich nicht wohl bestimmen, man müßte denn sich aus dem Raum, den sie eingenommen, eine Mutmaßung bilden. Strabo sagt, die Mauern hätten 22 Meilen im Umkreise gehabt; aber mir scheint diese Angabe übertrieben. Die Entfernung zwischen Ortygia und Epipolä läßt sich von den Latomien aus ganz wohl übersehen, und gewiß war sie nicht größer als zwei Meilen. Der Durchschnitt nach der andern Seite war nicht viel größer, indem die Stadt niemals weder bis an den Anapus noch an die kleine Brücke des Trogilus reichte, welche beide nicht mehr als drei Meilen von einander entfernt sind. Der Umkreis von Syrakus mag also ungefähr mit dem von Agrigent zusammentreffen und somit auch die Bevölkerung ungefähr dieselbe gewesen sein.

Wir reisten den 23. Mai von Syrakus ab, ließen Agosta und Lentini liegen; denn man hatte uns berichtet, daß sich daselbst nichts Bedeutendes finde. Wenige Meilen von Syrakus sieht man die Überreste eines alten Gebäudes, welches Marcellus soll errichtet haben; aber ich vermute, es sei ein Grabmal gewesen. Die Gegend der Leontiner, sonst wegen ihrer Fruchtbarkeit so berühmt, ist gegenwärtig durchaus während des Sommers unbewohnbar; denn die Luft ist sehr schlecht. An verschiedenen Orten bemerkte ich das triticum silvestre, den wilden Weizen, welcher von selbst an unbebauten Stellen wächst. Er ist kleiner als der gemeine Weizen und schwerer aus der Hülse zu bringen; aber seine nährenden Eigenschaften sind genau dieselben. Wahrscheinlich ist daher die Fabel von der Ceres entstanden, welche zuerst den Anbau des Weizens in diesem Lande soll gelehrt haben. Die Ebene von Catania ist sehr reich, aber unbewohnt wegen der bösen Luft. Wir setzten über den Symäthus, nun die Giaretta genannt, welche diese Ebene in zwei Teile teilt, auf einer Fähre und wurden alsobald die schrecklichsten Verwüstungen gewahr, welche der Berg Ätna angerichtet.

---

19. Die Gegend der Leontiner, Campi Leontini, jetzt piana di Catania genannt, zwischen dem Ätna und den Gebirgen im Süden gelegen, von der Giaretta durchflossen. — 29 f. Symäthus ... genannt, der größte Fluß Siziliens (Str.). — 29. Giaretta. Vor W „Jaretta". — 31. schrecklichsten, 1 schrecklichen.

Catania.

Den 23. Mai.

Bei dem Eintritt in Catania kommt man über die Lava von 1669, welche jetzt noch ebenso frisch aussieht als gleich nach ihrem Ausbruch. Dieser geschah zwölf Meilen oberhalb der Stadt, und ein mächtiger Lavastrom floß herunter, unvermeidliche Verwüstung, wo er nur hinreichte, mit sich bringend. Anstatt einige Anstalten zu treffen, Dämme aufzuwerfen, Gräben zu ziehen, um die Gewalt zu brechen oder abzuwenden, brachten die Cataneser den Schleier der heiligen Agatha hervor, in Begleitung von einer Menge Heiligen. Die Folge hievon war wie gewöhnlich; ein großer Teil der Stadt wurde zerstört, der Hafen verschüttet und die Einwohner zu Grunde gerichtet; aber die Heiligen blieben in größerer Ehre als jemals; denn das Volk überzeugte sich, dieses Unglück habe sich wegen seines Mangels an Glauben und nicht aus Schuld seiner himmlischen Beschützer zugetragen.

Bald nach unserer Ankunft warteten wir dem Prinzen Biscari auf und hatten das erste Mal das Vergnügen, einen edeln Vasallen des Königs von Neapel kennen zu lernen, dessen Bekanntschaft immer höchst schätzbar sein würde, in welchen Stand ihn auch das Glück gesetzt haben möchte. Das Aussehen seines Lehngutes Biscari, die Zufriedenheit seiner zahlreichen Unterthanen, die Neigung, mit der sie von ihm sprachen, und der allgemeine Geist der Thätigkeit, der im ganzen herrschte, gab mir den günstigsten Begriff von ihm, der immer mehr zunahm, als ich die Ordnung und Einrichtung seines Hauses beobachtete und den Geist und die Großheit kennen lernte, die er überall zeigt, wo vom Nutzen oder der Zierde seines Landes die Rede ist. Man muß nur bedauern, daß die Undankbarkeit des Bodens die Arbeit und Geschicklichkeit des Anbauers zum größten Teil fruchtlos macht.

Hiezu kommt ferner die von Natur eifersüchtige Gesinnung des Sizilianers, verbunden mit Aberglauben, wozu noch der Druck der Regierung sich gesellt, welches alles den Gedanken an Verbesserung nicht aufkommen läßt. Wer nun aber Kraft und Geist hat, dergleichen zu unternehmen, kommt in den Ruf eines gefährlichen Neuerers und stößt überall auf Haß und Gegen-

1. Catania. Über Goethes Aufenthalt in Catania vom 1. bis 5. Mai 1787 vergl. a. a. O. 1, 361 ff. — 17 f. dem Prinzen Biscari, siehe oben S. 167, Z. 4 Anm. — 19. edeln, 1 edlen.

wirkung der Individuen und Argwohn und Verfolgung von seiten des Hofes.

Wir fanden den Prinzen in seinem Museum, welches sehr reich ist und für die Studierenden immer offen steht. In dem ersten Zimmer befinden sich die Marmore, worunter einige vortreffliche Büsten und der Torso eines Jupiter, welcher das wahre Original von demjenigen zu sein scheint, der sich in dem Museum Clementinum zu Rom befindet. Dieser kostbare Überrest ist vollkommen erhalten und von der vortrefflichsten Skulptur. Über das Ganze waltet eine allgemeine Ruhe und Majestät, welche die Griechen besonders zu erreichen wußten, wenn sie den Vater der Götter und Menschen vorstellten, omnia supercilio moventem. Es sind noch andere schöne Werke der Skulptur in dem Museum; wenn man aber einmal das ganz Vollkommene gesehen hat, so kann sich das Auge nur mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen zu dem Geringeren wenden.

Außerdem hat der Prinz eine würdige Sammlung von Bronzen, etrurischen Vasen, natürlichen Merkwürdigkeiten, besonders aber von Münzen. Die sizilianischen sind hier zahlreich und wohl erhalten, und geben auch denjenigen eine angenehme und lehrreiche Unterhaltung, die nicht gerade Kenner des Altertums sind; denn der Geschmack und die Ausführung daran ist so vortrefflich, daß sie, schon als Werke der Skulptur betrachtet, höchst anziehend sind.

Des Prinzen Palast ist ein großes unregelmäßiges Gebäude, der ältere Teil desselben in barbarisch sizilianischem Geschmack mit ungeheuern Figuren und unnatürlichen Zieraten überladen; aber der Teil, den der Fürst selbst gebaut hat, ist einfach, regelmäßig und zierlich. Die Stadt ist fast ganz neu, die Straßen regelmäßig und breit, aber die Häuser in einem schlechten Geschmack und der größte Teil derselben unvollendet. Die Kirchen sind alle im Stil der neuen Baukunst, indem sie seit dem Jahre 1693 errichtet worden, nachdem die Stadt gänzlich durch ein Erdbeben zerstört war. Mehrere derselben, besonders die Hauptkirche, sind sehr reich verziert und mit bunten Steinarten geschmückt, welche man in die seltsamsten Figuren gebracht hat. Es läßt sich kaum irgend ein wildes Ungeheuer denken, welches man nicht an den Gebäuden des neuern Siziliens finden sollte. Das Benediktiner-

12. omnia ... moventem. Vergl. Hor. Carm. III, 1, 8, wo indessen Cuncta supercilio moventis steht (Str.). — 14. Vollkommene, 1 Vollkommne.

kloster ist ein unermeßlicher Bau, mit unglaublichen Kosten errichtet, aber in dem gewöhnlichen Stil. Es ist nicht geendigt und wird es wahrscheinlich niemals werden; denn diese Stadt kann sich wegen der Nähe des Ätna keine lange Dauer versprechen. Die Kirche ist edel und prächtig; das Innere war eben fertig geworden und, was ganz besonders ist, ohne etwas von dem hergebrachten Trödel; aber man scheint es außerhalb wieder einbringen zu wollen, indem das Wenige, was von der Fassade vollendet ist, dem Palast des Prinzen Palagonia nicht viel nachgiebt. Die Kirche hat eine vortreffliche Orgel, die eben vollendet war. In dem Kloster findet sich eine schöne Sammlung etrurischer Gefäße, beinahe alle so gut als die, welche Prinz Biscari besitzt, und in Sizilien gefunden; ein Beweis, daß diese Ware nicht allein von den Etruriern verfertigt worden. Übrigens ist in Catania über der Erde wenig Merkwürdiges; die Altertümer stecken alle unter der Lava. Prinz Biscari hat große Nachforschungen angestellt und ein Theater, Amphitheater, Bäder und einige andere Gebäude von geringerer Bedeutung gefunden. Aus den Säulen, welche jetzt in der Hauptkirche angewendet sind, läßt sich schließen, daß das Theater sehr prächtig gewesen. Eine Vase nebst dem Piedestal von einer derselben steht nun in dem Hofe des Prinzen Biscari. Sie sind von weißem Marmor, sehr überladen mit Zieraten und scheinen aus der Zeit Trajans oder der Antonine. Die andern alten Gebäude haben nichts Besonderes; denn es sind bloß Massen von Ziegeln und Steinen, ohne daß ich architektonische Ordnungen oder Verzierungen daran hätte unterscheiden können.

Die Einwohner von Catania sind gleich den übrigen Sizilianern sehr geneigt, ihre Altertümer den Griechen zuzuschreiben, aber ohne Grund; denn die griechische Stadt ward ganz und gar durch Sextus Pompejus zerstört, bald nachher zwar wiederhergestellt, aber aufs neue durch einen Ausbruch des Ätna verwüstet. Durch den Beistand der Römer wurde es abermals aufgebaut, bis es abermals von einem gleichen Unglück überfallen wurde. Man kann sich nicht genug verwundern, daß nach solchen

3 f. denn diese Stadt ... versprechen. Im Gegensatz zu dieser Voraussagung ist Catania in neuerer Zeit außerordentlich emporgeblüht, so daß es jetzt mindestens ebenso wichtig wie Palermo und Messina, aber sicher die schönste unter den Städten Siziliens ist. — 31. Sextus Pompejus eroberte nach dem Tode seines Vaters, des Cn. Pompejus Magnus, Sizilien, Sardinien und Korsika (Str.).

wiederholten Zerstörungen die Stadt immer wieder in derselben Lage aufgebaut worden, an dem Ausgange eines Thals, welches die Lava notwendig auf sie hinführt. So lange der Hafen daselbst den Handel begünstigte, war es natürlich, daß die Liebe zum Gewinn die Einwohner jene große Gefahr vergessen ließ; aber zuletzt hatten sie keine andere Ursache, hier zu bleiben, als die Schwierigkeit, das Eigentum zu verändern. Doch auch diese schien gehoben, als alles mit verbrannten Felsen bedeckt und in eine unfruchtbare Wüste verwandelt war. Allein die blinde Neigung zum Geburtsort, die uns allen natürlich, obgleich schwer zu erklären ist, hat allen Widerstand überwunden, und Catania ward nach jeder Zerstörung immer mit mehr Glanz und Pracht als vorher aufgebaut. Nun enthält es 16 000 Einwohner, welche in beständiger Gefahr leben; aber Gewohnheit und ein inniges Vertrauen auf die heilige Agathe lassen sie wenig daran denken.

Catania hat das Vorrecht, durch seinen eigenen Senat regiert zu werden und keine Besatzung aufzunehmen. Deswegen wächst sie täglich an Reichtum und Pracht, und die Aufmunterungen von seiten des Prinzen Biscari, welche er sowohl den Künsten als der Thätigkeit jeder Art angedeihen läßt, geben der Stadt ein Ansehen von Leben und Betriebsamkeit, die in keiner andern sizilianischen Stadt zu finden sind. Noch kürzlich erbot er sich, einen Hafen anzulegen, und hätte ihn der Hof gehörig begünstigt, so wäre diese Stadt der große Handelsplatz von diesem Teile des Mittelmeeres geworden; aber wie wenig man es glauben sollte, fand dieses Anerbieten dennoch Widerstand. Indessen hat der Prinz das dazu bestimmte Geld auf die Erbauung einer Wasserleitung verwendet, die eine weite Strecke Landes bewässert und befruchtet, ingleichen auf das Urbarmachen der Lava von 1669. Der Prinz gedenkt auch ein umständliches Werk über die Altertümer von Catania herauszugeben, welches nach den Zeichnungen, die ich sah, sehr viel verspricht.

Ätna.

Den 27. Mai.

Nachdem wir das Merkwürdigste in Catania gesehen, machten wir uns nach dem Gipfel des Ätna auf den Weg. Ungefähr

16. eigenen, 1 eignen. — 28. bewässert, 1 wässert. — 33. Ätna. Siehe Goethes Beschreibung seiner Ätnabesteigung a. a. O. 1, 367 f.

12 Meilen bis zum Dorfe Nicolosi steigt man allmählich durch reiche Weinberge und Maulbeerpflanzungen; aber auch diese sind von dem letzten Lavastrom durchbrochen und vielfach zerstört. Die Sizilianer nennen solche Plätze mit einem verdorbenen spanischen Namen Sciarra. Die Lava von 1669 brach nahe bei Nicolosi hervor, und die Gegend rings umher ist noch mit trockner, schwarzer, damals ausgeworfener Asche bedeckt. Die kleinen Berge mit dem Krater, aus dem die Lava floß, sind noch unfruchtbar, als wenn der Ausbruch gestern geschehen wäre, und werden wahrscheinlich noch lange so bleiben, bis der Witterungswechsel die verbrannte Materie genugsam gemildert hat, um sie der Vegetation fähig zu machen. Ich stieg auf den Gipfel dieser Erhöhungen und sah um mich her eine unendliche Anzahl derselben Art, einige gleichfalls unfruchtbar, andere reich mit Wein bepflanzt, andere mit Eichenwäldern bewachsen, noch andere durch nachfolgende Lavafluten unkenntlich gemacht und durch die ungeheuren Wirkungen der Zeit in fruchtbaren Boden verwandelt und mit Wäldern und Weingärten bedeckt. Wir ruhten ein wenig in dem Kloster von Nicolosi und verfolgten unsere Reise, geführt von einem Bauer des Dorfs, Namens Blasio, welcher gewöhnlich als Führer den Bergbesuchenden dienet. Hier fängt nun die waldige Gegend an und dauert bis zu der Ziegenhöhle, ungefähr sechs Meilen. Der Stieg ist den ganzen Weg über steil und geht zum Teil über die Lava von 1766, welche einen schrecklichen Anblick muß verursacht haben, als sie vier Meilen breit durch einen Eichenwald floß. Als wir höher kamen, wurde der Stieg noch jäher und die Veränderung des Klimas sehr merklich. In Catania war man in der Mitte der Kornernte, zu Nicolosi befand sich alles in der Maienblüte; wie wir aber uns der Ziegenhöhle näherten, trieben die Bäume das erste Laub, und die Luft war sehr kalt und schneidend. Wir machten Feuer an in dieser kleinen Höhle, rasteten bis Mitternacht und stiegen alsdann dem Gipfel zu durch unfruchtbare Asche und Lavastücke. Nachdem wir ungefähr 8 Meilen geritten waren, ward der Berg so steil, daß wir uns genötigt fanden, unsere Maultiere zu verlassen und den übrigen Weg zu Fuß zu vollenden. Wir hielten eine Weile inne, die Scene,

4. verdorbenen, 1 verdorbnen. — 7. ausgeworfener, 1 ausgeworfner. — bedeckt. Payne schiebt hier eine Polemik gegen einen Schriftsteller ein, der die Höhe dieser Nebenkrater als der des Vesuv gleich bezeichnet hatte. — 36. Fuß, 1 Fuße.

die vor uns lag, zu betrachten. Die Nacht war klar und eben hell genug, um uns die allgemeinen Formen der Gegenstände, nichts aber im einzelnen zu zeigen. Hier herrscht eine allgemeine Stille, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch das Getöse des Berges, welches laut und feierlich klang, als wenn die See sich im Sturme bricht. Der Krater war zu unterscheiden an einem roten düstern Lichte, das durch die weißen Dampfwolken brach, die sich hervorwälzten. Das Ganze zusammen bildete die furchtbarste Scene, die ich jemals gesehen und welcher gewiß in der Welt nichts verglichen werden kann.

Wir fanden wenig Schnee an dieser Seite des Berges; aber die Kälte war so streng, daß wir sie kaum ertragen konnten. Weder das Gewicht der Kleider noch die Anstrengung, durch lose Asche zu klimmen, welche bei jedem Tritte nachgab, konnten uns erwärmen. Ich hatte das Unglück, mein Thermometer zu zerbrechen, und kann deswegen den Grad der Kälte nicht genau angeben; aber sie war so mächtig, daß der heiße Dampf, welcher aus den kleinen Rissen in der Nähe des Kraters hervordrang, unmittelbar an den Steinen gefror. Nachdem wir ungefähr zwei Stunden mit unendlicher Mühe und Beschwerde aufgeklimmt waren, gelangten wir an den Rand des Kraters. Die Aussicht, die sich hier zeigt, ist über alle Beschreibung oder Einbildung. Die ganze Insel Sizilien, Malta, Kalabrien und die liparischen Inseln erscheinen gerade unter einem wie auf einer Karte. Das Einzelne war alles in der blauen Tinte des Morgens verschwunden, und das Ganze zusammen schien in Schweigen und Ruhe versenkt. Ich fühlte mich selbst über die Menschheit erhoben und sah mit Verachtung auf die gewaltigen Gegenstände der Ehrsucht unter mir. Die Schauplätze, auf denen so viele mächtige Städte durch Kunst und Waffen blühten, so zahlreiche Flotten und Heere um die Herrschaft der Welt kämpften, schienen nur dunkle Flecken zu sein.

Als die Sonne aufstieg, ward die Scene nach und nach aufgeklärt; die Flächen und Berge, Seen und Flüsse, Städte und Wälder wurden allmählich deutlicher, bis sie auf einen gewissen Grad gelangten; dann schwanden sie wieder, gleichfalls stufenweise, in die Dünste, welche die Sonne in die Höhe gezogen hatte. Der

8. bildete, 2, 3 bildet. — 32. zu sein. Payne läßt hier einige italienische Verse folgen.

Ätna selbst bildete einen ungeheuern Sonnenzeiger, dessen Schatten sich weit über den sichtbaren Horizont erstreckte, wodurch ich mich überzeugte, daß man von hier aus mit einem guten Teleskop die Küste von Afrika und Epirus würde sehen können. Ich dachte manchmal durch einen guten Dollondschen Taschentubus die Küste von Apulien zu sehen; allein wegen der großen Kälte konnte ich nicht genugsame Aufmerksamkeit darauf wenden. Unter uns an dem Berge konnten wir die Spuren einer großen Menge Lavaströme erkennen, welche doch nichts sind gegen die Zahl derer, die sich nicht mehr unterscheiden lassen. Der ganze Berg, dessen Fuß nahe an 100 Meilen im Umkreise hat und nach den Beobachtungen des Kanonikus Recupero 5000 Yards senkrechte Höhe, ist durchaus von Lava aufgeführt. Untersucht man die tiefen Thäler, welche durch Bergströme ausgewaschen worden, so sieht man, daß der ganze Berg aus verschiedenen Lavaschichten besteht, die über einander nach langen Zeiträumen geflossen sind; denn sie haben zwischen sich Boden von abwechselnder Dicke, von sechs Zoll bis zehn Fuß, je nachdem zwischen den Ausbrüchen längere oder kürzere Zeit verfloß. Nun findet man, daß aus einer Lava, welche die allermildeste ist und am leichtesten verwittert, ein Fuß fruchtbarer Boden nicht unter 1500 Jahren hervorgebracht werden kann, daher sich denken läßt, was für zahllose Zeitalter nötig gewesen, um diese ungeheuren Naturwirkungen hervorzubringen. Aber was müssen wir denken, wenn wir erfahren, daß der gegenwärtige Berg nur eine Wiedererzeugung ist, indem ein viel höherer Gipfel eingestürzt und der gegenwärtige erst wieder gebildet worden. Dieses hat mehr als Wahrscheinlichkeit; denn ungefähr zwei Drittel des Wegs, wenn man in die dritte Region gelangt, ist eine weite Ebene, welche an mehreren Stellen, besonders an der Seite von Aci, bis an die Wälder reicht. Nimmt man nun an, der Berg sei anfangs konischer Gestalt gewesen, wie es bei Vulkanen gewöhnlich, ja notwendig ist, so muß alles, was über dieser Plaine war, eingefallen, und was jetzt als Untersatz eines kleineren Berges erscheint, muß ehedem in einem Aufstieg bis zum Gipfel fortgegangen sein, so daß der Ätna damals bedeutend höher war als gegenwärtig. Ich wünschte diese Wunder der Natur mit mehr Muße und Aufmerksamkeit untersucht zu haben; aber in der ge-

33. Plaine, 1 Pläne.

waltsamen Kälte war es unmöglich zu verweilen. Jedoch entschloß ich mich, in den Krater hineinzuschauen, ehe wir zurückkehrten. Unser Führer wußte viel von der Gefahr dabei zu sagen, und wie öfters die hohlüberhangenden Lavabänke einstürzten; aber nach einigem Zureden und etlichen Gebeten zur heiligen Agatha führte er uns an eine Stelle, welche schon durch irgend einen kühnen Fremden versucht worden. Von da blickte ich in den fürchterlichen Feuerschlund, sah ungeheure vorragende Felsen, zwischen denen mächtige Dampfwolken hervorbrachen, immer mit einem trüben, zitternden Lichte vermischt. Ich konnte keinen Grund erkennen, aber wohl das Schlagen und Tosen der Wellen von geschmolzener Materie, welche ein solches Geräusch machten, daß sie mir von den F l u t e n u n d W i r b e l w i n d e n e i n e s s t ü r m i s c h e n F e u e r s, welche unten raseten, einigen Begriff gaben. Nachdem wir nun insoweit unsrer Neugier gewillfahrt, stiegen wir ziemlich erfroren zu der Höhle wieder herab, um uns in derselben wieder zu erwärmen und zu erquicken, und kehrten alsdann nach Catania zurück, wo wir abends, von Müdigkeit ganz erschöpft, anlangten.

A c i R e a l e.

Den 1. Juni.

Nachdem wir zwei Tage ausgeruht, nahmen wir unsern Weg auf Taormina und blieben in Aci zu Nacht. Den andern Morgen nahmen wir unsern Weg wenige Meilen seitwärts der Straße, um den berühmten Kastanienbaum zu sehen, welcher hundert Pferde soll beherbergen können. Es ist aber kein einzelner Baum, sondern eine Gruppe, und das Übrige, ob es gleich einen großen Raum einnimmt, sind alles gekappte Stämme und sehr verstümmelt. In Sizilien mögen sie wohl für ein Wunder gelten, da der größte Teil der Einwohner niemals einen größern Baum gesehen hat als die niedrige Olive; aber wer gewohnt ist, die edlen Eichen von England zu sehen, findet hier nur einen verächtlichen Gegenstand. Ich hatte jedoch bei dieser Gelegenheit den Trost, eine der fruchtbarsten und bebautesten Gegenden der Welt zu sehen. Nichts kann die angebaute Region des Ätna übertreffen, weder in Reichtum des Bodens noch in der Gewalt der Vegetation.

13 f. v o n d e n F l u t e n ... F e u e r s. Strehlke verweist dazu auf Virg. Aen. VIII, 419 ff.

Besonders zeichnen sich die Seiten aus, welche in der letztern Zeit von keinem Ausbruch gelitten haben. Jedes Erzeugnis der Erde grünt und blühet in der größten Vollkommenheit, und die Milde und Gesundheit der Luft kommt der Fruchtbarkeit des Bodens völlig gleich. Deswegen sind diese Strecken außerordentlich bevölkert und viel besser als irgend ein Teil Siziliens angebaut. Die Zahl der Einwohner auf dem ganzen Ätna rechnet man zu 160000 Menschen, welche im Verhältnis größer ist als in irgend einem andern Teile der Insel. Indem ich diese Gegend des Berges beobachtete, ward ich in meiner Meinung bestätigt, daß er ehmals höher gewesen; denn es läßt sich eine Senkung, die auf eine weite Strecke sich verbreitet, und der Rand derselben noch sehr gut erkennen.

Taormina.

Den 2. Juni.

Wir kamen nach Taormina, vor alters Tauromenium. Auf unserm Wege kosteten wir das Wasser des Asines. Es ist ein kalter, klarer Strom, der von dem Ätna herunterfließt und jetzt Fiume freddo genannt wird. Wenige Meilen weiter ist der Fluß Onobalas, nun La Cantara, ein bedeutendes Wasser, welches die Grenze des Ätna nach Norden macht. Sein Bett ist an einigen Stellen sehr tief eingeschnitten, und ich bemerkte, daß der Grund desselben eine Lavaschichte war, ob ich gleich sonst in der Gegend nichts Vulkanisches finden konnte. Zu Taormina wohnten wir bei den Kapuzinern.

Die Stadt liegt auf einem hohen Hügel. Unmittelbar darunter an der Südseite lag die alte Stadt Naxos, aus deren Ruinen die neuere entstanden ist. Gegenwärtig ist es ein armer, schlechtgebauter Ort; aber die Ruinen dabei zeugen genugsam von vorigem Reichtum und Herrlichkeit. Der vorzüglichste Überrest ist ein Theater, welches unter denen, die ich gesehen, am besten erhalten war. Es ist von Ziegelsteinen, viel breiter und von anderer Bauart als das zu Egesta. Der äußere Korridor ist zusammengestürzt, aber das Proscenium ziemlich ganz, und man kann auch den Raum der Scene, des Podiums u. s. w. sehen. Auch sind noch verschiedene Galerien und Zimmer daneben, deren Gebrauch

23. Lavaschichte, 1 Lavaschicht.

die Altertumsforscher nicht genau bestimmen können, indem sie zu weit und prächtig gewesen, als daß sie nur zur Bequemlichkeit der Schauspieler hätten dienen sollen. Das Theater von Egesta, welches aus weit früherer Zeit ist, hat nichts von dieser Art; vielmehr scheint nur für das gesorgt, was unumgänglich nötig war, um das Stück vorzustellen und zu hören. Das Tauromenische Theater war, wie es scheint, sehr reich verziert und zu aller Art von Schauspiel und Gepränge eingerichtet, so wie dergleichen zur Zeit der römischen Kaiser gewöhnlich war, wo ein verdorbener Geschmack schon überhand genommen hatte. Es liegen auch manche verstümmelte Säulen von Granit, Cippolin und andern köstlichen Bausteinen umher, mit Kapitälen und zerbrochenen Gesimsen einer verdorbenen korinthischen Ordnung, welche beweisen, daß das Theater unter den Römern gebaut worden, wahrscheinlich zu den Zeiten der Antonine. Es liegt an dem Abhang eines Hügels, der eine herrliche Aussicht gegen den Berg Ätna und die ganze Küste von Sizilien, sogar bis Syrakus hin, beherrscht. Da diese Ruinen, von allen neueren Gebäuden entfernt, für sich allein stehen, so haben sie ein ehrwürdiges Ansehen, das durch die Betrachtung der Veränderungen, welche sie erlitten haben, noch erhöht wird; denn aus einem Ort, wo zahlreiche und gebildete Zuhörer auf die Werke eines Sophokles und Euripides horchten, ist es ein Aufenthalt für Schlangen und Eidechsen geworden.

Außer dem Theater finden sich noch zu Taormina die Fundamente eines Tempels, ein Gebäude, welches eine Naumachie soll gewesen sein, wie auch Wasserbehälter, aber keins von diesen besonders merkwürdig. Nachdem wir einen Tag hier zugebracht, begaben wir uns auf eine maltesische Speronara, welche wir zu Catania gemietet hatten, und in wenig Stunden befanden wir uns in Messina.

Messina.

Wenn man in die Meerenge, der Faro genannt, hineinfährt, ist die Ansicht sehr schön und romantisch; denn die Küsten sind

12 f. zerbrochenen, 1 zerbrochnen. — 13. verdorbenen, 1 verdorbnen. — 29. Speronara (von sprone, sperone, Sporn'), Eilschiff. — 33. der Faro, die Straße von Messina.

hoch und felsig, geziert mit Städten und Dörfern, die sich stufenweise an einander reihen. Die Einfahrt in den Hafen ist noch auffallender. Ein schöner See eröffnet sich dem Auge, an der einen Seite mit einer langen Reihe gleichförmiger Häuser bekränzt, welche, obgleich von schlechter Bauart, dennoch einen sehr edlen und prächtigen Anblick geben. Dahinter steigen nun die heräischen Berge hervor, bedeckt mit Wäldern und Weingärten, wozwischen Kirchen, Villen und Klöster zerstreut liegen. An der andern Seite des Hafens zieht sich eine schmale Landzunge weit in die See, wie eine Sichel gestaltet, daher die Stadt den Namen Zankle erhielt. Hier steht der Leuchtturm, das Lazarett und die Festung, welche nicht die Stadt zu verteidigen, sondern sie zu beherrschen erbaut zu sein scheint. Kommt man aber der Stadt näher, so verliert diese liebliche Scene allen ihren Glanz, und jeder einzelne Gegenstand zeigt ein melancholisches und niedergeschlagenes Ansehen. Mehrere Häuser sind unbewohnt, gar manche fallen schon zusammen; wenige Schiffe findet man im Hafen, und der Quai, der prächtigste und ausgedehnteste in der Welt, dient nur wenigen ärmlichen Fischern zum Aufenthalt. Alles scheint das traurige Geschick anzudeuten, welches diese unglückliche Stadt vor kurzem betroffen und von dem höchsten Zustand des Reichtums und der Glückseligkeit zu der niedrigsten Stufe des Elends und der Verzweiflung gebracht hatte.

Nachdem wir, ausgestiegen, nunmehr die Stadt betraten, verdüsterte sich immer die Ansicht. Die Einwohner sind arm und zerlumpt, und die Häuser, die sonst der Aufenthalt der Großen und Reichen gewesen, mit Schmutz bedeckt und dem Einfallen nahe. Unter allen Städten Europas ist vielleicht keine glücklicher gelegen als Messina. Die Luft ist mild und gesund und die Gegend umher schön und fruchtbar. Der Hafen ist weit und bequem, im Centrum des Mittelmeeres und sowohl für den östlichen als westlichen Handel günstig gelegen. Diese natürlichen Vorteile werden noch erhöht durch verschiedene Privilegien und Freiheiten, welche der Stadt von den normännischen, deutschen und arrago=

11. Zankle (von ζάγκλον, Sichel) ist der ältere Name der Stadt (Str.). — 21. vor kurzem. Hier wird wohl die furchtbare Pest gemeint sein, die Messina 1743 entvölkerte (s. S. 184, Z. 18 ff.), nicht das Erdbeben von 1783, welches erst nach Paynes Anwesenheit in Sizilien stattfand. Offenbar ist hier der Eindruck, den er wirklich empfangen hat, wiedergegeben und die Stelle zeugt nicht, wie Str. meint, von einer späteren Ausarbeitung oder Überarbeitung des Tagebuchs.

nischen Königen verliehen worden. Da sie die erste war, die dem König Roger die Thore öffnete, der die Insel von den Sarazenen eroberte, so scheint sie ein besonderes Recht auf Gunst und Vorzug gehabt zu haben. Natürlicherweise erhoben sie so manche glückliche Umstände zu Reichtum und Größe. Messina enthielt hunderttausend Einwohner und war der große Handelsplatz für diese Weltgegend. Wie aber Handel und Reichtum natürlich die Liebe zur Freiheit rege machen, so wurde den Einwohnern das spanische Joch zur Last, und im Jahre 1672, gereizt durch den Vizekönig, empörten sie sich. Mit großer Tapferkeit und Ausdauer behaupteten sie sich eine Zeit lang und gaben sich zuletzt unter den Schutz Ludwigs XIV., der damals mit Spanien in Krieg verwickelt, sie nach treu und wirksam geleisteten Diensten schimpflich im Jahr 1678 verließ. Seit der Zeit ist es der Zweck der spanischen Staatskunst geblieben, die Stadt zu drücken und verarmen zu lassen. Der Hafen ist beinahe unbrauchbar durch ungeheure Auflagen, der Handel streng beschränkt und jede Notwendigkeit des Lebens schwer beschatzet. Diesen traurigen Zustand noch aufs äußerste zu bringen, raffte die Pest im Jahr 1743 beinahe drei Viertel der Einwohner hinweg, deren Zahl sich gegenwärtig nicht über 30000 beläuft.

Wir brachten einige Tage mit Besichtigung der Stadt zu, fanden aber nichts besonders Merkwürdiges. Die Gebäude sind alle in dem modernen sizilianischen Stil, und die Kirchen ausgenommen droht fast alles den Einsturz. Die Kathedrale ist ein sehr mäßiges Gebäude und hat eine leidliche Bibliothek, worin sich unter andern ein Manuskript befindet, die Geschichte des Aufruhrs von 1672, betitelt: Guerre civili di Messina di Francesco Cascio, Calabrese. Ich las darin so viel, als die Kürze der Zeit mir erlauben wollte, und hätte gar zu gern eine Abschrift davon besessen; aber ich konnte sie auf keine Weise erhalten. Es scheint sehr meisterhaft geschrieben zu sein, obgleich der Stil eine zu genaue Nachahmung des Davila bemerken läßt. Schwerlich wird es jemals gedruckt werden, weil man die darin ausgesprochenen Gesinnungen von oben herein nicht billigen kann. —

2. König Roger. Siehe oben S. 159, Z. 20 Anm. — 3. besonderes, 1 besonders. — 14. 1678, beim Abschluß des Friedens von Nymwegen. — 23. Heinrich Katharinus Davila (1576—1631), italienischer Heerführer und Geschichtsschreiber, verfaßte eine Storia delle guerre civile di Francia, die Zeit von Franz II. bis auf Heinrich IV. umfassend.

Der Strudel Charybdis, so fürchterlich in der poetischen Beschreibung, befindet sich gerade vor dem Hafen von Messina. Er ist niemals merklich, als wenn der Wind gegen die Strömung weht, und dann mag er wohl geringe Schiffe verschlungen haben. Zu Homers Zeiten, als die Schiffahrt noch unvollkommen war, mag er wirklich schrecklich gewesen sein, ja zu Zeiten Virgils nicht ohne Gefahr; denn die Römer waren in Vergleich mit den Neuern sehr verächtliche Seeleute. Doch ist die Beschreibung desselben in der Äneide (III. 420) sehr weit über der Wirklichkeit, auch bei dem stürmischsten Wetter:

Laevum implacata Charybdis
Obsidet, atque imo barathri ter gurgite vastos
Sorbet in abruptum fluctus, rursusque sub auras
Erigit alternos, et sidera verberat unda.

Auch sieht man keinen Grund, zu vermuten, daß der Wirbel jemals gewaltsamer gewesen als gegenwärtig. Virgil aber schreibt als ein Dichter und nicht als ein Naturforscher, und zeigt sich hier nicht hyperbolischer als in manchen andern Stellen seines Werkes.

(Beschluß des Tagebuchs.)

Oberitalien und die Schweiz.

Im Jahr 1778 wurde in entgegengesetzter Richtung eine Reise nach dem obern Italien und der Schweiz unternommen; es geschah in Gesellschaft der Familie Gore. Man ging über Bologna nach Venedig und Mailand, nach dem Lago Maggiore und Lago di Como, über den Gotthard nach Luzern, Bern, seitwärts durch die Gletscher des Grindelwaldes nach Lausanne und Genf, wo Philipp Hackert seinen Bruder Karl nebst dem berühmten Maler Joseph Vernet antraf, der seiner Gesundheit wegen eine Reise in die Schweizerbäder gemacht hatte. Dies unverhoffte Wiedersehen war für beide Künstler gleich erfreulich, und gern hätte Vernet in Gesellschaft seines alten Freundes die Reise nach dem schönen Italien wiederholt, wo allein nach der Überzeugung beider der Landschaftsmaler in seinem Elemente lebt.

Philipp Hackert ging hierauf über Savoyen und Piemont nach Florenz, wo er sich nur kurze Zeit aufhielt. Dem Großherzog Peter Leopold, welchem er schon vormals bekannt war, mußte er verschiedene Erläuterungen über die Art und Weise, Ölgemälde zu restaurieren und über den dabei anzuwendenden Mastixfirniß geben. Für Lord Cowper, den Schwiegersohn des Herrn Gore, malte er einige kleine Bilder.

In Rom angelangt, benutzte er nun die mitgebrachten Schätze der mannigfachsten Studien. Er malte dem Prinzen Aldobrandini, mit dem er oftmals auf dem Lande gewesen, in Frascati ein Kabinett in Gouache. Dies gab die Veranlassung, daß dessen Neffe, Prinz Marc-Antonio Borghese, in seiner weltberühmten Villa Pinciana eine ganze Galerie von Hackert

4. der Familie Gore. Vergl. unten in den Nachträgen den Abschnitt „Charles Gore". — 9. Joseph Vernet. Vergl. S. 116, Z. 27 Anm. — 16f. Großherzog Peter Leopold. Siehe über ihn S. 125, Z. 1 Anm. — 27. Villa Pinciana oder Borghese auf dem Monte Pincio bei der Porta del Popolo. Hackerts Gemälde befinden sich dort in dem sogen. Statuenkasino.

gemalt haben wollte, welche denn auch zu des Prinzen vollkommener Zufriedenheit im Jahre 1782 zustande kam. Diese Galerie oder Saal enthält fünf große Landschaften, ferner vier kleinere Seestücke, die über den Thüren angebracht sind. Bei dieser Arbeit wurde jedoch der Künstler sehr eingeschränkt; denn er hatte nach des Prinzen Wunsch gewisse Gegenstände vorzustellen, die seinem malerischen Geschmack ganz zuwider waren.

Zu gleicher Zeit malte er viele Staffeleigemälde, unter andern zehn Aussichten von dem Landhause des Horaz, welche ihm nachmals die Königin von Neapel abkaufte, um ihrer Frau Schwester, der Erzherzogin Marie Christine in Brüssel, ein angenehmes Geschenk damit zu machen. Allein das Schiff, das diese Bilder führte, ging auf der Seereise zu Grunde. Glücklicherweise sind die vorher unter Hackerts Leitung davon gemachten Kupferstiche noch vorhanden.

Indessen hatte sich der Ruf seiner Verdienste immer mehr ausgebreitet; alle bedeutenden Fremden, von jedem Rang und Stande, besuchten ihn, und ob er gleich noch vor seiner Reise in die Lombardie auf Herrn Gores Rat die Preise seiner Gemälde für die Zukunft um ein Drittel vermehrt hatte, so waren doch immer für Holland, England, Deutschland, Polen und Rußland öfter auf sechs bis sieben Jahre Vorausbestellungen vorhanden, so daß mancher Liebhaber starb, ehe er noch zu dem Besitze seines gewünschten Gemäldes gelangen konnte.

Großfürst und Großfürstin.

Um diese Zeit war der Großfürst und die Großfürstin von Rußland nach Rom gekommen, und Hackert wurde denselben beim Rat Reiffenstein vorgestellt. Er brachte viele

10. Königin von Neapel. Maria Karoline, jüngste Tochter der Kaiserin Maria Theresia (Str.). — 11. Marie Christine, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen (Str.). — 13 ff. Glücklicherweise ... vorhanden. In: „Raccolta di N. 10 Vedute rappresentanti la Villa d'Orazio o la sua abitazione di Campagna ed i siti convicini con una carta topografica della stessa grandezza che indica con h[i] Romani i punti dai quali il Pittore Filippo Hackert le ha espresse, con le figure allegoriche al Poeta sud°; d'invenzione e disegno di Luigi Sabatelli. Incise a bulino da Francesco Morel“. Roma (Agapito Franzetti) s. a. — 17. bedeutenden Fremden, 1 bedeutende Fremde. — 25. Großfürst und Großfürstin. Der in der Widmung erwähnte spätere Kaiser Paul I., 1776 zum zweitenmale vermählt mit Maria Feodorowna, Prinzessin von Württemberg (Str.).

Abende bei ihnen zu und begleitete sie und den Prinzen Ludwig von Württemberg, da Reiffenstein am Podagra krank lag, nach Tivoli und Frascati.

Sie hatten von ihm gehört, daß er im Frühjahr 1782 eine Reise nach Neapel machen werde, worauf sie sogleich viele Bestellungen von dortigen Aussichten, mehreren umliegenden interessanten Gegenden, als von Pozzuoli, Bajä und Caserta, bei ihm zu machen geruhten, so wie sie schon vorher verschiedene andere Gemälde von Frascati und Tivoli für sie zu fertigen ihm aufgetragen hatten. Bei dieser Gelegenheit drang sowohl der Großfürst als die Großfürstin darauf, daß Hackert sich entschließen möchte, eine Reise nach Rußland zu machen.

Zweimal vorher hatte schon die Kaiserin Katharina ihm Vorschläge zu einer solchen Reise thun lassen mit dem Erbieten, ihn unter ehrenvollen und vorteilhaften Bedingungen in ihre Dienste zu nehmen; er hatte es aber immer unter mancherlei Entschuldigungen abzuwenden gesucht. Diesmal aber mußte er es beiden und wenigstens einen zweijährigen Aufenthalt versprechen. Besonders drang die Großfürstin auf das Gnädigste in ihn, so daß er seine Bestellungen, seine Gesundheitsumstände, und was er sonst noch vorzubringen wußte, vergeblich entgegensetzte. Der Großfürst verlangte schriftlich, was er an jährlichem Gehalt und was er sonst noch begehre. Seine Forderungen waren groß, und die Sache verzögerte sich. Endlich schrieb er darüber an den Vizeadmiral Czernitscheff, welcher die Kaiserin über die Sache sprach. Diese verlangte den Hackertschen Originalbrief zu sehen und sagte, als sie ihn gelesen hatte: „Ich sehe, daß des Mannes Gesundheit für unser Klima zu schwach ist, und merke deutlich, daß er nicht Lust hat, zu kommen; es ist besser, ihn in Rom zu lassen und ihn dort zu beschäftigen.“ — Was auch die Kaiserin zu dieser Entscheidung mochte bewogen haben, so erkannte sie der Künstler mit unterthänigstem Danke; denn er war in Rom etabliert, hatte viele bestellte Arbeit, konnte die Kälte nicht vertragen und befand sich in manchen andern Verbindungen, die ihm eine solche Reise zu machen nicht erlaubten.

---

1 f. Ludwig von Württemberg Ludwig Eugen folgte 1793 seinem Bruder Karl Eugen als Herzog von Württemberg, starb aber schon 1795. — 2. Nach Württemberg folgt in 1 nachmaligem Kurfürsten. — 26. Hackertschen, 1 Hackertischen.

Graf Rasumowsky.

Im Jahre 1782 machte er eine malerische Reise nach Neapel. Unterwegs zeichnete er vieles in Terracina, Capo Circeo, Itri, Molo di Gaëta, Sessa u. s. w. Er eilte jedoch nach Caserta, um Studien zu einem großen Bilde zu sammeln. Für die Großfürstin von Rußland sollte die Ansicht des Palastes von Caserta nebst der Campagna felice, von San Leocio her genommen, abgebildet werden.

Philipp Hackert kannte schon seit mehreren Jahren den Grafen Andreas Rasumowsky, der jetzt in Neapel russischer Minister war. Dieser Liebhaber der Künste machte alle Morgen eine Spazierfahrt dahin, wo Philipp Hackert zeichnete. Da nun die Studien in San Leocio sechs Tage dauerten und der Graf alle Morgen kam, um zuzusehen, so hatten die Jäger dem Könige gesagt, daß ein Maler daselbst viel gezeichnet habe, und daß der russische Minister jeden Morgen gekommen sei, ihn zu besuchen. Der König fragte den Grafen, was das für ein Maler wäre, und erhielt zur Antwort, daß Philipp Hackert schon vieles für Katharina die Zweite gemalt habe und daß er gegenwärtig Studien mache zu einem bedeutenden Bilde für die Großfürstin von Rußland; auch in Pozzuoli, Bajä und andern Orten würde er dergleichen verfertigen. Der König verlangte den Künstler zu sehen und zu sprechen.

Der Graf Rasumowsky meldete also an Philipp Hackert das Verlangen des Königs, und da der Hof im Mai nach Castel a mare ging, leitete man die Sache so ein, daß Philipp Hackert an diesem Orte dem König vorgestellt wurde. Er hatte nichts weiter von seiner Arbeit bei sich als ein kleines Gouachebild, welches dem Grafen Rasumowsky gehörte; der König bestand aber darauf, alle Studien zu sehen, welche Philipp Hackert gemacht hatte. Dieses war dem Künstler nicht erfreulich. Man machte viele Vorstellungen, daß ein Künstler nicht gern unfertige Sachen einem solchen Monarchen zeige, und was dergleichen Entschuldi=

13. dem Könige. Ferdinand IV., 1751 geboren, wurde bereits 1759 von seinem Vater Karl III., als dieser den spanischen Thron bestieg, zum König gemacht. Ohne jede Geistesbildung aufgewachsen, überließ er, auch nachdem er volljährig geworden war, die Regierung seines Landes dem Minister Tanucci und später seiner schönen und geistreichen Gemahlin. „Er war groß als Lazarone, klein als König und Mensch. Er kann als Repräsentant der kräftigsten und rohesten Jäger und Fischer seines Reichs angesehen werden." (Schlosser.) Außerdem war er feige, grausam und geizig. Diese Charakteristik wird, wenn auch in milderer Form, durch die folgenden Berichte über Hackerts Beziehungen zu dem König bestätigt.

gungen mehr sein mochten. Allein der König ließ sich nicht abwendig machen und bestand darauf, alles zu sehen, was in der letzten Zeit gemacht war. So packte denn Philipp Hackert seine Studien zusammen und ging nach Massa, Sorrent und Castel a mare.

König von Neapel.

Den folgenden Tag wurde er in der Villa des Königs, Quisisana, nachmittags um vier Uhr vorgestellt. Der König setzte sich und betrachtete alles mit Aufmerksamkeit. Hackert hatte eben keine große Vorstellung von der Einsicht des Königs und verwunderte sich daher um desto mehr, daß derselbe mit gesundem Verstande und besser sprach, als sonst Liebhaber zu thun pflegen. Das Gouache-Gemälde gefiel ihm außerordentlich; doch kannte er auch alle Gegenden im bloßen Contour und bewunderte, daß in einem nackten Umriß die Gegend mit so viel Deutlichkeit und Richtigkeit könne ausgedrückt werden.

Er besah alles zum zweitenmal mit vieler Zufriedenheit und sagte, so etwas habe er noch nie gesehen. Da es aber 6 Uhr war, so war es Zeit, auf die Kaninchenjagd zu gehen. Die Königin, die wenig oder nichts gesehen hatte, sagte: „Der König hat mich des Vergnügens beraubt, Eure Sachen genau zu betrachten. Ich hoffe, Ihr werdet mir erlauben, auch alles mit Bequemlichkeit anzusehen.“ Sie fügte nach ihrer Liebenswürdigkeit noch viel Artiges hinzu. Graf Lamberg, der kaiserliche Minister, war zugegen, und als großer Liebhaber beschaute er alles mit vielem Vergnügen.

Als der König auf die Jagd ging, winkte er dem Grafen Rasumowsky; dieser folgte, und der König verlangte, er solle mit Philipp Hackert sprechen und ihm sagen, der König wünsche vier Gouache-Gemälde zu haben und wolle zu einigen die Gegenden selbst wählen. Philipp Hackert erwiderte dem Grafen, daß er es gern thun würde, ungeachtet der Kürze der Zeit und der vielen übernommenen Arbeiten.

Nachdem nun der Hof von Castel a mare wieder nach Caserta gegangen war, wo der König ein populäres Erntefest im Boschetto abends mit Illumination und anderm Erfreulichen

7. Quisisana. In allen Ausgaben vor W „Guisesana“. — 10. desto, 1 so. — 34. populäres, 1 populares. — im, 1—3 in. Nach dem Vorgang von W geändert.

gab, so ließ er Philipp Hackert einladen, auch dahin zu kommen, empfing ihn wohl und verschaffte ihm die Bequemlichkeit, alles in der Gegend, besonders seine Jagden zu sehen. Gelegentlich sagte der König zu ihm, daß er wünsche, eine Aussicht von seinem Jagdhause zu San Leocio zu haben, und fügte hinzu, er wisse wohl, daß dieses keine malerische Gegend sei; allein da dieser Ort ihm stets gefallen und er in seiner Jugend viele Tage daselbst zugebracht habe, so würde es ihm lieb sein, davon ein gutes Bild zu sehen. Philipp Hackert machte die Zeichnung davon, indes die Schnitter ernteten (denn die Ernte ist hier später als in Caserta wegen der höhern Lage), und während er zeichnete, kam der König und sah zu, da er denn so viel Vergnügen fand, daß er für sich und sein Gefolge gemeine Jägerstühle kommen ließ, sich zu dem Künstler setzte und genau auf die Arbeit merkte. Indem er sich nun über die Richtigkeit und zugleich über den Geschmack in den Umrissen freute, fragte er mit vieler Bescheidenheit, ob im Vorgrunde nicht die Schnitter, Weiber, die das Getreide binden, nebst verschiedenen Knabenspielen, die im Lande üblich sind, angebracht werden könnten. Philipp Hackert antwortete, daß es sehr schicklich sei, und führte den Gedanken aus. Das Bild hing nachher im Schreibkabinette des Königs.

Während nun Philipp Hackert zeichnete, sprach der König verschiedenes. Unter anderm sagte er mit einem großen Seufzer: „Wie viel Tausende gäb' ich, nur den zehnten Teil von dem zu wissen, was Ihr wißt. Man hat mich auch wollen zeichnen lehren; man hat es mich aber so gelehrt wie alles andere, so daß ich wenig weiß. Gott vergebe es denen, die meine Aufseher und Lehrer waren! Sie sind jetzt im Paradies."

Die übrigen drei Gegenden zu jenen bestellten Gouachen waren sehr malerisch: Persano, Eboli und Caserta. Während dieser Arbeit mußte Hackert dem König versprechen, ihm ein großes Bild von Castel a mare zu verfertigen mit seinen Galeotten. Er mußte deshalb in Neapel länger verweilen, um die nötigen Studien zu machen; denn alles sollte ganz genau nach der Kunst der Seeleute verfertigt sein. Zu Anfang Septembers sendete Philipp Hackert die vier Gouache-Gemälde; der König freute sich so sehr darüber, daß er selbst sie im Kasino von Posilippo aufhing, von da nach Portici mitnahm und hernach im Schreibkabinette zu

32. Galeotten, leichte Galeeren (Str.).

Caserta aufstellte. Der Künstler kam Mitte Oktobers nach Caserta und brachte dem König das große Ölgemälde von Castel a mare, welches sehr gut aufgenommen ward.

Die Königin ihrerseits war froh, daß ihr Gemahl Geschmack an schönen Künsten fand, und Philipp Hackert stand daher auch bei ihr in Gnaden. Sie verlangte ein Gemälde für ihre Schwester Marie Christine. Er hatte den See von Nemi gemalt, den er seiner Familie zum Andenken lassen wollte, und dies war zu jener Zeit das einzige Bild, welches er für sich behalten hatte. Er schlug es indessen vor, ließ es nach Caserta kommen, und die Königin kaufte es sogleich.

Philipp Hackert mußte mit dem König auf alle Jagden gehen, um alles genau zu betrachten und kennen zu lernen, weil viele derselben gemalt werden sollten. Der König bestellte ein großes Bild von vierzehn Fuß Länge, eine Art von antiker Parforcejagd al Zingaro. Eine andere Parforcejagd von Carditello folgte darauf. Herbst und Winter wurden mit Studien zugebracht.

Kaiser Joseph II.

Kaiser Joseph der Zweite kam nach Neapel, und nachher auch Gustav Adolph, König von Schweden. Joseph nahm keine Feste an als Jagden, besuchte Philipp Hackert, sprach viel mit ihm, aber bestellte keine Arbeit. Der Kaiser ging auf die Jagd nach Persano, wo er zehn Tage blieb; Philipp Hackert mußte den König dahin begleiten, um Studien zu machen. Dieser hatte vier Gemälde bestellt für einen runden Saal zu al Fusaro, welche die vier Jahrszeiten abbilden sollten, neapolitanische Gegenden mit modernen Figuren, nach Landesart bekleidet, welches sehr malerisch ausfällt. Der König lud Joseph den Zweiten nach al Fusaro ein; Philipp Hackert mußte mit drei fertigen Skizzen jener Bilder dahin kommen. Vor dem Mittagsmahl erklärte der König dem Kaiser mit viel Energie und Geschmack die Bilder, so daß die Königin sich verwunderte und zu Philipp Hackert sagte: „Ihr habt den König sehr in die Kunst eingeweiht, welches mir viel

19. Kaiser Joseph ... Neapel, auf der Reise, die er 1783 nach Rom unternahm, um den Besuch des Papstes in Wien zu erwidern. — 20. Gustav Adolph ... Schweden. Gustav III. (1771—1792) war ebenfalls 1783 in Italien.

Vergnügen macht. Der liebe Gott hat Euch zu uns geschickt. Ich bin entzückt, daß der König Geschmack an den schönen Künsten findet, und das haben wir Euch zu danken." Sie sagte dieses und anderes Höfliche mehr in französischer Sprache.

Hackert blieb in Neapel bis anfangs Juni, und da Graf Rasumowsky die Bäder in Ischia nehmen wollte, so mußte Hackert versprechen, den Augustmonat und einen Teil des Septembers ihm Gesellschaft zu leisten. Der Künstler transportierte eins der großen Bilder, die Jahrszeiten vorstellend, nach Ischia in den Palast des Grafen. Der König stattete daselbst einen Besuch ab, und in den heißen Stunden des Tages war er bei Hackert und sah malen. Im Oktober kehrte dieser nach Caserta zurück, um die Arbeit fortzusetzen.

Zum Grunde eines jeden Bildes der vier Jahrszeiten war eine Gegend nach der Natur genommen: der Frühling zu San Leocio, gegen Pic di monte Alifa zu, mit dem Volturno; der Sommer zu Santa Lucia di Caserta gegen Mattacone; der Herbst zu Sorrento gegen Neapel; der Winter zu Persano mit dem Berg Postiglione, der mit Schnee bedeckt war. Diese vier Bilder kamen, wie gesagt, in einen runden Saal eines Pavillons im Lago Fusaro, der zur Jagd und Fischerei bestimmt war. Die Bilder wurden 1799 durch die Lazzaroni geraubt, und man hat nie erfahren können, wo sie geblieben sind. Die vier kleinen, welche als Skizzen dienten, kaufte die Königin und schenkte sie ihrer Schwester Marie Christine, und sie befinden sich noch bei dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen. Hackert bedauerte den Verlust dieser Gemälde, weil er sie für seine beste Arbeit hielt, die er in Neapel für den Hof gemacht hatte.

Ferner bestellte der König ein großes Bild, wie es schon oben angedeutet worden, eine Art von Parforcejagd zu Pferde, mit Lanzen und Hunden, nach Art und Weise der Pallieser. Zu diesem Bilde gehörten viel Studien sowohl der Personen als der Pferde, Hunde und mancherlei Gerätschaften. Die Gegend der Jagd war al Zingaro. Der König wollte sein Porträt auf diesem Bilde haben und saß dem Künstler ein- und eine halbe Stunde; es fiel sehr ähnlich aus. Gegenwärtig besitzt es Graf Dönhoff von Dönhoffstadt in Berlin. Auch viele

25 f. Marie ... Teschen. Siehe oben S. 187, Z. 11 Anm. — 32. viel, 1 viele.

Kavaliers saßen ihm und wurden sehr ähnlich, als: der Duca di Riario, Don Marco Ottobono, der Duca di Castel Pagano und mehrere. Dieses Bild kostete viel Zeit, Mühe und Arbeit; denn alles mußte nach der Jägerkunst sehr richtig vorgestellt werden, so daß dieses Bild erst 1784 fertig wurde. Ferner mußte noch auf ein kleines Bild der König zu Pferde gemalt werden, im Jagdkleide, wie er mit zwei Hunden einen Hasen hetzt.

Caserta.

Graf Rasumowsky wurde zurückberufen, und der König gab Hackert ein Logis auf dem alten Palast. Indessen verursachte der Aufenthalt bei Hofe, die Begleitung zu den Jagden, die Hin- und Herreisen von Rom nach Caserta großen Zeitverlust und viele Kosten, so daß Hackert, da er nur seine gewöhnlichen Preise vom König erhielt, endlich eine Schadloshaltung verlangte. Der König wollte sich hierzu nicht verstehen; die Sache ging nicht vorwärts, so daß Hackert zuletzt deutlich erklärte, wenn ihm Ihro Majestät nicht hundert neapolitanische Dukaten monatlich für die Extraausgaben Schadloshaltung gebe, so würde er zwar die angefangenen Arbeiten fertig machen, aber in der Folge in Rom bleiben und den König von dorther bedienen, ohne weiter hin- und herzureisen.

Die Königin war unzufrieden über das Betragen des Königs, und Hackert sprach nicht mehr von der Sache. Im Januar 1785 bat er um die Erlaubnis, nach Rom zurückzukehren, und der König lud ihn ein, im Oktober wieder nach Caserta zu kommen, welches er auch versprach. Dieses geschah im Studium des Künstlers. Der König sagte ihm: „Ich erwarte Euch auf dem Palaste um sechs Uhr; denn ich will Euch nochmals vor Eurer Abreise sprechen.“ Hackert kam; der König war sehr gnädig und schenkte ihm zweihundert Unzen in Gold nebst sechs Fasanen und andern Dingen. Die Königin sah den Künstler am folgenden Tag um zwölf Uhr, schenkte ihm ein kleines Andenken, einen Ring mit ihrer Chiffer, mit viel höflichen Ausdrücken, und er mußte hoch und teuer versprechen, im Oktober wieder in Caserta zu sein.

---

26. Studium, ital. studio, Atelier.

Anstellung.

Die Gebrüder Hackert kamen auch wirklich um die bestimmte Zeit zurück, und alles ging seinen alten Gang. Im Jahre 1786 sprach der König mit Hackert, daß er ihn und seinen Bruder Georg engagieren wolle und sie in Neapel bleiben sollten. Diese Sache wurde sehr weitläufig durch den Ritter Gatti und den General Acton betrieben. Nachdem alles beredet war, stellte Hackert die Konditionen für sich und seinen Bruder und sagte den Inhalt selbst an den König. Dieser wies ihn wieder an den General Acton, der es im Rat vorstellen sollte. Dies geschah im März, und Acton schrieb ein Billet, daß der König die Konditionen approbiert habe. Am Ende des Aprils erhielten die Brüder erst die Depesche von der Finanzsekretarie, wo die Pension sollte gehoben werden. Die Brüder reisten nach Rom und machten Anstalt, nach Neapel zu ziehen, welches im Julius geschah. Sie erhielten ein herrliches Logis im Palast Francavilla in der Chiaja.

Nun ist es gewöhnlich, daß die Kammermaler, wenn sie in königliche Dienste treten, einen Eid ablegen müssen; da Hackert aber schon beinahe vier Jahre dem Könige als Maler gedient hatte und sehr bekannt war, so sprach der König nie von dem Eide; auch kann in Neapel kein Protestant den katholischen Eid ablegen. Ein Kavalier aber sagte einst zum König, ob Ihro Majestät wohl wüßten, daß Hackert nicht zur römisch-katholischen Kirche gehöre. Der König antwortete: „Ich weiß es sehr wohl; wisset aber auch, daß es ein ehrlicher Mann ist, der einen vortrefflichen moralischen Charakter hat und mir mit aller Treue ohne Eidschwur dient! Ich wünsche, daß mir meine Katholiken mit der Treue dienen mögen, wie er."

Familiarität des Königs.

Einst wollte Hackert nach Caserta fahren, wo er seine Wohnung im alten Palast hatte. Er traf den König auf dem Weg von Capua nach Caserta — und wer dem König in der Stadt oder auf dem Lande begegnet, muß stille halten — der König kannte ihn

6. weitläufig, 1 weitläuftig. — 7. General Acton, der Liebhaber der Königin Karoline und eigentliche Regent des Königreichs Neapel in diesen Jahren. — 16. in der Chiaja, der südlichste an der Spiaggia di Chiaja gelegene Stadtteil Neapels.

sogleich, grüßte ihn sehr freundlich nach seiner gewöhnlichen Art und fuhr nach Caserta. Er kam von Carditello und speiste gewöhnlich um ein Uhr. Hackert eilte nach, und sobald er in seinem Quartier war, lag ihm nichts näher am Herzen, als sich sogleich dem König zu präsentieren, weil dieser ihn schon gesehen hatte. Über dem Auspacken verging die Zeit, und eben da er das Hemd wechselt, tritt der König in sein Schlafzimmer und spricht auf eine gnädige, freundliche Weise: „Seht, wir sind geschwinder. Ich bin der Erste, der Euch die Visite macht.“ Er befahl, Hackert sollte sich völlig ankleiden, und hielt sich eine gute halbe Stunde auf, um seinen Wagen zu erwarten. Er fragte: „Was macht Ihr morgen?“ Hackert sagte: „Wenn Ew. Majestät keine andern Befehle geben, so richte ich mich zur Arbeit ein.“ „Morgen früh,“ sagte der König, „komm' ich wieder; aber übermorgen müßt Ihr mit mir gehen. Ich habe schöne Aussichten entdeckt, die ich Euch zeigen werde.“ Sie waren auch wirklich schön.

Liebhaberei des Königs.

Der König war von Jugend auf ein passionierter Jäger, weil er dazu erzogen war. Seine Gesundheit in seinen Jugendjahren soll sehr schwächlich gewesen sein; durch die Jagd ist er stark, gesund und frisch geworden. Hackert, der die Gnade hatte, von ihm eines Tages eingeladen zu werden, und bei ihm auf seinem Posten war, hat ihn unter hundert Schüssen nur einen einzigen fehlen sehen. Doch war es nicht allein die Jagd, sondern das Bedürfnis, in der frischen Luft zu sein, was ihn gesund erhielt. Hackert hat oft Gelegenheit durch sein Zeichnen gegeben, daß die Jagden nicht gehalten wurden; denn ihn arbeiten zu sehen, amüsierte den König so sehr, daß er zufrieden war, wenn er nur Beschäftigung in der freien Luft hatte.

Was der König gelernt hat, weiß er vollkommen richtig und gut. Hackert ist oft mit ihm zur See nach Ischia und Capri gewesen. Des Nachts kommandierte seine Korvette der Kapitän, des Tages der König so gut als der beste Seeoffizier. Die Fischerei und Anlagen zur Fischerei verstand er vollkommen, so wie

10. sollte, 1 solle.

er es auch bewiesen hat auf dem See von Fusaro, der schon von alters her durch einen Kanal Zusammenhang mit der See hat und deswegen Salzwasser ist, wohin der König Austern aus Taranto zur See in Behältern kommen ließ, um sie da zu vermehren, welches auch in wenigen Jahren den glücklichsten Erfolg hatte. Die Fischerei war gemeiniglich auf dem See von Fusaro vor Weihnachten, wo alsdann der König viele tausend Pfund verkaufte. Die Austern wurden in den Monaten, worin sich ein R befindet, öffentlich sowohl in Neapel als am See selbst für einen billigen Preis verkauft; in den Monaten, wo kein R ist, als vom Mai an bis in den September, durfte keine Auster angerührt werden, weil sie sich in den heißen Monaten vermehren. Der König ruderte wie der beste Matrose und schalt sehr seine Seeleute, wenn es nicht richtig nach dem Takt der Kunst ging. Alles, was er weiß, macht er vortrefflich, richtig und gut. Will er belehrt sein, so ist er nicht eher zufrieden, als bis er die Sache gründlich begriffen hat. Er schreibt eine vortreffliche Hand und schreibt geschwind, verständig, kurz und mit Nachdruck. Hackert hat die Gesetze von San Leocio gesehen und gelesen, bevor sie gedruckt wurden. Der König hatte sie einem seiner Freunde übergeben, der nachsehen mußte, ob auch Fehler gegen die Orthographie darin wären, wo denn hin und wieder nur einige Kleinigkeiten zu ändern waren. Sie wurden hernach abgeschrieben und gedruckt. Hätte man diesen Herrn zu Studien angehalten und ihn nicht zu viel Zeit täglich mit der Jagd verderben lassen, so wäre er einer der besten Regenten in Europa geworden.

Wohlleben.

Hackert war mit dem König in Persano auf den Jagden, um Studien zu zeichnen und zu malen für die Bilder, die der König bei ihm bestellt hatte. Es war im Januar, als ihm der König aufgegeben hatte, verschiedene Tiere, besonders wilde Schweine, Hirsche, Tanntiere und Rehe zu malen. Diese Studien konnten nicht in ein oder zwei Tagen gemacht werden. Die Kammertafel

4. zur, 1 zu. — 5. wenigen, 1 wenig. — 10. vom, 2, 3 von. — 12. den, 1 diesen. 32. Tanntiere, falsche Bildung statt „Damtiere“. An andrer Stelle bei Goethe „Dannhirsch“ (Werke 8, 54, 11).

war um zwölf Uhr; also wollte Hackert nicht speisen, um seine Arbeit bis an den Abend fortzusetzen. Der König kam gemeiniglich zu Hackert, um zu sehen, was er gemacht hatte, ehe er oben in sein Appartement ging. Eines Tages war es schon Nacht, als der König zurückkam. Sobald er in seinem Zimmer war, ließ er sich kleine Würste von Schnepfen, mit Schweinefleisch vermischt, geben, weil ihn hungerte, und ein Glas Burgunder; denn auf diesen Jagden speiste er nichts zu Mittag als etwas kalte Küche. Während als er die Salsiccie aß, sagte er zu seinem Kammerdiener Borelli: „Gehet hinunter, rufet mir den Hackert! Er soll kommen, so wie er ist, und mir zeigen, was er heute gemacht hat." Dies geschah sogleich. Die Königin befand sich bei dem König; er sah alles mit Wohlgefallen an; endlich sagte er: „Ich finde, daß Ihr heute viel gearbeitet habt, worüber ich erstaune." — Hackert sagte: „Wenn ich nicht fleißig bin und ein Scirocco kommt, so verdirbt alles Wild. Die armen Jäger, denen Ihro Majestät es geschenkt haben, würden sehr übel auf mich zu sprechen sein." — „Es freut mich, daß Ihr so charitabel denkt. Habt Ihr den Mittag gegessen?" — „Gefrühstückt," erwiderte Hackert. „Zu Mittag kann ich nicht eher speisen, als wenn meine Tagesarbeit vollendet ist, es sei, um welche Uhr und Zeit es wolle. Mit vollem Magen läßt sich nicht wohl studieren." — „Diese Würste sind außerordentlich gut gemacht. Ich hoffe, sie werden Euch so gut schmecken wie mir. Borelli, sagt, daß ich befohlen habe, Hackert von denselben Würsten zu geben und von demselben Burgunder, damit er sich nach so vieler Arbeit wohl erhole." — Er befahl den andern Tag dem Küchenmeister, daß, wenn Hackert nicht zur gewöhnlichen Stunde zur Staatstafel kommen wollte oder könnte, er ihm um die Zeit, wenn er es verlangte, zu speisen gäbe. Man sah die Gutherzigkeit, womit der König alles that und sagte.

Geschenke.

Der König ist außerordentlich gnädig und höflich. Hackert erinnert sich nicht, daß der König ihm je befohlen hätte: „Ihr müßt oder Ihr sollt das thun," sondern immer pflegte er mit

9. Während als, 1 Während daß. — Salsiccie, Würste. — 34. hätte, 2, 3 hatte.

Artigkeit zu sagen: „Hackert, Ihr werdet mir den Gefallen thun, Ihr werdet mir das Vergnügen machen, dies oder jenes zu thun," oder gar: „Ich bitte Euch, das zu thun." Ist die Sache gemacht, so dankt er sehr höflich dafür und macht Wildpret von allerlei Art zum Geschenk, nachdem die Jagden sind, und nachdem er weiß, wie einer mehr oder weniger Liebhaber davon ist und es auch mit Geschmack genießt.

Damit der König nun bei der Austeilung niemand vergesse, so hat er eine Note von allen denen, die gemeiniglich Wildpret geschenkt bekommen. Nach der Jagd tritt ein Schreiber auf, der alles erlegte Wild genau aufzeichnet. Wenn dieses geschehen, so reitet oder fährt der König nach Caserta. Ist das Wildpret nachgekommen, so zeigt man es dem Könige an. Die wilden Schweine werden gewogen und am Ohre des Tiers Blei angebunden, worauf das Gewicht gestempelt wird. Sodann wird wieder eine neue Note gemacht, und alles dieses geschieht in des Königs Beisein. Nun folgt erst die Note der Austeilung. Zuvörderst steht die Königin, die eine ziemliche Anzahl bekömmt, welche sie gleichfalls wieder verteilt. Und auf diese Weise bekommt jedermann richtig, was ihm der König zugeteilt hat. Ein Träger trägt das Schwein, ein Läufer begleitet ihn und bringt das Geschenk an seinen bestimmten Herrn im Namen des Königs. Hackert als Kammermaler und seine Klasse bei Hofe, als die Kammermedici, Kammermeister der Musik wie Paisiello, mit welchen diese Klasse aufhört, bekamen bei großen Jagden jährlich ein wildes Schwein; Hackert hat öfters vier bis fünf bekommen Bei kleinen und mittelmäßigen Jagden, auch wenn er mit dem Könige auf der Jagd gewesen war, bekam er allemal einen Jährling von etwa 120 Pfund, welches die besten waren. Öfters schoß der König, wenn die Fasten früh anfingen, in der Fasanerie wilde Schweine, zwei oder drei, die da Schaden anrichteten. Da bekam der Ritter Hamilton das größte und Hackert das kleinste, weil sie als Protestanten Fleisch speisen konnten. Letzterer erhielt einst in der heiligen Woche ein Schwein nebst einem Korb voll Bekassinen, deren über hundert waren. Da die Jahrszeit schon warm war,

21. Geschenk, 2, 3 Geschenke. — 24. Paisiello, „der Liebliche", wie Goethe ihn (Anmerkungen zu Rameaus Neffen, Artikel „Musik") nennt, lebte von 1741—1816, war einer der fruchtbarsten und neben Piccini der beliebteste Vertreter der italienischen Oper im 18. Jahrhundert. Er stand von 1785—1802 an der Spitze der Kapelle des Königs von Neapel. — 31 f. Ritter Hamilton. Siehe oben S. 120, Z. 17 Anm.

so verschenkte er einen großen Teil in Neapel an seine protestantischen Freunde; viele wurden bei ihm verzehrt, und in der heiligen Woche kamen oft katholische Freunde, die wegen Unpäßlichkeit Erlaubnis hatten, Fleisch zu essen.

Wenn die große Fasanenjagd war, wo sechs= bis siebenhundert geschossen wurden, bekam ein jeder von seiner Klasse einen Fasanen; Hackert aber bekam zwei. Der König sagte: „Alles, was von Hackerts Bekannten nach Caserta kommt, gehet bei ihm zu speisen; er muß zwei haben.“ Außerdem bekam er rote Rebhühner, Schnepfen, Enten und allerlei Jagd, welches natürlicherweise vielen Neid erregte. Im Sommer, wenn der König im Belvedere sich aufhielt, war Hackert in seiner Wohnung in Caserta. Der König bekam oft aus Neapel einen großen Fisch, Pesce spada (Schwertfisch). Dieser Fisch kommt mit dem Tonno aus dem Archipelagus ins mittelländische Meer im Mai, hat seinen Zug und geht gegen Ende Augusts wieder zurück, wie der Tonno. Er ist außerordentlich delikat, etwas fett, und man kann nicht viel davon essen; denn er ist schwer zu verdauen. Er ist sehr groß, lang und rund, oft sieben bis acht Fuß, auch noch länger, ohne sein Schwert, das vorn am Kopfe über dem Maul ist. Wenn der König einen solchen Fisch bekam, so teilte er ihn selbst ein. Hackert kam eines Tages von ungefähr dazu. Als er die Treppe in Belvedere hinaufgehen wollte, hörte er die Stimme des Königs in der Küche. Der König rief ihm, er sollte kommen und den großen schönen Fisch sehen. Darauf wies der König dem Koch, wie viel er zu dem Kopf lassen sollte, und sagte: „Das ist für uns“; hernach ein großes Stück für die Königin, welches sogleich des Abends in der Frische, mit Schnee bedeckt, spediert wurde; hernach ein Stück für Monsignore Bischof von Caserta; für den Intendanten von Caserta ein Stück; dann für Don Filippo Hackert und für den Architekt Collicini. Jedes wurde auf eine silberne Schüssel gelegt und einem jeden zugestellt. Die Portion war so groß, daß Hackert oft noch zwei Freunde beschenkte und doch auf drei Tage für sich behielt. Dieser Fisch, ganz frisch, ist nicht eßbar; er muß bis auf einen Punkt wie das Fleisch mortifiziert sein. Er wird gemeiniglich bloß auf dem Rost in dünnen Stücken gebraten und mit verschiedenen

12. im Belvedere, 1 in Belvedere. — 15. Tonno, Thunfisch (Str.).

Saucen gegessen. Wenn er gebraten ist, hält er sich viele Tage und wird alsdann kalt mit Öl und Limonien genossen. Hackert bekam alle Wochen Geschenke an Speisen vom Könige, im Sommer hauptsächlich Fische, die der König aus Neapel zum Präsent erhalten hatte und die das Beste waren, was die See giebt. Er bekam oft eine große Schüssel Kehlen, die hinten am Kopf des Tonno sind. Dies ist das zarteste Fleisch an jedem Fisch; man kann kaum mehr als zwei essen. Sie werden mit der platten Gräte, die unter ihnen liegt, ohne alle andern Umstände auf dem Rost gebraten. Verschiedene Fremde von Stande, die diese Speise nicht kannten, haben sich oft bei Hackert eine Unverdauung gegessen, weil sie zu viel davon aßen. Es ist gewiß, daß es von den Fischen der größte Leckerbissen ist, den man essen kann.

Aushülfe.

Eines Tages, da der König in Belvedere war, sagte er zu Hackert: „Morgen früh um zehn Uhr werde ich auf dem Palast in Caserta sein. Kommt, wir wollen viele Arrangements wegen meines Schreibkabinetts treffen." — Wenn der Hof nicht auf dem Palaste wohnet, so stehen keine Wachen vor den Thüren im Palaste, daß also ein jeder gehen kann, weil die Zimmer verschlossen sind; die Treppen u. s. w. bloß sind mit Schildwachen besetzt. Der Ritter Hamilton nebst einer ansehnlichen vornehmen Gesellschaft hatten Hackert ersucht, ihnen einen Mittag zu essen zu geben, weil sie den englischen Garten sehen wollten. Dieser hatte den Ritter gebeten, ihm, wenn sie kommen wollten, den Tag zu bestimmen, weil die Hitze sehr groß in Caserta des Sommers ist und man keine Provision von Fleisch nur einen Tag halten kann; sonst würden sie eine sehr schlechte Tafel finden. Der Ritter hatte wirklich geschrieben, aber Hackert keinen Brief erhalten. Gegen elf Uhr kam die ganze Gesellschaft von acht Personen in seiner Wohnung an und ließen ihm aufs Schloß sagen, wenn er ihnen in den englischen Garten nachkommen wollte, so sollte es ihnen lieb sein; wo nicht, so würden sie um vier Uhr zur Tafel kommen. Der Koch war sehr bestürzt und schickte zu Hackert auf den Palast. Der König sagte: „Don Fi-

5. giebt, 1 ergiebt.

lippo, da ist Joseph, Euer Kutscher" (der König kannte genau alle seine Leute); „gehet hin, er hat Euch gewiß was zu sagen." — Der Kutscher brachte die Nachricht, die Hackert mißfiel. Wie er zum König zurückkam, fragte dieser: „Was will der Joseph von Euch haben?" — Hackert mußte dem König alles sagen. Zugleich setzte er hinzu: „Ich habe dem Koch sagen lassen, er soll machen, was er kann und was zu haben ist! Warum hat der Ritter nicht Nachricht vorher gegeben!" Der König lachte herzlich und sagte: „Hamilton wird sehr unzufrieden sein, wenn das Mittagessen nicht gut ist. Es schadet ihm aber nichts; warum hat er nicht avisiert." Hackert sagte: „Ew. Majestät wissen, daß in Caserta nichts anders als gutes Rindfleisch ist, gute Butter von Carditello; das Übrige kommt aus Neapel." Der König sagte: „Mit etwas wollen wir Euch helfen. Ich werde Euch einen großen Fisch schicken; denn ich habe heute früh ein Geschenk von Fischen bekommen. Sonst kann ich Euch nichts geben; denn Ihr wisset, daß alle Morgen meine Provision, was ich gebrauche, aus Neapel kommt." — Der Koch hatte indessen doch etwas aufgetrieben und bereitete ein ziemlich gutes Mittagessen, wovon der Fisch die Hauptschüssel war.

Kochkunst.

Der König ist immer gutherzig, giebt gerne und freut sich, wenn andre es mitgenießen. Einst auf einer großen Fasanenjagd, wo er Hackert eingeladen hatte, die Jagd zu sehen, so daß die Fasanen in Reih und Gliedern da lagen, wovon der König allein hundert geschossen hatte, ohne die Kavaliere und Jäger; während sie nun gezählt wurden und der Jagdschreiber sie aufschrieb, und wie viel ein jeder geschossen hatte, nahm der König einen alten Fasanhahn auf, untersuchte ihn und sagte: „Dieser ist recht fett!" Er suchte einen zweiten und so den dritten. Darauf sagte er zu seinem Laufer: „Der ist für mich. Sagt in der Küche, morgen will ich ihn, mit Reis gekocht, in Caserta zu Mittag speisen." Den zweiten bekam der Ritter Hamilton und Hackert den dritten, mit dem Beding, daß man den Fasan allein sollte kochen bloß mit Salz, hernach Reis dazu thun und diesen

13. Neapel, 1 Napel. So auch weiterhin.

mit Brühe und Fasan zusammen kochen lassen. Der Reis zieht das Fett des Fasans an sich und bekommt einen vortrefflichen Geschmack. Der König machte ein solch genaues Küchenrezept, als wenn er ein Koch wäre. — „Ihr müßt ihn aber," sagte er, „morgen frisch kochen lassen, sonst ist er nicht mehr so gut, und ich will wissen, wie es Euch geschmeckt hat." In der That war es eine gesunde und delikate Schüssel, woran man sich allein völlig satt essen konnte. Hackert ging des Abends wie öfters zum Billard des Königs, ihn spielen zu sehen, weil er es sehr gut spielte. Sowie der König ihn sah, fragte er gleich: „Wie hat der Fasan geschmeckt?" „Außerordentlich gut," erwiderte er. Der König sagte: „Meiner war auch sehr gut. Sehet Ihr, daß ich auch weiß, daß simple Speisen die besten und gesundesten sind." Der König hatte sehr gute französische Köche; die Neapolitaner aber hatten es den Franzosen so abgelernt, daß sie ebenso geschickt waren wie diese. Hackert gestand oft, daß er nie einen Hof gesehen, wo alles so gut und ordentlich bedient war als der neapolitanische.

In Caserta hatte Hackert keine Tafel vom Hof, noch in Portici; aber auf allen kleinen Landreisen, Jagden, wozu er vom König gebeten war, hatte er Tafel mittags und abends, und zum Frühstück, was er aus der Konditorei verlangte. Dies nennt man am Hofe die Staatstafel, wozu der erste Kammermaler das Recht hat, so auch der Kapitän von der Wache und andere Herren, die an des Königs Tafel nicht speisen können, als der Kontroleur, der auf dem Lande der ganzen Wirtschaft vorsteht, der Fourier, der die Quartiere besorgt u. s. w. Diese Tafel wird in einem Zimmer neben dem, wo der König speist, in demselben Augenblick bedient, wenn man dem König serviert. Sowie der König abgespeist hat, ist die Staatstafel aufgehoben, welche bis auf einige extraordinäre rare Sachen ebenso gut bedient ist wie die königliche. Der König und auch die Königin, die beide sehr gutherzig sind, freuen sich, wenn andre, die sie schätzen, mitgenießen. Wenn also mit solchen seltnen Sachen ihre Tafel bedient war, so schickte die Königin öfters an die Frau von Böhmen eine Schüssel, der König an Hackert und sagte: „Er verdient es und versteht es." Die Königin, wenn

1. zieht, 1 ziehet. — 10. sah, 1 sahe. — 18. neapolitanische, 1 napolitanische — 19. vom, 3 von.

sie ohne große Suite war, schickte gleichfalls an Hackert verschiedene Sachen von ihrer Tafel, sogar Sauerkraut und sagte: „Bringt es dem Hackert, der versteht es. Es ist auf deutsche Art mit einem Fasan zubereitet. Die Italiener essen es aus Höflichkeit, aber nicht mit Geschmack.“ Es versteht sich, daß so viel da war, daß alle genug hatten und noch übrig blieb.

Mäßigkeit.

Der König liebte die gute Tafel, ob er gleich kein großer Esser war; nur wenn er um drei Uhr oder später nach der Jagd speiste, aß er etwas mehr, beklagte sich aber des Abends, daß er zu viel gegessen hätte. Trinker war er gar nicht. Hackert hat ihn ein einziges Mal ein wenig lustig in Belvedere gesehen, wo er von seinen eigenen Weinen gab, die er da verfertigt hatte. Sonst trank er sehr mäßig. Wenn er um zwölf Uhr zu Mittag gespeist hatte, aß er sehr wenig zu Nacht, etwas Salat und Fische, aber zarte Fische, als Trillen, Zungen und dergleichen. Hatte er später gegessen, so genoß er bloß ein Spitzglas Wein mit ein wenig Brot. Bei der Tafel war er sehr munter und machte sehr gut die Honneurs derselben, bediente alle gern und ohne Förmlichkeit, sowohl auf dem Lande als unter seiner Familie, die zusammen speiste. Hackert war oft dabei zugegen; denn wenn der König mit ihm von seinen Sachen gesprochen hatte und manchmal hinzusetzte: „Ich werde bei der Tafel Euch das Übrige sagen,“ so trat er alsdann an den Stuhl des Königs, und dieser sprach mit ihm. Es war eine Freude, anzusehen, wie er unter seinen Kindern als ein guter Hausvater saß.

Zufällige Einkünfte.

In Caserta kam ein Pächter, welcher Jesuitengüter für zwölftausend Ducati in Pacht hatte, erwartete den König an der Thüre bei den Gardes du Corps und sagte: „Ew. Majestät, ich bin der Pächter. Der Hagel hat dieses Jahr alle Frucht zu schanden geschlagen, so daß es eine Unmöglichkeit ist, die völlige Pacht zu zahlen. Die Giunta der Jesuitengüter will

nichts nachlassen; also bitte ich Ew. Majestät, mir die Gnade zu erzeigen; sonst bin ich völlig zu Grunde gerichtet. Ich habe hier sechstausend Ducati; die will ich geben. Das Mehrste davon ist erspart von verschiedenen Jahren her; denn in diesem ziehe ich aus dem Gute nicht zweitausend Ducati." Der König sah dem Mann sehr genau ins Gesicht; es schien ein guter ehrlicher Mann zu sein. Der König frug ihn: „Habt Ihr die sechstausend Dukaten bei Euch?" Er antwortete: „Ja!" — „Kommt herein!" In der Antichambre nahm der König das Geld und sagte: „Das ist das erste Geld, was ich in vielen Jahren Einkünfte von den Jesuitengütern sehe. Ich werde Euch ein Billet geben, daß Ihr uns die Pacht bezahlt habt." — In Neapel kann keine giltige Bezahlung geschehen als durch die Bankzettel, welche man Polizza di Banco nennt, wo man bloß hinten drauf schreibt, daß man dem N. N. für das die Summe bezahlt habe.

Sonderbare Audienz.

Einen Abend kam ein sizilianischer Priester zum König zur öffentlichen Audienz. Nach spanischem Hofgebrauch muß er sich bei dem Thürsteher melden und sagen, was sein Verlangen in der Audienz ist. Dieses wird aufgeschrieben und dem König vorgelegt. Die der König nicht haben will, werden ausgestrichen. Der König stehet vor einem Tisch und erwidert kein Wort. Vor der Thüre stehen zwei Gardes du Corps, in dem Zimmer gleichfalls zwei. So wird einer nach dem andern vor den König geführt, und jeder küßt zuerst mit Kniebeugen demselben die Hand. Nun hatte der König vom Kaiser Leopold einen Hund geschenkt bekommen, den sie in der Festung Belgrad bei dem kommandierenden Bassa gefunden hatten. Der Hund war sehr groß und schön, zahm wie ein Lamm und daher beständig in den Zimmern des Königs. Er wurde gut gehalten; wie aber Hunde sind, die nie satt genug haben, wenn sie Speisen riechen. Der Priester sprach zum König eines Prozesses halber, den er rechtmäßig seit vielen Jahren führte, und der nie zu

27. Kaiser Leopold, dem Zweiten. Siehe oben S. 192, Z. 19. — 28. in der Festung Belgrad, bei der Eroberung durch General Laudon am 7. Oktober 1789.

Ende kam. Während derselbe sprach, war der Hund immer mit der Nase an seiner Tasche und ließ ihm keine Ruhe zum Sprechen. Der König sagte zum Priester: „Ihr müßt Fleisch oder Braten in der Tasche haben; wenn Ihr's dem Hunde nicht gebt, so läßt er Euch keine Ruhe zum Sprechen." Der arme Priester sagte zum König: „Ich habe eine gebratene Salsiccia in der Tasche; das ist mein Abendessen. Zu Fuß bin ich zwei Posten von Neapel gekommen, zu Fuß gehe ich die Nacht zurück nach Neapel; denn ich habe kein Geld, hier Nachtlager zu bezahlen." Der König sagte ihm: „Gebt's dem Hund." Nachdem er dem König alles gesagt und seine Bittschrift überreicht hatte, befahl ihm dieser, im Vorzimmer zu warten, bis die Audienz zu Ende wäre. Da sie zu Ende war, ließ ihm der König durch seinen Kammerdiener eine Rolle von hundert Unzen in Gold geben und ihm sagen, dieses wäre, damit er zu leben hätte; sein Prozeß sollte bald geendigt sein. Wirklich hatte der König solche strenge Befehle an die Gerichte erteilen lassen, daß der Priester in wenigen Monaten seinen Prozeß gewann. Als er zum König kam und sich für die Gnade bedankte, so war der Hund wieder da. Der König sagte: „Jetzt werdet Ihr wohl nicht mehr eine Salsiccia in der Tasche haben für den Bassa." So hieß der Hund. „Nein," sagte der Priester, „ich bin auch nicht zu Fuß gekommen. Durch den gewonnenen Prozeß und durch die Gnade Ihro Majestät habe ich ein ansehnliches Vermögen für mich und meine Neffen rechtmäßig erhalten."

Hofintrigue und Fasaneneier.

Im Jahre 1787 wurde eine gewisse Intrigue zwischen dem spanischen Hofe und der Prinzessin Jaci, der Sekretarie des Ministers Marchese Sambucca und vielen andern, die darein verwickelt waren, entdeckt. Der Speditore, der als Küchenwagen täglich von Caserta um elf Uhr nach Neapel fuhr und im Sommer um acht Uhr von da wieder zurückging, war unschuldigerweise der Träger dieser Briefe. Viele bei Hofe bedienten sich dieser Gelegenheit, um nicht ihre Briefe durch den gewöhnlichen königlichen Kurier zu schicken, der täglich nach Neapel des Abends um neun Uhr abging und des Morgens um elf Uhr zurück nach Caserta kam. Da man entdeckt hatte, daß der Speditore allemal,

wenn die Briefe aus Spanien angekommen waren, eine kleine Schatulle mit sich führte, wozu die Verbündeten in Caserta den Schlüssel hatten, und die Prinzessin Jaci als Oberhaupt desgleichen, so wurde einen Abend der unschuldige Speditore, als er Capo de Chino vorbeigefahren war, bei einer Taverne, wo er gemeiniglich seine Pferde ruhen ließ und ein Glas Wein trank, mit großer Solennität durch einen Dragonerobristlieutenant und zwanzig Mann arretiert. Der Obristlieutenant bemächtigte sich sogleich der Schatulle und aller Briefe, die der Speditore bei sich hatte, fuhr schnell nach Caserta und brachte alles zum König. Der Speditore wurde durch einen Dragoneroffizier und Grenadiere nach Caserta geführt. Sobald die Briefe angelangt waren, setzte sich der König mit der Königin und dem Minister Acton, um sie zu lesen. Nachdem die interessantesten Briefe gelesen waren, las man auch die gemeinen, von Kameristinnen, ihren Dienerinnen und andern Leuten bei Hofe, die, weil Liebesintriguen und dergleichen Sachen darin standen, nicht gern die Briefe mit dem königlichen Kurier gehen ließen. Endlich fiel dem König ein Brief in die Hand, der an die deutsche Köchin der Königin geschrieben war, bei der ihre Freundin in Neapel anfragte, ob die Fasaneneier müßten länger gebrütet werden als die Hühnereier. Die Glucke hätte schon zwanzig Tage auf den Eiern gesessen, und noch wäre keins ausgekommen; sie wolle also genaue Nachricht darüber haben. Der König ward sehr aufgebracht über die Köchin und sagte: „Was! Man stiehlt mir auf solche Weise die Eier?“ Die Königin, die viele Geistesgegenwart hat, sagte, um die Köchin zu retten, sie hätte ihr befohlen, die Eier zu nehmen und sie nach Neapel zu schicken. Sie wollte die jungen Fasanen in den Vogelhäusern im Francavillischen Garten zum Vergnügen der Kinder aufziehen lassen. Der König war hitzig und sagte: „Du mischest dich auch in meine Jagden? Das will ich nicht!“ Damit stand er auf und sagte: „Ich will keinen Brief mehr hier lesen, um nicht neuen Verdruß noch heute Abend zu erleben; leset die übrigen!“ und ging zum Billard. Die Passion zur Jagd ging so weit, daß des Morgens die Köchin mit dem König ins Boschetto gehen mußte, um zu zeigen, wo

3. Prinzessin, 1 Prinzeß. — 11 f. und Grenadiere fehlt 2, 3. — 15. Kameristinnen, nach dem italienischen camerista, Kammerfräulein (Str.). — 23. wolle, 1 wollte.

sie die Eier genommen hätte, die denn auf ihr rotwälsches Italienisch dem König noch dazu viel Unschickliches sagte, daß er so viel Aufsehen von zwanzig Fasaneneiern mache. Nachdem diese Hauptaffaire vorbei war, so ging der König in den Rat, wo alsdann die Strafen der Verbrecher dekretiert wurden. Don Domenico Spinelli, der die Gesandten einführte und sich an die dreitausend Dukaten jährlich stand, wurde nach Messina auf die Festung geschickt. Marchese Sambucca ward abgesetzt, behielt seinen ganzen Gehalt und zog sich nach Palermo zurück Viele andere kamen zeitlebens auf die Festungen, und Geringere verloren ihren Posten, so daß sie in Neapel als Bettler leben mußten.

Vertrauen.

Hackert stand bei dem König in sehr großem Kredit, weil er offen und freimütig seine Meinung sagte, wenn er gefragt wurde, und übrigens sich nie in Hofintriguen einmischte. Wenn der König etwas verlangte, so machte er keine Schwierigkeiten, sondern sagte sogleich: „Ew. Majestät, es ist gut; dieses kann gemacht werden.“ So glaubte der König fest, daß er selbst die Sache erdacht habe. Dies gefiel dem König. Öfters kam Hackert einige Tage darauf und sagte: „Wenn Ew. Majestät es erlauben, so habe ich gedacht, noch dieses hinzuzufügen.“ Es gefiel dem König, und er sagte: „Machet, wie Ihr's gut findet!“ Dies geschah. Wenn die Sache fertig war, so hatte der König einen außerordentlichen Gefallen und sagte: „Das ist meine Idee gewesen; Hackert hat alles approbiert und, wie ihr sehet, sehr gut ausgeführt.“ Die erste Idee des Königs blieb immer; es wurde aber oft so viel hinzugesetzt, daß man sie suchen mußte. Der König sagte oft: „Wenn ich etwas befehle, das gemacht werden soll, so habt ihr immer tausend Schwierigkeiten, die mir unangenehm sind. Der Einzige, den ich habe, ist Hackert; er hat nie Schwierigkeiten, und sehet, wie alles so gut und solide gemacht ist, und noch dazu sehr geschwind. Ehe ihr mit der Sache fertig werdet, ist mir schon alle Lust vergangen.“

---

1. hätte, 1 hatte. — 3. mache, 1 machte. — 11. ihren, 1 ihre.

Die Giunta.

Eines Nachmittags kam Hackert nach Belvedere di San Leocio. Indem er durch den Korridor ging, hörte er den König sehr laut sprechen und schelten. Es war mit dem Fiskal von Caserta, der halb taub war und gemeiniglich mit unangenehmen Sachen kam. Nachdem der König ihm viel Hartes gesagt hatte über sein und der ganzen Giunta Betragen, fuhr er fort: „Sehet, ich habe hier an die hunderttausend Ducati verbaut. Alles ist so gut geraten, daß ich täglich Vergnügen habe, es zu sehen, und lieber hier wohne als irgend anderswo. Wenn ich während dieser Arbeit nur einmal wäre beunruhigt worden. Alles ist still seinen ordentlichen Gang gegangen und ist gut geraten. Ich habe keinen gebraucht als Collicini, den Architekt, und Hackert. Alle Rechnungen sind bezahlt; ein jeder ist zufrieden. Nie habe ich einen Rekurs gehabt; alles ist in Ruhe und Zufriedenheit von allen Seiten zugegangen. Mit eurer verdammten Giunta bin ich täglich inquietiert. Niemand ist zufrieden; beständig habe ich Rekurs von Arbeitern, das Geld wird ausgegeben, und wenig oder nichts wird gemacht. Also muß ich glauben, daß ihr alle Betrüger seid." Damit wurde der Fiskal abgefertigt. Hackert wartete ein wenig, bis dem König die Hitze vorüberginge, ehe er sich sehen ließ. Der König ist sehr sanguinisch; es vergeht ihm bald. Wie Hackert kam, war der König wie gewöhnlich freundlich, konnte aber doch nicht lassen zu sagen: „Ich bin immer mit Verdruß von der Giunta in Caserta geplagt. Ihr werdet wohl die Scene gehört haben, die ich mit dem Fiskal hatte; weil er taub ist, so muß ich schreien. Wenn ich allein mache, so geht alles gut; wenn aber die verdammten Giunten dazwischenkommen, so wird alles verdorben. Wollte Gott, ich könnte alles allein machen!" — Dies ist wahr. Wenn der König allein dirigiert, so gehet es gut; denn er kennt seine Leute und wählet einen jeden, wozu er fähig ist, und läßt es wenigen Personen in Händen, denen er auch alle Autorität giebt.

---

1. Die Giunta, Stadtverwaltung. — 20. Fiskal. In 1 folgt „von Caserta".

Faktotum.

Der König war so gewohnt, Hackert bei sich zu haben, daß beinahe kein Tag vorbeiging, wo er ihn nicht brauchte. Es waren verschiedene Sachen; wenn sie die Personen, die er um sich hatte, nicht machen konnten, sagte er gleich: „Bringt es zum Hackert.“ Wenn etwas zu schanden gerichtet war, so wurde er gleich gerufen und gefragt, ob die Sache nicht könnte hergestellt und repariert werden. Es geschah gewöhnlich. Öfters sagte Hackert: „Ew. Majestät haben die Gnade und schicken mir die Sache in mein Quartier, so werden Sie bedient sein.“ Dies geschah. Öfters hatte der König die Sache schon in einigen Stunden fertig wieder zurück, welches ihm sehr gefiel. Zum Beispiel, der König hatte sich zwei Argandische Lampen von vergoldeter Bronze aus Paris kommen lassen. Weil sie an Hackert adressiert waren, so zeigte dieser dem Aufseher darüber, sie alle Abend anzuzünden, wie er den Docht einmachen sollte, auf welche Weise er sie täglich putzen müßte u. s. w. Die Dochte dauerten den ganzen Winter; den Sommer durch blieben die Lampen in Caserta, ohne vorher rein gemacht zu werden. Da der König im Oktober wieder nach Caserta kam, so war der Docht zu Ende. Des Morgens machte der König selbst den Docht ein, die Lampen wollten nicht brennen; der König beschmutzte sich so sehr mit dem stinkenden Öle wie auch sein Kammerherr, daß er endlich sagte: „Bringt sie zum Hackert! Der wird gleich wissen, woran es fehlt.“ Der Fehler war, daß sie unrein und voller Grünspan waren, weil das Öl die Bronze anfrißt. Er ließ sie mit kochendem Wasser rein machen und zeigte dem Manne zum zweitenmal die Methode, sie anzuzünden und rein zu halten. So brannten seine Lampen wieder so gut wie vorher. Bei der Königin war es desgleichen; es wurde zu Hackert geschickt, wenn man dieses oder jenes fragen oder haben wollte.

Farnesische Verlassenschaft.

Hackert war öfters in Streit mit dem König wegen des eigenen königlichen Interesses. Dieser Herr hatte das Prinzip, alles durchzusetzen und sich nie ein Dementi zu geben; und so

13. Argandische Lampen, Lampen nach dem von Argand zuerst 1786 angewandten Prinzip (Flamme mit doppeltem Luftzug). — 34. eigenen, 1 eignen.

zog sich die Sache öfters in die Länge. Am Ende von allen Verhandlungen und Beratungen kam der König immer auf seinen Punkt, auf seine Meinung zurück und behielt immer Recht, wie es natürlich ist, wenn ein König streitet. Die erste Differenz, welche Hackert mit dem König hatte, war von Rom aus im Jahr 1787, als er mit dem Ritter Venuti hingeschickt war, die Farnesischen Statuen nach Neapel zu bringen. Jemand hatte dem König eingeredet, daß viele mittelmäßige darunter seien; diese könnte man in Rom verkaufen und das Geld zur Restauration der guten anwenden. Der Ritter Venuti hatte dem Bildhauer Carlo Albacini, der der beste Restaurateur der Statuen war, verschiedene vorher zu restaurieren gegeben mit wörtlicher Genehmhaltung des Königs. Da aber Venuti und Hackert förmlich mit Kabinettsordre durch den Minister die Kommission bekamen, so nahm die Sache ihren ordentlichen Gang durch die Staatskanzlei Casa Reale. Als sie beide in Rom waren, hatte Albacini die Flora Farnese, eine Venus und viele andre mehr restauriert. Diese wurden durch einen andern Bildhauer, Sposini, durch Jenkins, der ein Händler war und vieles hatte restaurieren lassen, im Beisein des Rats Reiffenstein und der Angelika Kauffmann geschätzt, damit alles unparteiisch zuginge. Die Rechnung der Restauration belief sich auf zwölfhundert Scudi Romani. Venuti und Hackert verlangten das Geld für den Albacini durch den gewöhnlichen Gang der Secretarie di Casa Reale. Da es dem Könige im Rat vorgelegt wurde, so antwortete er: „Venuti und Hackert können die schlechten Statuen

6. Ritter Venuti, Lodovico Venuti, Porträtmaler und besonderer Günstling des Königs. Er war auch Goethen bei seinem Aufenthalt in Neapel mannigfach gefällig, als Führer wie durch gastliche Aufnahme in seinem Hause. Im Juli 1787 reiste er mit Tischbein zusammen von Rom nach Neapel, als Venuti die Farnesischen Statuen dorthin brachte, die Karl III. schon 1731 von dem letzten Sprößling der Familie Farrese geerbt hatte. Zu dieser Erbschaft gehörten auch die weiter unten erwähnten Orti Farnesiani am Palatin und die bereits S. 119 erwähnte Villa Madama. — 11. Carlo Albacini arbeitete 1780 im Auftrag der Kaiserin Katharina II. von Rußland die Grabdenkmäler des Raffael Mengs für die Peterskirche und des Gio. Batt. Piranesi für die Prioratskirche in St. Petersburg. In der Italienischen Reise erwähnt Goethe einen Besuch bei diesem Bildhauer am 17. Juli 1787, wo er den von ihm restaurierten, jetzt im Museum zu Neapel befindlichen Torso des Bacchus rühmt. Vergl. a. a. O. 2, 58 u. 60, 26 ff. Meyer nennt ihn in der „Kunstgesch. des 18. Jahrh." einen Bildhauer, „der nie Werke von eigener Erfindung ausgeführt", aber „mit Restaurationen, wenigstens an menschlichen Gestalten, am besten umzugehen wußte" und rühmt ihn eingehend (S. 357). — 18. Sposini, Giovanni Pierantonio, „lo Sposino" genannt; unter Pius VI. Restaurator für das Museo Pio Clementino. — 19. Jenkins. Thomas Jenkins, der römische Kunsthändler und Bankier, in dessen Hause zu Castel Gandolfo Goethe im Oktober 1787 drei herrliche Wochen verlebte. Siehe a. a. O. 2, 70 Anm., 121 ff. Vergl. auch Justi, Winckelmann II, 1, 319 f.

verkaufen und mit dem Gelde die Restauration des Albacini bezahlen" Der Befehl kam durch den Minister wie gewöhnlich an beide. Venuti war gleich bereit, ihn auszuführen, Hackert ganz und gar nicht; sondern er stellte demselben vor, welche Eifersucht und Neid es erregen müsse, daß zwei Fremde, ein Toskaner und ein Preuße, die wichtige Kommission hätten, und daß es in der Folge Verleumdungen und große Übel für beide nach sich ziehen könnte. Es wurde hin und her über die Sache weitläufig geschrieben. Zum drittenmal schrieb Hackert: daß Seine Majestät Herr wären, so viel Statuen zu verkaufen, als Ihnen beliebte, daß er aber keinen Finger groß Marmor von des Königs Eigentnm in seinem Leben verkaufen würde; wenn also Ihro Majestät verkaufen wollten, so möchten Sie die Statuen nach Neapel kommen und sie dort unter Ihren Augen verkaufen lassen. Als der Marchese Caraccioli, der Minister von Casa Reale war, dieses dem Könige im Rat vorlegte, so antwortete er: „Schicket gleich die zwölfhundert Scudi nach Rom, daß Albacini bezahlt werde. Denn mit Hackert richten wir nichts aus. Was er einmal gesagt, dabei bleibt er: er ist ein Preuße, und ich sehe jetzt vollkommen ein, daß er Recht hat." — Als Hackert nach Neapel zurückkam, wollte der Minister Caraccioli eine Erklärung darüber haben; denn er war ganz neu in sein Amt von Sizilien, wo er Vizekönig war, zurückgekommen. Hackert, der seit vielen Jahren ein Freund von ihm war, erläuterte ihm sogleich die Sache. Er verwunderte sich, wie man hätte auf ihr bestehen können, da sie so ungereimt war. Wenige Monate darauf kam Venuti in einen Prozeß mit dem König wegen der Statue des Caligula, die bei Minturnä am Garigliano gefunden war, welcher ihm viel Geld kostete, den er aber zuletzt gewann. Da gingen ihm die Augen auf, und er sah ein, in welcher Gefahr sie beide gewesen wären, wenn sie von des Königs Statuen verkauft hätten. Es war kein Katalog noch Verzeichnis von keiner Statue; täglich wurden in den Orti Farnesiani, in der Villa Madama unter Schutt und Steinen gute Sachen gefunden. Wenn beide nicht ehrlich handelten, so konnten sie sich bei dem Verkauf viele tausend Scudi machen. Es waren über neunhundert Statuen und Büsten, nebst Fragmenten vom Torso u. a. m.

---

27 f. die bei ... gefunden war. Auch Goethe erwähnt (a. a. O. 2, 45) die Ausgrabungen, die Venuti am Garigliano vornehmen ließ.

Gemälde-Restauration.

Hackert kam einige Monate darauf in einen neuen Streit mit dem König. Als Hackert den Andres als den berühmtesten und besten Gemälde-Restaurateur nach Neapel hatte kommen lassen auf Befehl des Königs, so schlug er dem Könige vor, diesen in seinem großen Studium zu Caserta unter den Augen Seiner Majestät die ersten Proben seiner Kunst ablegen zu lassen, wozu er folgende Gemälde von der Galerie in Capo di Monte anriet: 1) die Danae von Tizian; 2) die Pietà von Annibale Carracci; 3) eine heilige Familie von Schidone; 4) die Madonna del Gatto von Giulio Romano, welches unter dem Namen eines Raphaels bekannt ist. Alles genehmigte der König und fügte noch hinzu die Abnehmung Christi von Ribera, Spagnoletto genannt, bei den Kartäusern zu San Martino in Neapel, welches von einem neapolitanischen Schmierer ganz übermalt war und Anlaß gab, daß Andres berufen wurde. Der König sagte: „Ich will selbst sehen, wie Andres das Übermalte abnimmt.“ Alles geschah. Der König sah in Caserta die Gemälde, in welchem Zustande sie waren, und kam wenigstens einmal die Woche zu Hackert und Andres. Die Operation ward sehr zur Zufriedenheit des Königs und aller wahren Kunstkenner gemacht. Als die Gemälde fertig waren, ließ sie der König in Neapel in seinem Vorzimmer zur Schau ausstellen und freute sich der Acquisition, die er an Andres gemacht hatte. Dieser bekam jährlich sechshundert Ducati Gehalt als Inspektor der Galerie von Capo di Monte, und sechshundert Ducati jährlich für die Restauration, bis alle Gemälde fertig sein würden, doch mit dem Beding, zwei Schüler zu halten, Neapolitaner, und ihnen die Kunst zu lehren, denen der König einem jeden zwölf Ducati monatlich zu ihrem Unterhalt aussetzte.

---

3. Andres. Der von Hackert wiederholentlich (vergl. S. 289 Z. 29) gelobte Maler und Gemälderestaurator Friedrich Andres, bei dem Goethe am 15. März 1787 in Caserta mehrere vergnügte und bedeutende Stunden zubrachte (a. a. O. 1, 271), ist wohl derselbe, den Goethe und Heinrich Meyer in einem Gutachten vom 9. April 1816 als Andres, einen Böhmen, Schüler von Mengs und einen der vortrefflichsten Künstler im Restaurationsfach bezeichnen. (Notiz von A. v. Zahn.) — 14. bei den Kartäusern zu San Martino, unterhalb des Kastells Sant' Elmo, jetzt ein Teil des Nationalmuseums.

Kartause.

Nachdem die Gemälde in Neapel genug gesehen waren, so befahl der König, sie wieder nach Capo di Monte zu bringen. Ob er gleich den Kartäusern von San Martino schriftlich versprochen hatte, ihnen ihr Gemälde von Ribera, welches das Altarblatt war in der Kapelle des Schatzes und der heiligen Reliquien, wiederzugeben, so schickte doch der Majordomo maggiore, Oberkammerherr Prinz Belmonte Pignatelli, das Gemälde mit auf Capo di Monte und sagte zum König, es wäre besser in der Galerie als bei den Klostergeistlichen. Da Hackert zur Restauration Gelegenheit gegeben hatte, so war es natürlich, daß der Pater Prior von der Kartause sich sogleich an ihn wendete. Derselbe war sehr verlegen, daß die Kartause unter seiner Verwaltung ein Altarblatt aus der schönsten und reichsten Kapelle verlieren sollte. Hackert beruhigte ihn so viel wie möglich, sagte ihm, er möchte ein kurzes Memorial an den König aufsetzen und zu keinem Menschen davon sprechen, so als wenn nichts geschehen wäre; ja, er möchte sogar nicht einmal zu ihm kommen, damit man nichts merkte, und versprach ihm, daß die Kartause das Gemälde wieder haben sollte; nur Zeit und Geduld bedürfte es. Denn die Sache war etwas schwer. Hackert klopfte gelegentlich bei dem König an und sprach von dem Gemälde. Der König war gegen die Kartäuser aufgebracht; Hackert sah also, daß es nicht Zeit war, davon weiter zu sprechen. Er erhielt darauf vom König einen besondern Auftrag, nach Capo di Monte zu gehen, und kam des Abends wieder nach Caserta zurück. Er fand den König sehr aufgeräumt, weil er eine große und gute Jagd gemacht hatte. Der Bericht, den er ihm über seine Kommission erstattete, war angenehm. Hackert sagte: „Ich habe zum erstenmal das Gemälde der Kartäuser von Ribera heute in Capo di Monte gesehen.“ Der König sagte: „Nicht war, es ist schön?“ Hackert erwiderte sogleich: „Um Vergebung! Ew. Majestät, es macht einen schlechten Effekt, so daß, wenn ich nicht versichert wäre, daß es das wahre Bild ist, ich es nicht geglaubt hätte. Erlauben Ew. Majestät, das ist kein Gemälde für eine Galerie. Erstlich hat es Ribera für den Platz des Altars und die Kapelle gemalt; er hat die Verkürzung

7. doch fehlt 1. — 7f. der Majordomo ... Pignatelli, eine der Kreaturen der Königin; nach der Flucht des Königs (1798) auf Nelsons Veranlassung Vizekönig, bis er durch den Aufstand der Lazzaroni (s. u. S. 243) vertrieben wurde.

des Leichnams Christi in den Punkt der Perspektive gesetzt, daß es richtig für den Platz berechnet ist. Hängt das Bild nicht auf seinem wahren Punkt, so wird es nie einen guten Effekt machen. Ferner ist es kein Sujet für eine Galerie, sondern für eine Kapelle, wo ein jeder seine Andacht verrichtet. Überhaupt scheint es unbillig, daß die Kartäuser ein Hauptbild aus ihrer Kirche verlieren, da die Kartause so zu sagen eine eigene Galerie von auserlesenen Gemälden ausmacht, nicht allein die Kirche, sondern auch das große Appartement des Priors, welches voll herrlicher Sachen ist, wie es Ew. Majestät gesehen haben." Der König antwortete sogleich: „Ihr habt mich völlig überredet. Eure Gründe sind richtig; Ihr habt vollkommen recht. Man hätte mich hier leicht einen übeln Schritt thun lassen." Als Hackert dem König das Memorial geben wollte, sagte er: „Gebt es dem Minister Marchese Caraccioli, daß er es im nächsten Rat vorträgt: die Sache ist gemacht." Im nächsten Rat wurde der Befehl an Herrn Andres gegeben, den Kartäusern ihr Gemälde wieder zuzustellen. Der König erließ den Mönchen die Restaurationskosten, welche vierhundert Ducati betrugen. Der Prior, aus Freude, sein Altarblatt wieder zu haben, verehrte den Kustoden von Capo di Monte zehn Unzen in Golde. Das Gemälde wurde erst an seinen Platz mit großer Solennität gestellt, als Hackert im Karneval nach Neapel kam Die Patres gaben ein prächtiges Mittagsmahl, wozu die berühmtesten Künstler, Andres und Ignazius Andres, sein Sohn, Marchese Vivenzio, viele andere Kavaliere und Liebhaber der Kunst eingeladen waren, dazu der Pater Prior nebst drei Prokuratoren des Ordens, so daß es eine Tafel von vierzig Personen gab, die sehr munter und lustig war. Nach der Tafel wurde das Bild mit vielen Zeremonien an seinen gehörigen Platz gestellt, unter vielen Viva il Rè. Die Freude der Geistlichen war so groß, daß sie Hackert ein Geschenk zu machen gedachten und ihn deshalb durch ihren Advokaten Don Giovanni Riccardi sondieren ließen. Hackert, als ein Fremder im Dienste des Königs, hatte es sich zum Gesetz gemacht, von keinem Menschen, er sei, wer er wolle, in Königs Dienst nicht eine Feige anzunehmen, welches in Italien eine sehr geringe Sache ist. Der Pater Prior kam selbst zu ihm und bat ihn,

13. übeln, 1 üblen. — 25. Vivenzio, Präsident des Tribunals zu Neapel. Auch Tischbein (a. a. O. II. S. 172) nennt ihn als eifrigen Kunstfreund.

doch etwas anzunehmen. Er war aber unbeweglich und sagte: „So oft ich die Kartause und Sie, Pater Prior, besuche, so geben Sie mir eine Pagnotte, wie Sie den Armen mitteilen.“ (Die Kartäuser haben das beste, feinste und wohlgebackenes Brot.) Dieses geschah, so oft er sie besuchte; denn sie hatten schöne Gemälde und die schönste Aussicht vom Meerbusen von Neapel. Die Geistlichen sind bis ans Ende sehr erkenntlich gewesen. Wo sie Hackert sahen, wußten sie nicht, was sie aus Dankbarkeit alles für ihn thun sollten, besonders auf dem Lande, wo sie ihre Granaji hatten, wo gewöhnlich ein Priester und ein Laie wohnt. Der Prinz Belmonte Pignatelli wollte sich an den Geistlichen rächen. Er wohnte in einem Palast in Neapel, der ihnen gehörte, und hatte in sechs Jahren keine Hausmiete bezahlt. Sie verklagten ihn bei Gericht, der Prinz mußte bezahlen; es waren einige tausend Ducati. —

Hackert hatte so zu sagen ein Gelübde gethan, nie mehr Fastenspeise bei den Kartäusern zu essen. Sie bereiten ihre Fische so wohl, daß dem Geschmack nach man glauben sollte, es wäre Fleisch, besonders in Neapel, wo ein Überfluß von raren und köstlichen Fischen ist. Allein diese Speisen, so lecker sie sind, werden für einen, der daran nicht gewöhnt ist, höchst unverdaulich.

Malerbeschwerden.

Einen Nachmittag kam der Miniaturmaler Ram nebst andern sieben neapolitanischen Malern zu Hackert nach Caserta, um sich Rat zu holen. Sie wollten alle zum König gehen mit einer Bittschrift, daß sie in der Galerie von Capo di Monte fortfahren dürften zu kopieren, welches mit einem Mal verboten war. Die Ursache des Verbotes war diese: man hatte den unsinnigen Plan gemacht, die ganze Galerie stechen zu lassen. Deswegen ließ man den bekannten Porporati aus Turin kommen, der schon alt und halb blind war, wie er es auch leider wenige Jahre darauf ganz wurde. Hackert wußte nichts von der Sache, weil er sich nie mit

3. Pagnotte, pagnotta, kleines Brötchen (Str.). — 10. Granaji, Kornspeicher (Str.). — 30. Porporati: der Kupferstecher Carlo Antonio Porporati (1740—1816) war damals noch nicht fünfzigjährig. Tischbein (a. a. O II. S. 158) berrichtet, Porporati sei auch zur ev. Leitung der auf Hackerts Vorschlag eingerichteten Kupferstecherschule nach Neapel berufen worden, jedoch, unzufrieden mit den dortigen Verhältnissen, und auf Wunsch seiner Tochter nach Turin zurückgekehrt.

den Leuten abgab. Also hatte der Zeichner vorgewendet, daß, wenn der König fernerhin allen die Erlaubnis zum Kopieren gäbe, so könnte man anderswo die Bilder stechen. Der eigentliche Grund aber war, daß der Zeichner ganz allein das Vorrecht haben wollte. Hackert hielt die acht Maler zurück, beredete sie, daß Ram allein, den der König kannte, demselben an der Treppe oben das Memorial geben möchte, mit ihm sprechen und sich auf Hackert berufen sollte, der es Seiner Majestät deutlicher erklären würde, daß die Sache unbillig wäre. Weil schon die Revolution in Frankreich angefangen hatte, so wollte Hackert nicht, daß sie alle gingen. Ram sprach den König; dieser hörte ihn geduldig an und gab zur Antwort, daß die Sache, wenn sie nicht billig wäre, sollte abgeändert werden. Einige Tage darauf ging Hackert des Morgens um sieben Uhr zum König. Nachdem er ihm von andern Sachen gesprochen hatte, brachte er die Rede auf Ram und stellte Seiner Majestät die Sache deutlich vor. Der König war hartnäckig und bestand darauf. Endlich sagte er zu ihm: „Ew. Majestät, es sind acht Maler gestern bei mir gewesen, die dasselbe Anliegen haben. Sie sind von mir abgehalten, um Ew. Majestät in diesen Zeiten nicht zu erschrecken. (Der König sagte sogleich: „Ich danke Euch für Eure Vorsicht.“) Es sind noch über dreißig Maler in Neapel, die Weib und Kinder haben und ganz allein sich von Kopien ernähren. Diese Menschen sind in Verzweiflung, drohen dem Sekretär und dem Zeichner den Tod. Ew. Majestät sind übel von der Beschaffenheit der ganzen Sache berichtet. Erstlich, daß die ganze Galerie gestochen werde, dazu gehören so viele Jahre, und wenn Ew. Majestät auch noch zehn Kupferstecher kommen lassen. Porporati hat an einer Platte über zwei Jahre gearbeitet; Wilhelm Morghen ist noch weit zurück mit der seinigen. Welcher Partikulier kann solche Werke unternehmen, wozu so viele Tausende Fonds gehören? Ein Monarch kann ein Werk von der Natur schwerlich ausführen, wenn er nicht Millionen anwenden will und kann. Wo will man die Kupferstecher hernehmen? Wenn es jemandem einfallen sollte, einige Bilder von Capo di Monte zu stechen, so sind schon so viele tausend gute und mittelmäßige Kopien in der Welt, daß

29. Wilhelm Morghen, zweiter Bruder und Gehilfe des berühmten Stechers Raffaello Morghen. Er wurde Direktor der Kupferstecherschule in Neapel. Vergl. über seine dortige Wirksamkeit Tischbein a. a. O. II. S. 159 f.

er nicht nötig hat, erst neue machen zu lassen. Außerdem, so sind viele Gemälde repetiert, finden sich in Frankreich und in andern Galerien Italiens. Deswegen also den armen Kopisten das Brot zu nehmen und die jungen angehenden Künstler der Gelegenheit zu berauben, in der Galerie zu studieren — Ew Majestät sehen selbst ein, daß dies der Kunst und dem Publikum schädlich ist. Überhaupt ist die Bildergalerie eine öffentliche Sache, die dem Staate gehört, wo ein jeder das Recht haben muß, zu studieren, wie in einer öffentlichen Bibliothek Ew. Majestät als Souverän können es verbieten; ich finde es höchst unbillig und ungerecht." Der König sagte: „Bewahre mich Gott, daß ich etwas Ungerechtes thun sollte! Ich bin jetzt ganz anders von der Sache unterrichtet. Ich bitte Euch, den Ram vors erste durch ein Billet wissen zu lassen, daß er allen Malern sage, sie sollen ruhig sein; die Sache soll in wenig Tagen abgeändert werden. Morgen kommt Marchese di Marco nach Caserta zum Rat. Gehet gleich nachmittag vor dem Rat zu ihm in meinem Namen, erklärt ihm deutlich die Sache, wie Ihr's mir gethan habt." — Marchese di Marco war ein Advokat, ein vernünftiger und billiger Minister, der aber von der Kunst kein Wort verstand. Nachdem er alles deutlich vernommen hatte, sagte er, er habe von dem allen nichts gewußt; Don Ciccio Danielle, der viel Prätension auf Kunstkenntnis machte und nichts davon verstand, habe ihm dies als die beste Unternehmung für den Staat so vorgelegt, und es thäte ihm leid, daß es geschehen sei. Hackert erwiderte: „Wenn Ew. Excellenz verlangen, so will ich Ihnen alles schriftlich geben." Er fand es nicht nötig. Denselben Abend ward der Rat gehalten, worin die Sache mit vorkam Zwei Tage darauf kam der königliche Befehl, daß ein jeder nach Belieben wie vorher auf Capo di Monte studieren und kopieren könne.

Projektmacher.

Der König sieht gemeiniglich eine Sache erst für klein an. Die Schelme, die dies wissen, machen den Plan immer auf die Weise, als ob der König viel dabei gewinnen könnte; am Ende verliert er jedesmal und ist schändlich betrogen. Hackert hat sich

28. darauf, 1 drauf.

bei verschiedenen Gelegenheiten, wenn ihn der König fragte, die Freiheit genommen, ihm zu sagen, daß es nicht für einen Monarchen sei, solche Dinge zu unternehmen, wovon ein Partikulier wohl Vorteil ziehen könne, weil er selbst eingreife und mit wenigen Personen das Geschäft betreibe; der König aber werde nie Vorteil davon ziehen wegen der vielen angestellten Leute und ihrer Besoldungen. Der König begriff es sehr gut; allein die kleine Gewinnsucht verleitete ihn doch, öfters denjenigen Gehör zu geben, welche den besten Plan gemacht hatten, ihn zu betrügen, welches leider in Neapel nur zu oft geschieht. Wenn er endlich nach verschiedenen Jahren seinen Schaden einsah, so fiel das Werk mit einmal über den Haufen.

Papiermühle.

Philipp und Georg Hackert, als sie in des Königs Dienste traten, hatten unter andern Bedingungen auch die, daß sie eine Papiermühle errichteten, die das Papier zur Kupferstichdruckerei lieferte, damit es sowohl für sie als die königliche Druckerei nicht mehr von auswärts kommen durfte. Gleich anfänglich fanden sich viele Verhinderungen. Denn sobald das Papier im Lande gemacht wurde, so sahen die Schurken wohl ein, daß der Unterschleif aufhörte. Der erste Schritt geschah von dem Kaufmann, der zeither das Papier aus der Fremde kommen ließ, daß er sogleich eine Bank-Polizza von zwölfhundert Dukaten anbot, wenn man das Werk wollte fallen lassen. Der Direktor der königlichen Druckerei war gleichfalls dagegen. Minister Acton, der die Landkarten u. s. w. stechen ließ, wollte Papier zum Drucken haben. Da Hackert ihn öfter sah und wöchentlich wenigstens einmal bei ihm speiste, so kam die Rede auch auf das Papier. Endlich fand sich in Trajetto ein reicher Mann, Don Stefano Merola, der eine Papiermühle hatte, wo sehr mittelmäßig Papier gemacht wurde; dieser wollte sich wegen seiner Kinder bei dem Hofe Verdienst verschaffen und unternahm daher das Werk. Nach und nach, in Zeit von sechs Monaten, wurde das Papier zur Vollkommenheit gebracht. Georg ließ auf dasselbe seine Platten drucken. Der Direktor der königlichen Druckerei fand es voller Fehler und wollte nicht darauf

15 f. daß sie ... errichteten. Wie schon früher in Fabriano. Siehe oben S. 131. — 16. errichteten, 1 einrichteten.

drucken lassen, weil er den König nicht dabei betrügen konnte. Die Brüder Hackert brauchten alle Vorsicht bei der Sache, ließen von jeder Art des Papiers, welches die königliche Druckerei gemeiniglich braucht, einen Bogen zu Probe geben, wobei der Direktor mit eigener Hand den Preis aufschrieb. Nach vielem Gefechte kam der König unverhofft zu beiden Brüdern in Neapel. Nachdem er oben bei Philipp alles gesehen hatte, ging er ins Studium zu Georg, um zu sehen, was er und seine Schüler machten. An eben dem Tage war ein Frachtwagen von Trajetto mit Papier für die Kupferdruckerei der Gebrüder angekommen. Es stand auf Brettern an der Erde in großen Stößen da. Der König, der gewohnt war, alles genau zu sehen und zu wissen, fragte sogleich, wozu die große Menge Papier dienen sollte. Die Antwort war sehr kurz: „Zu unsern Kupferplatten haben wir es von Trajetto kommen lassen."

„Was!" sagte der König; „von des Stefano Merola Papier?" — „Ja, Ew. Majestät!" — „Wie ist es möglich, daß Ihr so viel Papier kommen lasset; denn heute früh ist der Direktor Carcani bei mir gewesen und hat mir versichert, daß es nichts taugt. Er hat mir einen Bogen ohne Druck und einen mit Druck gezeigt; ich fand wirklich, daß das Papier schlecht ist." Der König zog gleich einen Bogen mitten aus dem Stoß heraus, betrachtete ihn gegen das Licht und sagte: „Ich sehe, daß es egal ist und ohne Knoten." Er betrachtete es platt und sagte: „Es ist rein, weiß und schön." Man zeigte dem Könige aus jedem Stoß einen Bogen; es war alles gut. Georg sagte: „Wenn es nicht gut ist, so muß Merola den Ausschuß zurücknehmen." Der König war auf das heftigste aufgebracht über den Direktor seiner Druckerei. Georg kam mit den gewöhnlichen Bogen hervor, deren sich die königliche Druckerei bediente, worauf Carcani die Preise und seinen Namen eigenhändig geschrieben hatte. Als der König das schlechte und noch einmal so teure Papier sah, ward er noch zorniger und sagte: „Carcani ist ein S— —." Endlich besänftigte er sich und sagte: „Morgen früh werde ich die Kerls in Ordnung bringen." Minister Acton war gleichfalls falsch berichtet und sagte zu Philipp: „Das Papier ist noch nicht geraten." Dieser antwortete: „Ew. Excellenz, es ist gut, und wir lassen darauf drucken." Der Minister kam gleich nach dem Mittagmahl ins Studium zu Philipp und Georg, sah den Betrug ein und

bat, sogleich einige Ries zu seinen See- und Landkarten kommen zu lassen, die in seine Sekretarie gebracht werden mußten. Alsdann machte er damit den Carcani schamrot, und alles wurde nunmehr auf dieses Papier gedruckt, das in der Folge immer besser wurde.

Fortsetzung.

Ungeachtet der Protektion des Königs, der Königin und des Ministers Acton hatte der gute Don Stefano Merola viele Anfechtungen. Man machte ihm den Prozeß und andere Chikanen. Er war aber bei dem König und dem Minister Acton so gut angeschrieben, daß er immer frei kommen durfte. Hackert ging öfters selbst mit ihm, wenn er den König sprach. Er war ein rechtschaffner Mann, ein wahrer, ehrlicher, gutherziger Neapolitaner, der auch so neapolitanisch sprach. Alle drei beschützten ihn so, daß alle Anfechtungen immer zu Wasser wurden. Nach acht Jahren, da die Papiermühle in völligem Stande war und alle Verfolgungen endlich aufhörten, so verlangte er etwas vom Hofe, wußte aber nicht eigentlich, was er haben wollte. Hackert sollte die Sache zustande bringen. Er sagte ihm oft: „Was denken Sie, das Sie wohl haben möchten?“ „Geld,“ sagte er, „will ich nicht, aber Ehre.“ Er war zu nichts zu gebrauchen als zu dem, was er mit seiner Papiermühle, Ackerbau u. dgl. leistete. Hackert war sehr verlegen, weil er nicht wußte, was er vom König für ihn verlangen sollte. Einst sprach er gelegentlich die Königin, und da er gleich voraus bemerkte, Geld verlange er nicht, sagte die Königin: „So wollen wir ihn zum Ritter vom Konstantinorden machen.“ Hackert verbat es; denn es schien ihm nicht am Platz zu sein. Endlich hatte er den Einfall, daß der König des Merola zwölfjährigen Stiefsohn von seiner verstorbenen Frau, welche die Tochter eines Kapitäns gewesen, im adeligen Kadettenhause zu Gaëta, woselbst nur zwölf Kadetten waren, sollte erziehen lassen. Dem Merola gefiel der Einfall. Hackert schlug es dem Minister Acton vor; nachdem dieser Information von seinem Stand und Geburt genommen hatte, proponierte er es dem König, welches sogleich bewilligt wurde, weil es kein Geld kostete. Eben war eine Stelle vakant geworden, und der Sohn ward im adeligen

Kadettenhause zu Gaëta aufgenommen. Der Vater bekam ein Belobungsschreiben, worin man ihn Don Stefano Merola nannte. Mit diesem Ehrentitel war er vollkommen zufrieden.

Dieser Spagnuolismo ist in Neapel üblich. Wer von der Sekretarie den Titel Don hat, ist wie ein Edelmann angesehen. Der König sagt zu niemanden Don, wenn er nicht aus der Klasse solcher Personen ist. Wenn er mit seinen Kindern spricht, sagt er Don Francesco oder Donna Luisa u. s. w.; sonst bedient er sich des italienischen Ser, welches nicht so viel als Signor ist. So spricht er mit allen, denen der Titel Don nicht zukommt. Unter dem gemeinen Volk in Neapel wird derselbe sehr gemißbraucht. Kein Kaufmann bekommt Don von der Kanzlei, hingegen alle Künstler, die dem König dienen, der Leibarzt, der Kapellmeister, der Kammerchirurgus; alle Kameristinnen Donna u. s. w. Die Kameristinnen, wenn sie verheiratet sind, gelangen bei Hof zum Handkuß, auch ihre Männer.

Erste Kupferdrucke.

Als Hackert dem König die ersten zwei Drucke brachte, die Georgs Schüler gestochen hatten, und die auf Papier von Trajetto gedruckt waren, so sagte der König zu ihm: „Ihr wisset und habt gesehen, daß jedesmal, wenn Ihr mir etwas gebracht habet, es mir viel Vergnügen gemacht hat. Diesesmal kann ich Euch meine Freude nicht genug beschreiben über die beiden Kupfer; denn sie sind von Neapolitanern gestochen und auf neapolitanisch Papier gedruckt. (Er ging sogleich zur Königin, die auch selbst kam, um seine außerordentliche Freude zu zeigen.) Grüßet Euren Bruder Don Georgio! Wenn ich ihn sehe, so werde ich ihm selbst danken, daß er uns gute Schüler erziehet." Ein Blatt war von Del Grado und das andere von Vicenzio Aloja. Weil es des

4. Spagnuolismo, Nachahmung spanischer Sitte (Str.). — 12. Kanzlei, 1 Canzelley. — 17. Erste Kupferdrucke. In ähnlicher Weise richtete im Jahre 1794 auch der Großherzog von Toskana eine Anstalt für Kupferstich ein, „um diesen Handelszweig auch in seinem Lande gedeihen zu machen" (Bibl. d. schönen Wissensch. 52, 287). — 28 f. Ein Blatt war von Del Grado ... Aloja. Vincenzo Aloja, der bekannteste unter drei in Neapel thätigen Stechern des gleichen Familiennamens, war Professor an der dortigen königl. Zeichenakademie. Seine Stiche zeigen meist landschaftliche Veduten Süditaliens im Stile Hackerts, nach welchem er fünf Blatt gestochen hat. Vergl. Nr. 9—12 im Katalog des Meyerschen Allgem. Künstlerlexikons I, S. 520. Mit ihm zusammen arbeitete Giov. del Grado zwei Blatt: „Veduta di Tempij di Pesto" und „Avanzi del Tempio di Giove Seraphide a Pozzuoli". Vergl. Wincklerscher Katalog Nr. 1895. Aloja und del Grado gingen aus der Stecherschule der Hackert zu Neapel hervor.

Königs eigenes Werk war, daß er die Gebrüder Hackert in Dienst genommen hatte, so fühlte er sich sehr geschmeichelt, wenn alles gut und glücklich von statten ging.

Wegebau.

Der König, wenn er jemanden wohl will und die Idee eines rechtschaffenen Mannes von ihm hat, setzt einen oft in Verlegenheit. In diesem Fall befand sich Hackert sehr oft. Eines Morgens in Caserta kam er an den Hof, wo der König und die Königin im letzten Zimmer mit drei Ministern standen und sprachen. Da der König Hackert ins erste Zimmer hineintreten sah, so winkte er und schrie ganz laut, weil er noch drei Zimmer weit war: „Don Filippo, kommt her! Ihr habt mir immer die Wahrheit gesagt, Ihr werdet mir sie jetzt auch sagen.“ Hackert fand sich in der größten Verlegenheit; er wußte nicht, wovon die Rede war. Der König sagte: „Es sind sechs Monate, daß Ihr in Apulien bis Taranto gewesen seid. Sagt mir ohne Scheu, aufrichtig: wie sind die Wege?“ Hackert sagte: „Ew. Majestät, da, wo die Wege gemacht sind, habe ich sie vortrefflich gefunden wie alle gemachten Wege im ganzen Königreich; da, wo man sie noch nicht angefangen hat zu machen, sind sie, wie bekannt, schlecht. Untersucht habe ich die Wege nicht; denn es war nicht meine Kommission. Dem Anschein nach sind sie vortrefflich, und ich habe gesehen, da, wo man die neuen Wege angefangen hat zu bauen, daß es nach der gewöhnlichen Art geschehen ist. Die Brücken, die man gebaut hat, sind sehr schön und solid; besonders haben mir die sehr gefallen, welche über Gieß- und Regenbäche angelegt sind. Sie werden vermutlich kostbar sein. Für den Sommer wäre es unnütz, sie so lang zu bauen; hingegen im Winter, wenn das Wasser hoch steigt, ist es sehr nötig.“ Der König sagte zu Acton: „Jetzt wissen wir die Wahrheit. Lasset immer fortfahren.“ — Hackert sprach hierauf von andern Sachen mit dem König allein. Als er wegging, winkte ihm heimlich Acton, daß er ihm was zu sagen habe, und Hackert erwartete ihn im letzten Zimmer. Acton kam und sagte: „Kommen Sie und speisen mit mir; wir müssen zusammen sprechen.“ Da der Wegebau zu seinem Departemente

1. eigenes, 1 eignes. — 10. hineintreten, 1 hereintreten. — 35. Departemente, 1 Departement; ebenso S. 230 Z. 8.

gehörte, so war er sehr dabei interessiert; denn es waren Rekurse gekommen an den König, daß die Wege schlecht wären. Er sagte daher: „Wie Sie eben hörten, jetzt haben alle Verleumdungen ein Ende. Daran sind Sie Ursache; sonst hätte es noch vielleicht ein Jahr gedauert, und die Wege wären liegen geblieben.“ Hackert erwiderte: „Das Beste wäre, daß Ew. Excellenz einen Ingenieur hinschickten, der die Wege untersuchte.“ „Nein,“ sagte jener, „das geht nicht; denn die Schurken können den Ingenieur bestechen; so kommt von neuem Verdruß. Es ist besser, daß es bei Ihrem Zeugnis bleibt und wir die Wege machen. Der König und ich sind völlig versichert, daß Sie uns die Wahrheit gesagt haben.“

Protektion und Vertrauen.

Einen Morgen, da Hackert ganz ruhig in Neapel arbeitete, erhielt er ein Billet, er möchte um zehn Uhr zum Majordomo auf den Palast kommen. Eine kleine Weile darauf erhielt er ein anderes vom Marquis Caraccioli, er möchte in seine Sekretarie zu ihm kommen. Der Ritter Venuti war eben bei ihm, wie kurz darauf ein Laufer vom König hereintrat, Hackert sollte zwischen elf und zwölf Uhr zum König kommen. Venuti sagte: „Wie ist es möglich, daß Sie so ruhig sitzen und malen? Wenn mir dies begegnete, so wäre ich halb tot.“ Hackert sagte: „Ein jeder wird etwas von mir haben wollen. Ich weiß keine Ursache, warum ich unruhig sein sollte. Wenn man ein reines, unbeflecktes Gewissen hat, so kann man einem jeden frei unter die Augen treten. Es ist sehr gut, daß alle drei mich diesen Morgen verlangen; so verliere ich weniger Zeit.“ Den Majordomo traf Hackert nicht mehr an. Sein erster Sekretär sagte ihm, er wäre schon oben zum König gegangen. Er ging also gleich hinauf und fand ihn. Jener sagte ihm: „Der König hat befohlen, daß die Galerie von Capo di Monte soll eingerichtet werden, und hat ausdrücklich verlangt, daß Sie mit dabei sein sollen.“ — Hackert sagte: „Wenn Ew. Excellenz es verlangen, so bin ich zum Dienste des Königs bereit.“ — „Andres als Inspektor soll auch mit dabei sein.“ — Hackert schlug noch Bonito und Fischetti vor, damit es nicht

34. Bonito und Fischetti. Giuseppe Bonito (1705—1789), einer der besten Schüler Solimenas, wie Fedele Fischetti neben de Dominici, Mariano Rossi u. a. am malerischen Schmuck des Palastes zu Caserta beteiligt. Tischbein nennt ihn „einen ziemlich geschickten Maler, aber ohne Kenntnis und gründliches Studium“.

Fremde allein wären. Es wurde genehmigt und die Sache fürs erste im großen in einem Monat zu stande gebracht. — Marchese Caraccioli als ein alter Bekannter und Freund nahm Hackert freundlich auf und sagte: „Sie werden mir einen Gefallen erweisen, wenn sie einem jungen Sizilianer, der ein Schüler vom Ritter Maron ist und ein, wie es mir scheint, gutes Bild gemacht hat, an den König empfehlen, daß er eine Pension bekömmt, in Rom noch drei oder vier Jahre zu studieren. Finden Sie seine Arbeit nicht gut, und daß der Mensch wenig verspricht, so verlange ich nicht, daß Sie ihn empfehlen.“ Hackert lachte herzlich und sagte: „Das ist schnurrig! Die Sache gehört unter das Departement von Ew. Excellenz, und ich soll ihn empfehlen? Es hängt von Ihnen ab, ob er die Pension bekommen kann.“ — „Nein!“ sagte er, „wenn ich ihn dem König empfehle, so sagt gleich der König, daß ich die Malerei nicht genug verstehe; wenn Sie es thun, so glaubt es der König.“ Hackert bat, daß der junge Mann sein Bild zu ihm bringen möchte. Wenn er es würdig fände, so wollte er alles thun, was in seinen Kräften stünde. Er möchte indes Geduld haben, bis der König in Neapel in sein Studium käme, wo er das Bild des jungen Malers Eranti zeigen wollte. Das Bild war ganz gut; dem König gefiel es, und Eranti bekam die Pension, vier Jahre in Rom zu studieren.

Wie Hackert zum König kam, fand er daselbst den Ritter Santasila, der Chef von der Tapezerie des Hofes war. Der König hatte ihm schon Kommissionen gegeben, die Hackert nichts angingen. Da er mit ihm fertig war, sagte er zu Hackert: „Ihr gehet morgen mit Santasila nach Caserta. Ihr kennt die Kiste, worin die Kupfer sind. Suchet nach Euerm Geschmack die besten davon aus und verziert mir auf Belvedere das und das Zimmer!“ Der König zog einen kleinen Schlüssel aus der Tasche und sagte: „In dem Kabinett, wo Borelli schläft, wisset Ihr, ist ein kleiner Schrank; in dem Schrank werdet Ihr viele Schlüssel finden, worunter auch der zu den Kupferstichen ist.“ Indem der König den Schlüssel hielt, so wollte Santasila den Schlüssel nehmen,

6. Anton von Maron (1733—1808), der Schwager und der beste Schüler von Raffael Mengs. In Meyers „Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (S. 305) heißt es von ihm, bei allem Geschick sei er nicht befähigt genug, „merkwürdige Erscheinungen hervorzubringen“. Goethe war mit ihm in Castel Gandolfo beisammen (a. a. O. 2, 113). — 22. Jahre, 1 Jahr. — 29. Euerm, 1 Eurem.

wie es sich auch wohl gehörte. Der König zog den Schlüssel zurück und sagte zu Hackert: „Ich gebe Euch den Schlüssel; lasset ihn nicht aus Euern Händen! Kommt Ihr früh heut Abend vor dem Theater zurück, so bringt mir den Schlüssel wieder; wo nicht, so händigt mir ihn morgen früh ein!“ Hackert war sehr verlegen und hat nie die Ursache erfahren können, warum er ihm allein den Schlüssel anvertraute. Indessen richtete er die Sache so ein, daß Santasila mit dabei sein mußte, wie er den Schlüssel aus dem Schranke nahm, und ebenso auch bei dem Kupferaussuchen. Also vor den Kustoden des Palastes in Caserta hatte dem Anschein nach Santasila alle Ehre.

Der König setzte Hackert so oft in Verlegenheit durch sein Zutrauen, daß er manchmal nicht wußte, wie er es anfangen sollte, um alte Diener des Königs nicht zu beleidigen. Ob er sich gleich mit Höflichkeit aus der Sache zog, so war es natürlich, daß er viele Neider und heimliche Feinde hatte, welches durch das Betragen des Königs unvermeidlich war. Er bat Seine Majestät öfters um die Gnade, ihn mit dergleichen Aufträgen zu verschonen; es half alles nichts; denn wenn der König einmal es so will, so hilft kein Bitten, er geht seinen geraden Weg fort.

Zeichenstunden.

Hackert war in der Gesellschaft bei Hof öfters bei der Donna Carolina Vivenzio, die zwei Nichten bei sich hatte, die Kameristinnen bei den Prinzessinnen waren. Beide Fräulein zeichneten ganz artig. Da er gewohnt war, des Abends lieber zu zeichnen als Karten zu spielen, so wurde die Abende, wenn sie frei und außer Dienst waren, gezeichnet. So geschah es auch bei der Fräulein Baronesse von Bechhard, die eine Art Oberhofmeisterin bei der Frau Therese, Tochter des Königs, jetzigen römischen Kaiserin, war, und wo auch die Frau Luise, die an den Großherzog von Toskana verheiratet wurde, sich befand. Da die Königin sah, daß die Fräulein sehr artig Landschaften zeich-

3. Euern, 1 Euren. — 22. Zeichenstunden. Auch Goethe erwähnt diesen Unterricht als einen Beweis für das besondere Vertrauen, mit dem die Königin Hackert beehrte (a. a. O. 1, 270). — 30. Frau Therese. Maria Theresia, seit dem 19. September 1790 die zweite Gemahlin Kaiser Franz' I. Sie starb am 13. April 1807. — 31. Frau Luise, seit 1790 Gemahlin Ferdinands III., der seinem Vater Leopold II. 1790 als Großherzog von Toskana folgte. Sie starb 1802 (Str.).

neten, so fiel es ihr ein, daß Hackert beiden Prinzessinnen Lektion geben möchte. Hackert erwiderte, daß es unmöglich wäre, weil er mit der Arbeit des Königs und anderen Kommissionen, die ihm täglich vermehrt wurden, kaum Zeit zu einer Rekreation übrig behalte. Die Unterredung zog sich in die Länge; die Königin wollte alle Gründe nicht annehmen, sondern bestand darauf und sagte: „Sie gehen viele Abende in diese Gesellschaft; also kommen Sie zu meinen Kindern! Dieselbe Gesellschaft soll auch da sein, und sie zeichnen alle zusammen.“ Sie setzte noch hinzu: „Ich werde, so oft ich Zeit habe, selbst in die Gesellschaft kommen.“ Es ist beinahe unmöglich, der Königin von Neapel etwas abzuschlagen; ihre Beredsamkeit und Artigkeit macht, daß man gezwungen ist, ihrem Willen zu folgen. Endlich mußte es Hackert annehmen, mit dem Beding jedoch des Abends und ohne den Titel noch Gehalt als Zeichenmeister der Prinzessinnen; denn hätte er den Titel und Gehalt von vierzig Ducati monatlich angenommen, so hätten ihn die Gouvernantinnen kommandiert, welches ihm gar nicht anständig war. Also wurde es angefangen. Die Prinzessin Marie Therese, mit allem Geist, war sehr flüchtig, die Prinzeß Luise solider und zeichnete besser. Die Königin kam sehr oft, so daß mehr Gesellschaft als Lektion war. Oft, wann Hackert sah, daß die beiden Prinzessinnen nicht Lust zum Zeichnen hatten, schlug er vor unter verschiedenen Vorwänden, daß es besser wäre, von der Kunst zu sprechen, Kupfer zu sehen oder andere Kunstsachen, welches den Prinzessinnen außerordentlich gefiel. Er machte sich durch diese Art, Lektion zu geben, sehr beliebt. Seine Absicht war eigentlich diese, daß die Prinzessinnen von den Künsten unterrichtet würden, um mit Kenneraugen selbst urteilen zu können, wenn sie künftig imstande wären, die Künste zu unterstützen. Je länger dies dauerte, je lästiger wurde es ihm. Da die Prinzessinnen den Tag über mit Pedanten von allerlei Art geplagt waren, so konnten sie des Abends die Stunde sieben Uhr nicht erwarten; denn die Gesellschaft unterhielt sie angenehm; die Fräulein aber, die die wenigen Stunden, welche sie frei hatten, nicht wollten geniert sein, blieben nach und nach aus. Die Königin wunderte sich darüber; indessen war nichts zu machen. So frei auch die Gesellschaft war, so war sie doch gespannt; denn jedes

3. anderen, 2 andern. — 4. einer, 1 einiger. — 18. anständig, geziemend.

Wort, das gesprochen wurde, mußte bedacht sein, sonst gab es Anstoß.

Dieses hat er drei Jahre des Abends ausgehalten, bis endlich Tischbein durch die Donna Karolina, die wirklich eine brave, wackere Frau war, es dahin brachte, der Frau Marie Therese Lektion im Malen zu geben. Er glaubte viele Vorteile davon zu ziehen, die aber seinen Wünschen nicht entsprochen haben. Nach vielen Monaten, bis die Prinzessinnen beide verheiratet wurden, bekam er einen Ring mit der Chiffer der Königin zum Geschenk für allen den Zeitverlust, den er hatte. Auf diese Weise kam Hackert davon, erhielt ein ähnlich Geschenk, eine goldene Dose, für drei Jahre, die er die mehrste Zeit in Caserta, auch oft in Neapel des Abends zugebracht hatte. Die Achtsamkeit hatten sie für ihn, daß, wenn sie anders beschäftigt waren, sie ihm wissen ließen, daß er sich nicht bemühen möchte. Viele andere Attentionen hatten sie noch für ihn; zum Beispiel, wenn sie kleine Feste gaben, wo die Prinzessinnen das Verzeichnis machen mußten von denen, die sie einluden, welches die Königin nachsah und diejenigen ausstrich, die sie nicht haben wollte, so wurde Hackert jedesmal eingeladen, sowohl zu ihren kleinen Bällen als zum Souper, ob er gleich nie des Nachts speiste. Die Königin, die auch nicht zu Nacht speiset, war aber bei Tische zugegen, aß wohl einen gefrornen Sorbet und sprach viel. Sie hatte das so mit Fleiß eingerichtet, damit die Prinzessinnen sich an Gesellschaften gewöhnten und die Honneurs der Tafel machen lernten. Überhaupt muß man gestehen, daß eine Privatdame sich nicht mehr Mühe geben kann, ihre Kinder wohl zu erziehen, als die Königin von Neapel. Wer es im Innern mit Augen gesehen hat wie Hackert, muß als ein ehrlicher Mann ihr nachsagen, daß sie in Krankheiten die Wärterin und stets die beste Mutter ihrer Kinder in allen Stücken gewesen ist. Der König gleichfalls liebt seine Familie zärtlich und ist ein guter Vater, ob er gleich die Erziehung seiner Kinder gänzlich der Königin überlassen hat.

Da die Prinzessinnen so weit waren, etwas machen zu können, so fertigten sie Monate vorher jede eine Zeichnung für den Geburtstag des Königs. Beide Zeichnungen fielen ziemlich

4. Tischbein. Johann Heinrich Wilhelm Tischbein (1751—1829), das hervorragendste Mitglied der bekannten Künstlerfamilie. Seine Aufzeichnungen (vergl. Einl. S. 88 Anm.) ergänzen diejenigen Hackerts. — Donna Karolina. Die Königin? — 24. so mit Fleiß, 1 mit Fleiß so.

gut aus, ohne daß Hackert die Hand anlegte, indem er nur bloß mit Worten Unterricht gab. Der König war in Persano auf der Jagd; da er sie bekam, ward er so vergnügt, daß er sie selbst gleich in seinem Zimmer aufhing und den zärtlichsten Danksagungsbrief an seine Kinder schrieb.

Direktorstelle.

Da Bonito, den der König wenige Wochen vor seinem Tode zum Ritter des Konstantinordens gemacht hatte mit einer kleinen Kommanderie von vierhundert Ducati jährlich, sich bei dem Profeß in der Kirche so sehr erhitzte, daß der alte Mann drei Tage darauf starb und es nie hatte genießen können, so bewarben sich viele um seinen Posten. De Angelis, ein Sizilianer, ganz guter Maler und Zeichner, der lange bei der Akademie als Professor mit einem sehr kleinen Gehalt gedient und des Direktors Bonito Stelle viele Jahre vorgestanden, hatte die gerechtesten Ansprüche auf diesen Posten sowohl wegen seines Talents als anderer Verdienste. Wilhelm Tischbein war auf Hackerts Anraten nach Neapel gekommen, wohnte viele Monate in dem Hause desselben und mietete sich hernach ein eigenes Quartier, weil es ihm in Neapel gefiel und er auch Arbeit bekam. Er bewarb sich durch die Deutschen, die um die Königin waren, um die Direktors-Stelle bei der Akademie. Es wurde mit Hackert davon gesprochen; er antwortete, daß er sich nie in die Sache mischen werde, wenn er nicht gefragt würde, daß er es für unbillig hielte, einen Mann von Verdienst, wie de Angelis war, der so viele Jahre gedient hatte, zurückzusetzen. Er fügte noch hinzu, daß er dem Tischbein nicht entgegen sein würde, daß es aber unmöglich wäre, ihn bei dem König zu diesem Posten zu empfehlen, weil er ein Fremder sei. Hackert wurde nicht weiter gefragt; also ließ er die Sache ihren Gang gehen.

Der Don Ciccio Danielle protegierte einen elenden Maler,

12. De Angelis, neben Gannacci Lehrer der Anfangsgründe bei der Neapeler Zeichenakademie. Vergl. Tischbein a. a. O. II. S. 153 und Calendario e Notiziario della Corte per l'Anno Napoli. 1797. — 17f. Wilhelm Tischbein ... Neapel gekommen. 1787 mit Goethe. — 22. Direktors-Stelle, 1 Director-Stelle. — 31. Don Ciccio Danielle, Sekretär der Akademie der schönen Künste.

Mondo, weil er aus Macerati bei Caserta war, und er der Cicisbeo vor vielen Jahren von seiner Frau gewesen. Mondo, außerdem daß er ein schlechter Maler war, fiel jedermann mit seinen elenden Sonetten beschwerlich und hatte sich durch seine Satire viele Feinde gemacht. Die Erbschaft in Macerati hatte er ganz durchgebracht, so daß er außer einem kleinen Stücke Land, welches ihm sein Vater als Fideikommiß gelassen, nichts mehr besaß. Durch den Danielle, unter dessen Departement die Sache fiel, weil er der erste Sekretär bei dem Minister Marchese di Marco war, wurde es so weit getrieben, daß Mondo Direktor der Malerakademie werden sollte. Auf der andern Seite wollte die Königin den Tischbein haben. Hackert bekümmerte sich gar nichts darum, und der König fragte ihn nicht. So stritten sie sich fort.

Einen Morgen kam Tischbein zu Hackert und sprach mit ihm über die Sache. Hackert erklärte, daß er ihm würde, so viel als in seinen Kräften stünde und wo er könnte, behülflich zu diesem Posten sein, daß er ihn aber als Fremder nicht empfehlen könnte bei dem König, wenn er nicht gefragt würde. Bonito hatte als Direktor zweihundert Ducati und als Kammermaler die gewöhnlichen vierhundert Ducati, zusammen also sechshundert Ducati. Hackert stellte dem Tischbein vor, daß, wenn ihn der König zum Direktor machte mit den zweihundert Ducati, dies nicht der Mühe wert wäre und er mehr Zeit verlöre, als ihm die Stelle einbrächte; wenn ihn aber der König auch zum Kammermaler machte, alsdann wäre es schon der Mühe wert, mit sechshundert Ducati jährlich den Posten anzunehmen. Vielleicht bei der neuen Einrichtung der Akademie könnte er auch noch wohl Logis bekommen, welches auch vierhundert Ducati zu rechnen wäre. Er versicherte aufrichtig, daß er ihm nie entgegen sein würde, als Fremder aber ihn unmöglich, ohne darüber gefragt zu werden, vorschlagen könnte. Tischbein sagte: „Der König giebt Ihnen zwölfhundert Ducati jährliche Pension und Logis für nichts, als daß Sie nur bei dem König sind, wenn er will; wie ist es möglich, daß ich als Direktor mit so Wenigem bestehen kann?“ Hackert erwiderte ihm: „Mein

1. Mondo. Domenico Mondo, in allen früheren Ausgaben „Monti“, was schon G. W. Schiller in der Ausgabe von Tischbeins Lebensskizzen (a. a. O. II. S. 138 Anm.) verbessert. Er war damals bereits achtzig Jahre alt. — 5 ff. Die Erbschaft ... besaß. Anders die Schilderung bei Tischbein (a. a. O. II, 140), wo Mondo als durchaus edel und nur durch allzugroße Freigebigkeit verarmt dargestellt ist.

Posten ist ein neuer, der nie bei Hof existiert hat; er ist vom Könige geschaffen und wird vermutlich auch mit mir aufhören." Tischbein sagte: „Der König von Preußen hat mir tausend Thaler anbieten lassen, wenn ich will nach Berlin kommen und die Direktorsstelle der Akademie annehmen." Hackert sagte ihm: „Ich rate Ihnen, die Stelle sogleich anzunehmen; denn tausend Thaler in Berlin sind so gut als sechzehnhundert Ducati in Neapel." Endlich verwickelte Danielle das ganze Werk so, daß Tischbein und Mondo einen Konkurs machen mußten mit einem aufgegebenen historischen Sujet, welches jeder allein für sich zu machen hatte; wer es am besten machte, sollte die Stelle haben. De Angelis, als ein geschickter und solider Mann, wollte sich dazu nicht verstehen. Der Konkurs ward gemacht. Natürlich war Tischbeins Bild gut gezeichnet, wohl komponiert; wer beurteilte es aber? Don Ciccio Danielle und sein Minister Marchese di Marco; beide verstanden nichts von der Malerei. Danielle wollte seinen Mondo zum Direktor haben, die Königin den Tischbein; also zog sich das Werk in die Länge und ward je mehr und mehr verwirrt, so daß es Tischbein sehr leid that, es angefangen zu haben. Endlich machte Danielle den Vorschlag durch seinen Minister, daß sie beide Direktoren würden, daß der König die sechshundert Dukati, die Bonito hatte, zusammen lassen möchte, daß ein jeder Direktor dreihundert Ducati erhielte, doch ohne den Titel als Kammermaler. Der König, den man schon lange damit ennuyiert hatte, genehmigte es, und Tischbein ward mit Mondo Direktor, jeder mit dreihundert Dcuati jährlich. Tischbein bezahlte allein dreihundert Ducati jährliche Miete für sein Quartier; nach einigen Jahren bekam er erst vom Könige frei Logis bei der Akademie. Als ein geschickter Mann erwarb er sich Verdienste um die Akademie. Er machte nicht allein gute Einrichtungen, sondern leitete auch die Schüler gut an. Als ein braver Zeichner führte er den echten antiken Stil ein, so daß seine Lehren in der Folge gute Früchte brachten und einige Wenige aus seiner Schule, die nachher als Pensionärs in Rom studierten, sehr geschickte Maler wurden. So lange er noch in Rom war, malte

13. Der Konkurs ward gemacht. Das Thema war: „König Massinissa, wie er seine ehemalige Geliebte Sophonisbe, die Gemahlin des numidischen Königs Syphax, gefangen nimmt". — 25 f. Tischbein ... Direktor. Im Jahre 1790. Er stellt es (a. a. O. II. S. 135 ff. Über seine Lehrthätigkeit giebt er dort selbst genauen Aufschluß) so dar, als ob er dem König freiwillig die Teilung des Gehalts vorgeschlagen hätte. — 34. Pensionärs, mit Stipendien ausgestattete Studierende.

er sehr gut und versprach viel. Sein Konradin war gut koloriert, durchsichtig, wahr und angenehm. Auch mit verschiedenen Porträten, die er in Rom malte, machte er sich Ehre. Nachher verließ er das Malen, legte sich aufs Zeichnen, besonders etrurischer Vasen, wodurch er vielleicht seinem eigentlichen Malertalent Abbruch that.

Enkaustik.

Da der Rat Reiffenstein in Caserta bei ihm war, so machte Hackert einige Versuche à l'Encaustique, sowohl auf feine Pappendeckel als auf Holz, und auch auf getünchte Mauer oder auf große Tavolozze, die er tünchen ließ, daß sie also wie eine Mauer waren. Der König, der vielmal in sein Studium kam, wollte das Wachseinbrennen selbst mit ansehen und sagte: „Morgen früh werde ich kommen." Hackert vermutete, daß es, wie gewöhnlich, gegen sieben Uhr sein würde; er kam aber halb fünf Uhr. Zum Glück waren die Bedienten schon auf. Hackert stieg eben aus dem Bette. Der König unterhielt sich indessen recht gut, bis Hackert zu ihm kam, wo er denn das Einbrennen sah und selbst Hand mit anlegte. Diese Malerei wegen ihrer Haltbarkeit auf Mauer gefiel ihm so sehr, daß er gleich sagte: „Ihr müsset mir mein Bad im Belvedere enkaustisch malen lassen," welches auch wirklich geschah. Der König sprach sehr viel über diese Art von Malerei und wollte genau davon unterrichtet sein. Reiffenstein und Hackert waren verschiedener Meinung. Hackert behauptete, daß es beinahe unmöglich wäre, ein Gemälde in vollkommener Harmonie zu verfertigen, weil man die Farben ganz blaß sehe und auf das Geratewohl arbeite, daß man erst siehet, was man gemacht hat, wenn das Wachs eingebrannt wird; wo alsdann das heiße Wachs das in den Farben bereits befindliche schmelzet und die Farben sehr lebhaft und schön erscheinen. Reiffenstein behauptete, man könne retuschieren. Hackert gestand es ein. „Aber," sagte er,

1. Sein Konradin: Konradin von Schwaben nach der Verkündigung seines Todesurteils beim Schachspiel mit Friedrich von Österreich. Das nebst Wiederholungen in Rom ausgeführte Bild befindet sich jetzt in der Galerie zu Gotha. — 4 f. legte sich ... Vasen. Die großen Sammelwerke Tischbeins „Collection of engravings from ancient vases in the possession of Will. Hamilton etc." Neapel 1791 ff. und „Homer nach Antiken gezeichnet" Göttingen und Stuttgart 1801 ff. sind gemeint. Vergl. Fiorillo, Kleine Schriften u. s. w. Göttingen 1806. II. S. 153. Histor. Übersicht d. Versuche die enkaustische Malerei der Alten wiederherzustellen, und von neueren Forschungen: O. Donner von Richter, Über Technisches in der Malerei der Alten. München 1885 und Cros et Henry, L'encaustique. Paris 1884. — 11. Tavolozze, Bretter. — 16. die Bedienten schon, 1 schon die Bedienten. — 22. von fehlt 1.

„man tappet bei der Retusche ebenso im Dunkeln wie zuvor; denn die Farben sind blaß. Es kommt also mit aller Praktik auf ein gut Glück an, ob es gerät oder nicht.“ Er bewies, daß die antiken Gemälde in Portici, die in Pompeji und Herculanum gefunden waren, keine Harmonie hätten, daß die Gewänder alle mit ganzen Farben gemalt wären, als Rot, Gelb, Grün, Blau u. s. w., daß das Fleisch in diesen Gemälden gemeiniglich zu rot wäre oder gar zu blaß und grau. Kurz, es schien ihm schwer, daß man ein vollkommenes Gemälde enkaustisch verfertigen könnte. Überdem so ist er der Meinung, daß ein Ölgemälde, wenn es mit guten Farben behandelt ist, so lange dauern kann als ein enkaustisches Gemälde auf Holz oder Leinwand. Eins und anderes muß in acht genommen werden, wenn es sich konservieren soll. Was Verzierungen betrifft auf Mauern, da ist diese Art Malerei vortrefflich. In den Verzierungen kommt es so genau nicht darauf an, ob der Ton der Farbe etwas weniges dunkler oder heller ist. Da nun der Maler sich zu seinem ganzen Zimmer oder Saal alle Töne, die er nötig hat, bereitet, so kann es ihm nicht fehlen, daß seine Verzierungen sowohl in Clairobscur als Camajeu gleich werden. Was Arabesken und andere Sachen betrifft, wozu verschiedene Farben gehören, kann es ihm gleichfalls nicht fehlen, daß alles aus einem Tone kommt und folglich die Harmonie in dieser Dekorationsmalerei angenehm und gut werde. Es kommt viel darauf an, daß er seine Farben sehr gleich dick und nicht dick an einer Stelle und an der andern dünner aufträgt, dann wird es auch beim Einbrennen egal. In Italien ist diese Malerei sehr nützlich, um ganze Zimmer auszumalen; denn sie hält sich sehr rein. Man staubt es ab und reibet es mit einem wollnen Lappen über, wie man einen gebohnten Tisch abreibet, so bekommt es seinen vorherigen Glanz. Man ist von allerlei Insekten frei, die sich in warmen Ländern häufig in die Kalkritzen einnisten, die sehr schwer herauszubringen sind ohne Auripigment, der aber in Leimfarben das Unangenehme hat, daß er Jahre lang stinket. — Ob in den nördlichen Teilen von Europa die Enkaustik anwendbar ist, müßte die Erfahrung lehren; denn da nach großen Frösten

14. Mauern, 1 Mauer. — 15. darauf fehlt 1. — 19. Camajeu = einfarbige Malerei, so grisaille, wenn Grau in Grau, cirage, wenn Gelb in Gelb u. s. w. Auch „Clairobscur“ ist hier im Sinne dieser Reliefmalerei — braun, mit aufgesetzten Lichtern — gebraucht. — 26. beim, 1 bei dem. — 32. Auripigment, gelbe Arsenblende, Mineral aus der Ordnung der einfachen Sulfuride, als Malerfarbe verwendet.

die Wände, wenn sie auftauen, öfters so schwitzen, daß das Wasser herunterläuft, so könnte es leicht sein, daß die Farben darunter leiden und vielleicht abspringen. Hernach so ist sie gegen die Leimfarbenmalerei teuer. Da bei der Dekoration viele Mode herrschet und selten der wahre gute Geschmack nach den Antiken eingeführt ist, so ist die Leimfarbenmalerei vorzuziehen, weil sie weniger kostet und man nach der Mode seine Zimmer beliebig verändern kann.

Studien-Gebäude.

Der Architekt Santarelli hatte einen Plan gemacht, wonach das große Gebäude in Neapel, die Studien genannt, ausgebaut und vergrößert werden sollte, so daß alle Kunstwerke daselbst aufgestellt werden könnten, die sämtlichen Statuen, das ganze Museum von Portici, die Gemälde von Capo di Monte, und was sonst noch von Kunstwerken und Antiquitäten sich vorfände. Der Plan war gut, bequem und anständig. Nachdem der König stundenlang mit Hackert und Santarelli alles untersucht hatte, erhielt jener den Auftrag, einen genauen Anschlag über Kosten und Ausführung zu besorgen. Es waren fünfhunderttausend neapolitanische Dukaten nötig. Dabei war der Plan so gemacht, daß niemand stehlen konnte und, wenn die Galeerensklaven wie gewöhnlich beim Abtragen des Berges und beim Legen der Fundamente arbeiteten, noch vierzigtausend Dukaten erspart wurden, die zum Transport und mehrerer Verzierung konnten angewandt werden. Der König war sehr zufrieden mit allem; Hackert verlangte jährlich fünfzigtausend Dukaten, in der Bank deponiert, und versprach, das Ganze in zehn Jahren fertig zu liefern. Wollte man jährlich mehr dazu anwenden, so könnte in weniger Zeit alles in Ordnung sein.

Der Marchese Venuti jedoch mit seiner Vielschwänzerei verdarb alles; denn die Sekretarie war schon eifersüchtig, daß der Papst, der dem Minister abgeschlagen hatte, die Farnesischen Statuen abgehen zu lassen, dasselbe doch nachher dem Marchese Venuti und Hackert bewilligte, und nun arbeitete sie daran, daß die Studien nicht gebaut werden sollten. Durch Kameristinnen

9. Studien-Gebäude. Vergl. Goethe a. a. O. 2, 38. — 11. das große … genannt, il palazzo degli Studj, in dem sich jetzt das Museo Nazionale befindet. — 30. Vielschwänzerei, so viel wie Vielgeschäftigkeit. — 31. Sekretarie, segreteria, Kanzlei.

machte man die Königin glauben, Hackert würde den Staat ruinieren, wenn man ihn gewähren ließe. Anfangs war der König fest, nach und nach wie gewöhnlich gewann die Königin. Da Hackert dies merkte, zog er sich mit Ehren aus der Sache und wollte mit dergleichen nichts mehr zu thun haben.

Zwei Jahre darauf that Don Ciccio Danielle Vorschläge, wie jene Zeichnung von Santarelli ausgeführt werden könnte. Sie wurden angenommen, und man verthat in zwei Jahren dreihundertundfunfzigtausend Ducati, und der achte Teil war noch nicht gemacht. Als der König davon unterrichtet wurde, wollte er Rechnung abgelegt haben. Der Fiskal Marchese Vivenzio bekam die Kommission. Verschiedene starben während des Prozesses, sogar der Majordomo maggiore, Prinz Belmonte Pignatelli. Der Architekt Santarelli zog sich aus der Affaire und schob alles auf den zweiten Architekten, welcher gestorben war. Der König fand sich betrogen, und die Sache blieb liegen.

Marchese Vivenzio, ein wahrer Patriot und Kunstliebhaber, wünschte, daß das Werk ausgeführt würde, und suchte verschiedene Male Hackert zu bereden, es von neuem anzugreifen. Dieser aber gab die kurze Antwort: „Der Hof will betrogen sein; in meinem Leben mische ich mich nicht mehr in die Sache."

Seehäfen.

Im Jahr 1787 wurde in Castel a mare das erste Kriegsschiff gebaut, von vierundsiebzig Kanonen, La Parthenope. Das Schiff, im Moment als es von Stapel ablief, sollte nebst dem dabei gegenwärtigen Hof und allem zuschauenden Volk vorgestellt werden. Im Grunde war der Vesuv, von jener Seite her gesehen. Das Bild wurde mit großem Detail ausgeführt, und Georg Hackert stach es nachher in Kupfer, wodurch General Acton sich sehr geschmeichelt sah.

Der König bestellte noch fünf andere große Bilder, lauter Seehäfen: die Zurückkehr der Eskadre von Algier mit der Aussicht der Rhede von Neapel, von Santa Lucia genommen; den Hafen von Castel a mare; die Zurückkehr des Königs von Livorno nach Neapel, vom Magazin de' Granai genommen;

25. von, 1 vom.

La Badia di Gaëta, in der Ferne der Molo di Gaëta und die päpstlichen Galeeren; eine Vue von Forio auf der Insel Ischia. Diese sechs Bilder sind in Caserta in einem Vorzimmer des Königs.

Der König schickte Hackert 1788 nach Apulien, um alle Seehäfen zu zeichnen und zu malen. Er gebrauchte zu der Reise am adriatischen Meere von Manfredonia bis Tarent mehr als drei Monate.

San Leocio.

Als er von gedachter Reise zurückkam, präsentierte er sich der Königin, die ihm Nachricht gab, daß der König in San Leocio eine Kur brauche, und ihm sagte, daß er so bald als möglich dahin gehen möchte, um dem König Gesellschaft zu leisten, der in dieser Zeit sonst niemand sehe. Hackert ging denselben Tag noch nach Caserta. Abends nach seiner Ankunft bekam er ein höflich Billet, im Namen des Königs geschrieben, daß er sich nicht inkommodieren möchte, des andern Morgens zu kommen; es würde Ihro Majestät aber angenehm sein, ihn um vier Uhr des Nachmittags zu sehen. Er wurde sehr gnädig empfangen, der König hielt ihn bis in die Nacht auf. Da er beim Weggehen die Befehle Seiner Majestät verlangte, so frug der König: „Bleibt Ihr in Caserta oder geht Ihr wieder nach Neapel?“ Hackert erwiderte, daß er ganz von Ihro Majestät Befehlen abhinge. Der König sagte sehr gnädig und freundlich: „Wenn Ihr in Caserta bleibt, so werdet Ihr mir einen Gefallen thun, alle Nachmittag um vier Uhr zu kommen. Wir wollen Kupfer besehen und die Zeit angenehm zubringen, weil ich nicht aus den Zimmern gehen darf, bis die Kur zu Ende ist.“ So geschah es nun, und die Zeit verfloß sehr angenehm. Den letzten Tag dankte der König den wenigen Personen, die ihm Gesellschaft geleistet hatten, auf eine sehr verbindliche und schmeichelhafte Weise. Es war niemand als Duca della Miranda, Duca di Riario, der Arzt Veiro und Hackert.

Der König hatte indessen den Gedanken gefaßt, San Leocio zu vergrößern sowohl wegen seiner Seidenfabrik, die er da anlegte, wozu er verschiedene Florentiner hatte kommen lassen, als

2. Forio. In allen Drucken vor W „Fusia“.

auch wegen des alten Palastes von Belvedere nebst der Kirche, die so zu sagen ein Palast war, welche aufs neue befestigt und hergestellt werden sollten. Diesen Zweck erreichte man durch angelegte Nebengebäude, und das Ganze gewann an Solidität.

Der Architekt Collicini hatte den Bau zu besorgen. Er war ein Schüler vom alten Vanvitelli, sehr solid im Bauen, aber dem unglücklichen Borominischen Geschmack ergeben, und in dieser Art hatte gedachter Architekt schon vieles gebaut und verziert. Dem König aber, der bei Hackert in Neapel vielmals im Hause gewesen war, gefiel der dort angebrachte Geschmack, zu möblieren und die Zimmer zu verzieren, gar sehr. „Es ist simpel," sagte er, „und schön, und doch ist ein Luxus darunter versteckt." Nun glaubte er im Anfang, mit Collicini dergleichen selbst machen zu können; da es aber nicht gehen wollte, ließ er Hackert ganz unversehens nach San Leocio rufen und sagte: „Ihr müßt mir helfen, sonst werde ich nicht fertig. Ich glaubte, es allein machen zu können; aber ich sehe, daß ich nicht einmal dazu komme, meine Kupferstiche im kleinen Kabinett zu arrangieren. Nun habe ich Mariano Rossi hier, er soll mir einen Plafond malen; Ihr müßt mir die Gedanken dazu geben." Hackert antwortete: „Lassen mich Ew. Majestät ein wenig darauf denken."

Der König, der in allem, was ihn persönlich angeht, sehr feurig ist, machte zehn Schritte und frug gleich: „Was ist Eure Meinung?" Jener versetzte: „Da dieses ein Schlafzimmer ist, so finde ich schicklich, eine Aurora in das Oval des Plafonds zu malen, und über dem Spiegel des Kamins würde der Genius des Schlafes vorgestellt. Das Übrige würde ganz simpel verziert, damit man ruhig die schöne Aussicht der Campagna felice genießen könne. Indessen findet sich vielleicht noch was Besseres, wenn Ew. Majestät mir Zeit lassen, zu denken." Der König sagte: „Besser kann es nicht werden," und so wurde es ausgeführt.

6. Luigi Vanvitelli (1700—1773), Schüler des Filippo Juvara, darf als der letzte bedeutende Meister des italienischen Barockstiles gelten. Nach reicher Thätigkeit in Rom, Urbino und Ancona ward er an den Hof Karls III. von Neapel gerufen, wo er sein durch meisterhafte Raumverteilung bei größten Dimensionen ausgezeichnetes Hauptwerk, den Palast von Caserta schuf. — 7. Borominischen Geschmack. Francesco Borromini (1599—1667) neben Bernini ein Hauptvertreter des italienischen Barockstiles. — 19. Der Maler Mariano Rossi, ein in Rom unter Mengs ausgebildeter Sizilianer. Seine Hauptwerke sind die Malereien im Dom zu Palermo; gest. 1812 zu Rom. — 28. Schlafes, 1 Schlafs. — 30. Besseres, 2 Bessers.

Nun kam es an den Saal, wo der König Personen empfing. „Hier,“ sagte er, „will ich es sauber haben, aber nicht königlich — stellet Euch vor, daß ich ein guter Baron auf meinem Landsitz bin — ohne Luxus, aber sauber. Was denket Ihr hier für den Plafond anzugeben?“ Hackert antwortete: „Weil San Leocio ein Ort ist, wo Manufakturen angelegt werden, so finde ich schicklich, im Plafond vorzustellen, wie Pallas die Menschen lehret spinnen, weben und dergleichen.“ Das fand der König gut, und es wurde ausgeführt. In den Thürstücken waren die schönen Künste vorgestellt. Die Kabinette und Zimmer von seiner Suite wurden alle simpel und anständig orniert und dienten, bei Festen Fremde aufzunehmen.

Der große Saal, der sowohl zur großen Tafel als zum Tanzen diente, wurde auf folgende Weise orniert. Im Mittelbilde war Ariadne und Bacchus im Triumph vorgestellt und in vier runden Feldern Bacchus, der den Menschen den Ackerbau, Weinbau u. s. w. lehrte. Dieses wurde sehr schlecht von Fischetti ausgeführt, so daß der König sagte, als er es fertig sah: „Es ist gut für eine Schenke, aber nicht für mich.“ Indessen da er den Künstler selbst gewählt hatte, so ließ er's geschehen und sagte: „Die Möbeln, die Ihr habt machen lassen, sind solid und elegant; die Malerei will ich nicht ansehen. Es ist mir zu langweilig, von neuem anzufangen und es herunterreißen zu lassen.“

Hernach fiel es dem König ein, ein großes Bad zu haben von achtzig Palmen Länge, wo er schwimmen konnte. Nachdem dieses gebaut war, ornierte es Hackert enkaustisch, sogar den Plafond, welches zwar mühsam war, aber glücklich ausfiel. Also war Belvedere di San Leocio fertig. Der König gab ein Fest, wo in einem Theater, das für den einen Abend nur von Holz gebaut war, die Nina pazza per Amore von Paisiello zum erstenmal aufgeführt wurde. Hackert hatte die Anstalten zu dem Feste gemacht und, ungeachtet alles eng und klein war, dergestalt die Einrichtung getroffen, daß über dreihundert Damen und erste Kavaliere an den Tafeln sitzen konnten, die übrigen aber an kleinen Tischen oder stehend soupierten.

Der König und die Königin waren außerordentlich zufrieden, als sie den Tag vor dem Feste alle Anstalten sahen, indem sie

21. Möbeln, 1 Möbel. — 22. zu fehlt 2, 3. — 28. Also war, 1 Also ward.

nie geglaubt hatten, daß so viel Platz da wäre und daß der große Saal noch zum Tanzen nach dem Souper frei blieb. Als das Theater geendigt war, wurde soupiert. Die Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar war dazu eingeladen. An des Königs Tafel befanden sich achtundvierzig Personen, und da eben zu der Zeit eine spanische Eskadre vor Neapel lag, so waren auch alle Stabsoffiziere derselben zu dem Feste geladen. Nach dem Souper wurde getanzt. Der König beschenkte Hackert mit einer goldnen Dose und Repetieruhr, so daß die Königin sagte: „Gott vergeb' es mir! Ich fürchte, daß es nahe an seinem Ende ist; denn er schenkt niemals." Indessen ist anzumerken, daß der König nicht Dosen, Uhren und dergleichen verschenkte, wie die Königin häufig that; lieber verehrte er hundert, auch zweihundert Unzen in Gold, welches denn für den Empfänger weit besser war als eine Dose, die er mit achtzig Unzen bezahlt hätte und nur vierzig wert war.

Carditello.

Der König ließ Carditello bauen. Der Architekt Collicini hatte abermals den Auftrag. Es ist ein großes Jagdhaus, oder vielmehr kann man es einen Jagdpalast nennen. Es sind viele Ställe dabei, teils für Pferde, weil eine Stuterei daselbst angelegt ist, teils für Kühe, deren über zweihundert waren. In der angelegten Meierei wurde gute Butter und Parmesankäse gemacht. Ingleichen eine Bäckerei, um Brot für die Arbeiter zu backen; verschiedene andere Gebäude zur Landwirtschaft und Wohnungen für diejenigen, die im Winter an diesem Orte leben; denn im Sommer ist die Luft sehr übel, ja in gewissen Monaten tödlich. Indessen Leute, die da geboren sind, halten es aus, ohne krank zu werden, leben aber doch selten über vierzig bis fünfundvierzig Jahre.

Hackert erhielt den Auftrag vom König, den ganzen Palast von Carditello nebst der darin begriffenen Kirche mit Bildhauerei und Malerei zu verzieren. Dieses ward in zwei Jahren vollendet. Am Himmelfahrtstag, als dem Fest der Kirche, ward ein Wettrennen zu Pferde auf englische Art gegeben in einem Oval,

3 f. Die Herzogin ... eingeladen. Anna Amalia weilte vom September 1788 bis zum Mai 1790 in Italien. In Neapel war sie vom 5. Januar bis zum 16. Mai 1789 und dann vom August bis zum Januar 1790.

das rings um den Palast und die Gebäude hergeht und mit Stufen wie ein Amphitheater gebaut ist. In demselben steht auch ein runder Tempel mit Säulen, worin sich die Musik befindet. Auch waren andere kleine populäre Feste für das Volk eingerichtet, das zu vielen Tausenden herbeiströmte. Der König war sehr vergnügt, daß alles fröhlich und gut ausfiel, dankte Hackert für seine Mühe und sagte: „Das ist der einzige Palast, den ich habe, der fertig und völlig möbliert ist."

Sizilien.

Nun fingen leider die Unruhen in Frankreich an, und es fanden sich in Neapel auch heiße Köpfe für die Sache der Freiheit und Gleichheit. Der König fuhr indessen immer noch fort, sich für die Künste zu interessieren. Im Jahre 1790 wurde Hackert mit einem kleinen Fahrzeug, welches man in Neapel Scappavia nennt, einer Art von Felucke, mit zwölf Mann wohl bewaffnet, abgeschickt, die Küste von Kalabrien und Sizilien zu besuchen und alle malerischen Seehäfen zu zeichnen und Studien zu machen, wonach die Bilder in Neapel könnten gefertigt werden. Die Reise ward gegen Ende Aprils angefangen; durch üble Witterung jedoch, die in dieser Jahrszeit ungewöhnlich ist, verlor Hackert viele Zeit, indem er an öden Stellen der Küste Kalabriens, wo nichts zu zeichnen war, Halte machen mußte. Er ging darauf nach Messina, Syrakus, Augusta und Palermo, wo er zur Zeit des Festes der heiligen Rosalia ankam und den vielen Gaukeleien der fünf Tage beiwohnte. Siebzehn Tage war er in Palermo und zeichnete verschiedene Aussichten des Hafens und der Rhede.

Der Vizekönig Prinz Caramanica, der sein Freund schon seit langer Zeit in Neapel gewesen war, nahm ihn sehr günstig auf, und überdies hatte ihn der König noch eigenhändig an den Prinzen empfohlen. Er hatte Logis im Palast und war aufs beste versorgt. Den ersten Abend des Festes stellte der Prinz ihn selbst

14. Scappavia, deutsch etwa „Ausreißer". — 15. Felucke. Siehe oben S. 137, Z. 3 Anm. — 21. Kalabriens, 2, 3 Kalabrien. — 23. Augusta, identisch mit dem bereits S. 172 Z. 14 erwähnten Agosta (Str.). — 23 f. zur Zeit ... Rosalia. Sie ist die Schutzheilige der Stadt; ihr Fest wird dort vom 11. bis 15. Juli mit großem Glanze begangen.

der ganzen Noblesse vor; denn der Prinz hatte oft in Neapel gesehen, daß sowohl der König als die Königin Hackert bei Hoffesten an Souveräne vorstellten, welche damals Neapel besuchten; auch fiel dieses den Palermitanischen Kavalieren, die Hackert kannten und ihn in Neapel als ersten Kammermaler bei allen königlichen Festen gesehen hatten, nicht auf; hingegen die nie von ihrer Insel gekommen waren, begriffen es nicht, daß ein Maler vom Vizekönig vorgestellt würde; noch weniger war es ihnen begreiflich, daß der Vizekönig den Künstler oft bei Spazierfahrten in den Hafen und aufs Land mitnahm. Don Ciccio Carelli, erster Sekretär des Vizekönigs, führte ihn in alle übrigen Assembleen, wo Feste gegeben wurden.

Da der König den Vorsatz gefaßt hatte, nach Wien zu gehen, wohin ihn die Königin und die beiden Prinzessinnen begleiten sollten, so wollte Hackert noch vor der Abreise des Königs im August in Neapel sein. Er verließ daher sein kleines Fahrzeug und ging mit dem gewöhnlichen Packetboot il Tartaro zurück. Wäre Hackert nicht noch mit Carditello und dessen Möblierung beschäftigt gewesen, so hätte ihn der König mit nach Wien genommen. Er wollte aber alles bei seiner Zurückkunft fertig finden, und so ließ er den Künstler zurück.

Kriegsunruhen.

Ungeachtet die Unruhen sich immer mehr und mehr verbreiteten, so ging doch alles seinen Gang fort, bis der Krieg nach Italien kam und die beiden Tanten Ludwigs des XVI. aus Rom nach Neapel flüchten mußten. Da fing alles an zu stocken. Hackert mußte sein Quartier im alten Palast zu Caserta räumen sowie alle andern Kavaliere, denen ihre Wohnung daselbst angewiesen war; die Prinzessinnen sollten ihn beziehen. Hackert wohnte noch ein Jahr in Caserta für sich, gab es aber auf, weil der Hof kein Quartier für ihn bezahlen wollte. Er wurde nun sehr oft nach Caserta gerufen, welches dem König am Ende mehr kostete, und Hackert verlor viele Zeit dabei. Indessen ging es noch so ziemlich. Der König kam dann und wann, aber viel seltner als sonst. Hackert sah wohl, daß das Ganze

23. Ungeachtet, 1 Ohngeachtet.

schief ging; aber er durfte sich's nicht merken lassen; denn alle Wohlgesinnten, die nicht in den Ton stimmten, den Haß und Parteigeist angegeben hatten, sondern vernünftig und ohne Leidenschaft urteilten, waren augenblicklich in Verdacht und in Gefahr, ohne Verhör jahrelang im Gefängnis zu schmachten. Hackert, um sich zurückzuziehen und um nur die großen Festtage, wo es seine Stelle erforderte, bei Hofe zu erscheinen oder, wenn er gerufen wurde, sich zum König zu begeben, mietete sich ein klein Casino sul Vomero, welches die schönste Aussicht vom ganzen Meerbusen hatte. Wenn er zum König gerufen wurde, war Anstalt getroffen, daß die Nachricht davon in einer halben Stunde bei ihm war. Er setzte sich in den Wagen und konnte in der zweiten halben Stunde auf dem Palast des Königs sein. Also war er auf dem Lande und in der Stadt zugleich und brauchte den König nicht um Urlaub zu bitten.

Um sich von den traurigen Ahnungen zu zerstreuen, die er von den bevorstehenden Schicksalen hatte, machte er in den heißen Monaten malerische Reisen nach Monte Forte, Monte Vergine, zu den weißen Benediktinern, wo der General und viele Äbte seine Freunde waren, sowie auch zu den Kamaldulensern all' Incoronata. Und so brachte er in den Apenninen, so lange die große Hitze dauerte, mehrere Monate zu. In stiller Einsamkeit malte er viele fertige Studien nach der Natur, welches er im Winter verschiedene Monate zu Pozzuoli und Bajä fortsetzte, machte ferner kleine Reisen auf seine Kosten im Königreich, nach Cajazzo, Piè di Monte, Alifa, Sal Mattese. Allein die Sorgen begleiteten ihn überall hin.

Er gedachte daher seine Kapitalien zurückzuziehen; aber sie mußten erst aufgekündigt werden. Auch war der Kurs auf auswärtige Plätze schon so schlecht, daß man 15 Prozent verlor. Doch würde er dieses nicht geachtet haben, wäre es nur möglich gewesen, sein Geld zurückzuziehen, ohne öffentliches Aufsehen zu machen; der Hof würde es sogleich erfahren und Verdacht geschöpft haben. Also war Schweigen und Abwarten das einzige Mittel.

2. Wohlgesinnten, 1 Wohlgesinnte. — 7. erforderte, 1 erfoderte. — 9. sul Vomero. il Vomero, eine Anhöhe im äußersten Westen der Stadt Neapel. — 16. Ahnungen, 1 Ahndungen. — 20. Kamaldulenser, ein Einsiedlerorden. — 26. Cajazzo. Vor W „Cujazzo".

Endlich wurde die weltbekannte unglückliche Katastrophe zubereitet, wovon Mylord Nelson und Lady Hamilton die Triebfedern waren. Jeder mußte sein Silber hergeben. Hackert lieferte für 2400 Scudi Silbergeschirr ein. Löffel und Gabeln durfte man behalten. Jenes aber wurde bei angedrohter Konfiskation verlangt. Man bekam Bankzettel, die in dreißig Tagen 50 Prozent verloren. Der König zog alles bare Geld an sich, und der unglückliche Krieg ging an, von dem niemand sich Gutes versprechen konnte, der einen Begriff von Krieg und von Armeen hatte.

Endlich flüchtete der Hof nach Palermo, und man ließ Neapel in Händen von Menschen ohne Talent und Redlichkeit. Sobald nun die Lazzaroni Macht gewannen, war die Anarchie vollkommen und jeder ehrliche Mann augenblicklich in Gefahr, sein Hab und Gut ausgeplündert zu sehen und ermordet zu werden. In dieser Lage befand sich Hackert mit seinem Bruder Georg, welche beide in einem Flügel des Francavillischen Palastes wohnten.

Nachdem der königliche Palast ausgeplündert war, standen beide Brüder hinter einer Jalousie am Fenster, um zu sehen, was für ein Lärm auf der Straße Chiaja wäre. Die Lazzaroni riefen einander zu: „Wir müssen den Francavillischen Palast plündern; denn die Königin hat viele schöne Sachen daselbst.“ Beide Brüder nahmen Hut und Stock und jeder seine Schatulle mit Papieren und Kameen, und was sie sonst Pretioses hatten,

1 ff. die weltbekannte ... waren. Durch Acton und die zweite Gemahlin Hamiltons (siehe oben S. 120, Z. 17 Anm.), mit der die Königin Karoline eng befreundet war, wurde diese, eine Schwester der hingerichteten Marie Antoinette, und das von ihr beherrschte Königreich Neapel den englischen Interessen dienstbar gemacht. Der englische Einfluß steigerte sich noch, als Nelson 1798 nach Neapel kam und mit der Lady Hamilton ein schamloses Verhältnis begann. Die Franzosen wurden aufs unvorsichtigste herausgefordert. Die Neapolitaner rückten in den Kirchenstaat ein, am 29. November 1798 besetzten sie Rom und drangen bis Toskana vor. Aber bald mußten sie vor den Franzosen zurückweichen; diese fielen in Neapel ein, der König floh nach Sizilien, am 23. Januar 1799 wurde die Hauptstadt erobert und die Parthenopäische Republik gegründet. Als aber die Alliierten in Oberitalien die Franzosen geschlagen hatten, erhob sich das neapolitanische Volk gegen die Republik, am 5. Mai zogen die Franzosen wieder ab, am 10. Juli kehrte der König nach Neapel zurück. Er regierte hier noch bis zum Jahre 1806, in welchem er durch seine vertragswidrige Beteiligung an der dritten Koalition gegen Frankreich Neapel an Joseph Bonaparte verlor. Er behauptete sich mit Hilfe der Engländer in Sizilien bis zum Sturz Napoleons. Durch den Wiener Kongreß erlangte Ferdinand IV. sein ganzes Gebiet wieder zurück, zog 1815 von neuem in Neapel ein und regierte (seit 1816 als Ferdinand I., König beider Sizilien) bis zu seinem Tode, am 4. Januar 1825. Seine Gemahlin Karoline war am 8. September 1814 gestorben. — 8 ff. von dem niemand ... hatte. Die Neapolitaner, an sich schon schlechte Soldaten, waren beim Ausbruch des Krieges erst zwei Monate unter den Waffen und standen unter dem Befehl des unfähigen österreichischen Generals Mack.

um sich durch den Garten zu retten, zu dessen Genuß ihnen die Königin den Schlüssel gegeben hatte. Sie wollten sich nach dem Kasino auf dem Vomero begeben. Mit einmal entstand ein neuer gewaltiger Tumult unter den Lazzaroni, dessen Ursache die Brüder nicht erfuhren; aber glücklicherweise unterblieb die Plünderung. Indessen machten sie so viel als möglich insgeheim Anstalten, die besten Sachen einzupacken, welches nur mit vieler Schwierigkeit geschehen konnte, teils wegen der Lazzaroni, teils weil die Feinde in der Nähe von Neapel waren.

Franzosen.

Endlich rückten die Franzosen ein. Es ist wohl nie von redlich gesinnten Menschen ein Feind so gewünscht worden als die Franzosen in diesem Augenblick. Es herrschte die größte Anarchie, die man sich denken kann, jeden Augenblick Mord und Totschlag. Wer sich am Fenster sehen ließ, konnte sich eine Kugel erwarten. Drei Tage jedoch, nachdem die Franzosen in Neapel eingerückt waren, sah man die wilden Lazzaroni in Lämmer verwandelt; man hatte ihrer sieben an einem Tage erschossen. Jeder konnte nun ruhig des Tages auf der Straße gehen.

Den vierten Tag fand Hackert einen Zettel an seiner Thüre, daß der Divisionsgeneral Rey nebst seinem Generalstab und vier Kommissarien bei ihm wohnen solle. Hackert widersetzte sich heftig und verlangte zu wissen, mit welcher Autorität dieses geschehe. Man antwortete, das Einquartierungsbillet von der Munizipalität sollte des andern Tages erfolgen. Indessen rückten sechsundachtzig Jäger und Pferde in den Palast ein, weil so viel Stallung für sie da war. Die vier Kommissärs blieben die Nacht da und schliefen gekleidet auf Matratzen; denn Hackert hatte nur drei Betten, eins für sich, eins für einen Fremden und das dritte für den Bedienten. Des Morgens wollten die Kommissärs alles versiegeln, welches mit guten und bösen Worten beigelegt wurde. Sie bemächtigten sich gleich siebzehn großer Gemälde von Seehäfen, die dem König gehörten und unten im Studium von Georg Hackert standen. Drei Seehäfen von gleicher Größe waren bei Philipp Hackert in seinem Studium oben, die er

mit Mühe und Weitläuftigkeiten rettete; denn er bewies endlich, daß der König sie noch nicht bezahlt habe und sie bis jetzt noch des Künstlers Eigentum wären. General Rey, der vom General Championnet zum Kommandanten von Neapel ernannt war, kam an, logierte sich in Philipps Quartier und bediente sich seines Bettes, seiner Küchengerätschaften und alles, was da war. Der Generalstab war unten einquartiert bei Georg Hackert, wo sie in Betten schliefen, welche die Munizipalität geben mußte. Sein Studium wurde die Sekretarie. Und so gereichte dasjenige, was ihnen so viel Glück und Vergnügen gebracht hatte, den Teil eines königlichen Palastes zu bewohnen, nunmehr zur großen Unbequemlichkeit, indem sie als Privatleute gleichsam an des Königs Stelle die neuen Gäste bewirten sollten und ihre eigenen Sachen als königlich angesehen wurden; denn das besondere Verhältnis, worin sie standen, war den ankommenden Siegern nicht leicht deutlich zu machen.

Rettung.

Der General Rey lud Hackert den ersten Tag, weil sein Koch noch nicht angekommen war, zum Essen ein, und durch höfliche und kräftige Behandlung, auch durch die Vorstellung, daß sie geborne Preußen seien, wurde der General ihr Freund; und wie Hackert im siebenjährigen Kriege sein erstes Aufkommen als Künstler französischen Offizieren zu danken hatte, so dankte er nun französischen Generalen seine Rettung.

Es kam ein Billet von der Munizipalität, daß Hackert sogleich zwölfhundert neapolitanische Dukaten Kontribution bezahlen sollte. Bar Geld war nicht vorhanden; also wendete er sich an General Rey um guten Rat. Dieser setzte sich mit ihm in den Wagen und brachte ihn zum General Championnet, dem er ihn als einen berühmten Künstler vorstellte, da er denn sehr gut aufgenommen ward; allein von der Kontribution war diesmal nicht die Rede; doch wurde er nachher durch die erworbene Gunst auf eine indirekte Weise von derselben befreit.

4. Championnet war der Oberbefehlshaber der französischen Armee, die gegen die Neapolitaner kämpfte. Im September 1799 wurde er von den Verbündeten bei Fossano und Savigliano geschlagen. — 14. besondere, 1 besondre. — 22 f. wie Hackert ... hatte. Siehe oben S. 109 f. — 33. befreit, 1 befreyet.

General Rey bezeigte sich sehr freundlich gegen die beiden Brüder und verlangte, daß sie täglich mit ihm speisen sollten; ja, er verwies es ihnen auf die höflichste Weise, wenn sie einmal fehlten. Auch gab er auf manche andere Weise an den Tag, wie sehr er sie schätze und beschütze. Hierdurch wurde Hackert in große Verlegenheit gesetzt; denn in seinem Herzen war er überzeugt, daß die Republik nicht bestehen könne und daß der König bald wieder in den Besitz seines Landes kommen würde. Viele Generale besuchten ihn nun in seinem neuen Hause, das er bezogen hatte, seitdem er den Francavillischen Palast verlassen mußte. Sie zeigten sich alle als Liebhaber der Kunst, einige als Kenner. General Rey war vertraulich und aufrichtig gegen ihn. Eines Tages sagte er: „Daß Ihr kein guter Republikaner sein könnt, ist mir sehr begreiflich; denn ein Künstler, der jährlich sechstausend Livres Pension verliert nebst einer schönen Wohnung und hundert andern Bequemlichkeiten, kann unmöglich ein Freund von der neuen Ordnung der Dinge sein; aber Ihr seid ruhige Leute und habt Euch weder sonst noch jetzt in Regierungsgeschäfte gemischt. Wir schätzen Euch als Artisten und respektieren Euch als Preußen. Und wie ich Euch seit einem Monat kenne, habe ich den besten Begriff von Euch. Aber ich rate Euch, ja, ich verlange aufs dringendste, daß Ihr Neapel verlaßt und nach Paris gehet; denn ich kann Euch vertrauen, daß man mir schon angesonnen hat, Euch als Royalisten arretieren zu lassen. Ziehet weg! Männer und Künstler, wie Ihr seid, Ihr könnt in der ganzen Welt ruhig leben.“

Mißliche Lage.

Die beiden Brüder hatten schon längst über ihre Lage nachgedacht, ihre Verhältnisse zur Munizipalität wohl überlegt und auch vorher schon vom General Rey etwas Ähnliches hören müssen. Sie sahen voraus, was nach dem wahrscheinlichen Abzug der Franzosen sie erwartete. Sie beschlossen daher, sich zu entfernen und, wenn auch nicht gerade nach Paris zu gehen, wenigstens Livorno zu erreichen; denn der Großherzog Ferdinand war noch in Toskana. Einige Tage darauf sagte General Rey zu Hackert: „Wann gehet Ihr?“ Dieser antwortete: „Mit dem ersten Schiffe, das neutral ist. Ein Däne liegt hier, der Quarantäne hält;

mit dem will ich gehen." Der General versetzte: „Thut es so geschwind als möglich, denn ich habe meine Ursachen." Er rief sogleich seinen Sekretär und gab jedem einen Paß mit der Weisung, ihn beständig in der Tasche zu tragen und die französische Kokarde auf dem Hut. Und so waren die beiden Brüder bei Hof in Palermo für Jakobiner ausgeschrien, und in Neapel wollte man sie als Royalisten einkerkern. In diesem Falle befanden sich damals alle vernünftigen und mäßigen Leute.

Abfahrt.

Endlich war die Quarantäne des dänischen Kapitäns zu Ende, und Hackert mußte bis Livorno über dreihundert Piaster bezahlen für sich, seinen Bruder, einige zwanzig Kisten und einen englischen Wagen. General Ney hatte Befehl gegeben, daß nichts, was ihnen zugehörte, visitiert werden sollte. Der dänische Generalkonsul, Christian Heigelin, war auch mit auf dem Schiffe, Direktor Tischbein und andere mehr, in allem dreiundvierzig Passagiere. Bei Monte Christo ward das Schiff von einem französischen Kaper besucht, und weil ein Türke auf dem Schiffe war, welcher Datteln hatte, so wurde das Schiff genommen. Hackert widersetzte sich mit Heftigkeit, zeigte seinen französischen Paß und wurde als Preuße respektiert. Indessen wollten sie das Schiff nach Bastia in Korsika bringen. Heigelin und Schwarz, als Kaufleute, wußten wohl, daß in Bastia keine Gerechtigkeit sei; also, da die Kaper das Schiff verlassen hatten, handelten sie mit den beiden Kerls, die auf dem Schiffe als Wache zurückgeblieben waren, und stellten ihnen vor, der Großherzog von Toskana habe schon das Land verlassen, und die Franzosen seien im Besitz desselben. Sie möchten das Schiff, anstatt nach Bastia, nach Livorno bringen lassen. Dieses kostete zweihundert Piaster, welche Hackert mit den beiden Obgenannten bezahlte, weil sie die besten Güter auf dem Schiff hatten.

---

10 f. Endlich ... zu Ende. Die Abreise erfolgte nach Tischbein (a. a. O. II, 197) am 20. März 1799. — 17 ff. Bei Monte Christo ... auf dem Schiff hatten. Vergl. die in Einzelheiten abweichende Erzählung des Vorgangs bei Tischbein (a. a. O. II, 199 f.). — 22. Schwarz, ein schweizer Bankier. Früher nirgends erwähnt.

Livorno.

Der Wind ward ungestüm und trieb das Schiff gegen Livorno, und nach einer verdrießlichen Reise von dreizehn Tagen kamen sie in der Nacht auf der Rhede daselbst an. Des Morgens früh wurde das Schiff wie gewöhnlich besucht, und weil ein Kaper darauf gewesen war, fünfundzwanzig Tage Quarantäne deklariert, welche auch im Hospital St. Jakob gehalten wurde.

Hackert ließ gleich seinen englischen Wagen wegbringen; da es aber an die Kisten kam, wollte man sie visitieren, ob auch englische Waren darin wären. Durch den preußischen Agenten und den General Miollis aber wurde alles sogleich vermittelt und die Kisten ohne Visitation verabfolgt. Der Kaufmann Schwarz hingegen und andere hatten noch einen weitläufigen Prozeß, der erst lange hernach in Paris entschieden wurde.

General Miollis war durch General Rey schon unterrichtet, daß die beiden Gebrüder Hackert nach Paris gingen. Die Sache war aber schwer auszuführen, und man ließ die Entschuldigung gelten, daß das Meer voller Kaper und das Land voller Armeen sei. Sie wählten einstweilen Pisa zu ihrem Wohnplatze und hielten sich stille, bis endlich die kaiserlichen Truppen einrückten.

Florenz.

Ein Jahr darauf zogen beide Brüder nach Florenz und richteten sich ein. Im Jahr 1803 kaufte Philipp Hackert sich eine Villa mit zwei Podere, welches so viel sagen will als zwei Bauerfamilien, welche das Land der Herrschaft um billige Bedingungen bauen. Diese Villa liegt a San Piero di Carreggio, nahe bei der Villa, wo Lorenzo il Magnifico gewohnt hatte. Hackert hatte seine Wohnung in Florenz und lebte viele Monate auf der Villa, wo ein Studium eingerichtet war, so daß er fleißig malte und sich dabei auch mit der Kultur des Landes beschäftigte. Er behandelte seinen Wein nach Chaptals Unterricht, preßte sein Öl,

11. Miollis, französischer General, derselbe, der 1808 Rom besetzte und Pius VII. gefangen nehmen ließ (Str.). — 13. weitläufigen, 1 weitläuftigen. — 24. Podere = possessione, Landgütchen. — 31. nach Chaptals Unterricht. Jean Antoine Claude Chaptal, Graf von Chanteloup (1756—1832), Verfasser der „Eléments de chimie“ (1790). Das von ihm vorgeschlagene Verfahren besteht darin, daß ein Teil der Säure im Most mit kohlensaurem Kalk neutralisiert und die noch erforderliche Menge Zucker zugesetzt wird.

wie es die Provenzalen machen, legte sich einen Küchengarten an, baute das Kornland besser, ließ gemauerte Gräben ziehen, pflanzte einige tausend neue Reben, so daß sein Gütchen in kurzem sehr einträglich ward. Die Wohnung war reinlich und einfach eingerichtet, und er sah nur wenige Freunde und Fremde, die ihm empfohlen waren, damit die Ruhe des Landlebens nicht gestört werden möchte. Sein Bruder Georg besorgte in der Stadt den Kupferstichhandel und was sonst von dieser Art vorfiel, kam Sonnabends zu ihm und ging Montags früh nach Florenz zurück. Dieser Bruder ward ihm aber bald durch den Tod geraubt. Er starb den 4ten November 1805, noch nicht funfzig Jahr alt. Er wurde als Protestant in Livorno begraben; denn in Florenz ist keine Grabstätte für Protestanten.

Lebensende.

Noch ein ganzes Jahr verlebte Philipp Hackert in völliger Thätigkeit; doch ward er gegen Ende von 1806 vom Schlagfluß befallen, worauf er noch einige Zeit mit Besinnung und Hoffnung lebte, bis er im April 1807 die Welt verließ.

Er gehörte zu den Menschen, die auf eine entschiedene Weise ihres eigenen Glücks Schmiede sind. Sein angebornes Talent entwickelte sich bald, und ein ruhiger Fleiß, eine unausgesetzte Bemühung brachte ihn nach und nach auf den Gipfel, wo wir ihn gesehen haben. Er war eine von den glücklichen Naturen, die bei einer großen Selbstbeherrschung jedermann dienen und niemand gehorchen mögen. Er hatte die Gabe, sich in Menschen zu schicken, ohne im mindesten biegsam zu sein. Dabei gereichte es ihm freilich zum größten Vorteile, daß gerade das Fach, wozu ihn die Natur bestimmt hatte, zu seiner Zeit vor vielen andern begünstigt war. Die große Strenge und Ordnung, mit der er seine Kunst sowie seine Geschäfte betrieb, ward mild und leidlich für andere, indem sein eigentliches Metier ihn jedermann angenehm machen mußte. Die vielen Liebhaber suchten und bezahlten ihn, die vielen Dilettanten strebten ihm nach, und jeder war schon zufrieden, wenn er sich auch nur einen Schein jenes großen Talentes gewonnen hatte. So war Hackert geschätzt, ohne be=

2. ziehen, 1 ziehn. — 18. im April. Am 28. April.

neidet zu werden, und konnte immer er selbst sein, ohne den Menschen lästig zu fallen.

Seinen Brüdern war er mehr als Vater; er ward ihnen zugleich Lehrer und Gönner, Führer und Beschützer. Sein Äußeres war seinem Innern völlig gemäß. Wohlgebaut, zeigte er sich strack, ohne steif zu sein, doch mehr mit einem ernsten als gefälligen Anstand. Man hätte wohl in seinem Wesen etwas Diplomatisches finden können, welches in dem kalten Gefälligen der Hofleute besteht, ohne das Submisse von diesen zu haben, weil der Diplomate sich immer auch gegen die vornehmsten Personen, mit denen er umgeht, eine gewisse Würde geben muß, indem er, wenn er auch ihresgleichen nicht ist, doch ihresgleichen vorzustellen hat. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, daß er ein Preuße von Geburt war und seinen Teil von der Glorie des großen Königs sich zueignete. Er ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe, Thätigkeit und Ausdauer den Besten, die uns aus dieser Nation bekannt geworden; eine Vergleichung, die, indem sie den Begriff von ihm erleichtert, ihm nur zur Ehre gereichen kann.

Nachträge.

Vorerinnerung.

Die Nachricht von dem Tode seines verehrten Freundes Philipp Hackert erhielt der Herausgeber zugleich mit einem Packet biographischer Aufsätze, welche ihm der Verewigte in einer frühern und letzten Verordnung zugedacht hatte. Sie sind größtenteils von Hackerts eigener Hand, und freilich war die vorzunehmende und dem Verstorbenen zugesagte Redaktion manchen Schwierigkeiten unterworfen. Die Anmut solcher Aufsätze beruht auf einem natürlichen, fast mehr noch als die Rede selbst losen und ungezwungenen Stil, welcher sich jedoch in einer Druckschrift wunderlich ausnehmen, ja kaum lesbar sein würde. Den Freunden des Künstlers und der Kunst eine nicht mißfällige Lektüre zu bereiten und dem Natürlichen, Wahren, Anmutigen jener Blätter bei einer Bearbeitung so wenig als möglich zu entziehen, war die Aufgabe, welche man zu lösen sich angelegen sein ließ, und man wünscht, daß die Absicht wenigstens im ganzen möge gelungen sein.

Diese durch unsere Redaktion entstandene Sammlung besteht in drei Abteilungen, wovon die erste einen kurzen Abriß des Lebens- und Kunstganges unsers Hackert bis in sein vierzigstes Jahr enthält, die zweite aus dem Reise-Journal eines Engländers, der mit Hackert Sizilien durchzog, die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten besteht, welche jedoch die Kunst- und Lebensthätigkeit des merkwürdigen Mannes vielseitig vor Augen stellen. Möchte man von jener ersten Abteilung wünschen, daß sie etwas mehr, und von der letzten, daß sie etwas weniger ausführlich verfaßt wäre, so geschähe es wohl nicht ganz mit Unrecht. Doch hat man bei Redaktion dieser Hefte weder dort etwas zugeben, noch hier etwas abnehmen können, ohne den Charakter derselben zu zerstören.

9. ungezwungenen, 1 ungezwungnen. — 17. entstandene, 1 entstandne. — 22. besteht fehlt 1.

Da man hier Nachrichten von einem bedeutenden Manne, und zwar durch ihn selbst erhält, so ist es billig, daß man auch seiner eigenen Art, womit er von sich spricht, etwas nachgebe. Wir haben daher an diesen Aufsätzen nicht mehr gethan, als nötig war, um sie lesbar zu machen, damit das meistens glückliche Leben unsers Freundes auch glatt und bequem vor den Augen des Beschauers hinfließen möge.

Was das Reise-Journal betrifft, so konnte die Frage entstehen, ob es wohl der Mühe wert sei, solches zu übersetzen und abzudrucken. Sizilien, das in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts gleichsam erst für fremde Nationen entdeckt wurde, ist so vielfach durchreist und beschrieben worden, daß man sich kaum nach einer abermaligen, besonders nach einer älteren Reisebeschreibung sehnen möchte. Die Bemerkung jedoch, daß man eher müde wird, selbst zu reisen, als Reisebeschreibungen zu lesen, schien auf eine bejahende Antwort hinzudeuten. Freilich besitzen wir einen verständigen, einsichtigen Swinburne, einen edlen und männlichen Riedesel, einen heitern, mitunter etwas übereilten Lebemann Brydone, einen geschäftigen, aber nicht immer zuverlässigen Borch, einen treuen und guten, aber etwas weitschweifigen Bartels, einen ernsten und gefaßten Münter, einen unterrichteten und blühenden Stolberg, einen wissenschaftlichen, obgleich nicht genug begründeten Spallanzani, den durch sein Kupferwerk alles gleichsam abschließenden Houel, ja noch so manche andere, daß man also gar wohl diesen Knight hätte entbehren können, um so mehr, als er einige seiner Vorgänger unmittelbar vor Augen gehabt zu haben scheint. Aber ein jeder, der in der Ferne ein Land studieren will, er habe es früher nun selbst gesehen oder nicht, wird immer so viel Zeugen aufsuchen,

6. unsers, 1 unseres. — 16 ff. Freilich besitzen wir ... Houel. H. Swinburne, Reise durch beide Sizilien in den Jahren 1777—1780, aus dem Englischen von J. R. Forster. 2 Bände. Königsberg 1785—1787. — Riedesel, Reise durch Sizilien und Großgriechenland. Zwei Sendschreiben an Winckelmann. Zürich 1769. — Brydone, Reisen durch Sizilien und Malta. Aus dem Englischen. 3. Ausgabe. Leipzig 1783. — Graf von Borch, Lettres sur la Sicile et sur l'Ile de Malthe. Turin 1782. Deutsch von Werthes. Bern 1785; und La minéralogie sicilienne. Turin 1780. — Joh. Heinr. Bartels, Briefe über Calabrien und Sizilien. 3 Teile. Göttingen 1787—1792. — Fr. Münter, Nachrichten von Neapel und Sizilien, gesammelt auf einer Reise in den Jahren 1785 und 1786. 2 Teile. Kopenhagen 1790. — Fr. Leop. Graf von Stolberg, Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien und Sizilien. Königsberg 1794. — Laz. Spallanzani, Abriß einer Reise nach den flagreischen Gefilden, dem Ätna und den äolischen Inseln. Deutsch Straßburg 1791; und Reise in beide Sizilien und einige Gegenden der Apenninen. 5 Bände. Deutsch Leipzig 1795—1798. — Houel, Reise durch Sizilien, Malta und die liparischen Inseln. 6 Bände. Gotha 1797—1809. Mit Kupfern.

als er nur kann, deren Menge in diesem Fall nur interessanter ist, weil sowohl die verschiedenen Zeiten, in welchen sie beobachtet, als die verschiedenen Standpunkte, woraus sie die Gegenstände angesehen, dem Betrachtenden und Urteilenden sehr zu statten kommen. Reisebeschreibungen aus verschiedenen Jahren sind gleichsam als Chroniken solcher Gegenstände anzusehen; die eigentlichen augenblicklichen Zustände werden aufgefaßt und festgehalten, indessen sich in der Wirklichkeit manches verändert und sich nach wenigen Jahren ganz neue Erscheinungen dem Beobachter darbieten. So stand zu den Zeiten Knights Messina noch aufrecht, und der Weg auf den Gipfel des Ätna war, obgleich beschwerlich genug, doch noch zurückzulegen, anstatt daß nach der Eruption von 1787, welche am Gipfel selbst ausbrach, das Erklimmen desselben beinahe unmöglich ward. Von Schlüssen, die aus solchen Vergleichungen können gezogen werden, giebt uns Spallanzani ein interessantes Beispiel, indem er zusammenstellt, was seine Vorgänger von der innern Beschaffenheit des Ätneischen Kraters gemeldet hatten. Und wer von denen, die sich mit der Erdbeschreibung ernstlich beschäftigten, hat nicht mehr oder weniger auf gleiche Weise verfahren? Die Bekanntschaft, die wir bei dieser Gelegenheit mit so bedeutenden Männern machen, ist fast ebenso viel wert als die Bekanntschaft mit den Gegenständen selbst; denn wo zeichnen sich die Nationen und die Individuen derselben wohl mehr aus als auf Reisen? Jeder bringt eine gewisse einheimische Urteilsweise mit; jeder hat einen gewissen Maßstab des Guten, Würdigen, Wünschenswerten oder Vortrefflichen; und auch der Zeitcharakter, den die Reisenden an sich tragen, spricht sich aus. Hackert mit seinen beiden englischen Freunden erscheint durchaus tüchtig, wohlwollend, rechtlich, auf einen bestimmten Zweck losarbeitend. Die Hauptrichtung des Jahrhunderts gegen alle Unthätigkeit und was den Menschen darin erhält, die Hauptneigung zu allem, was wirksam und förderlich ist, besonders im Staatsfache, sowie im Ökonomischen, Merkantilischen, Technischen, erscheint an diesen wenigen Männern teils in der Reisebeschreibung, teils in der Biographie. Sie bekennen sich alle zu der Religion des ehrlichen Mannes, und wir sehen einen Papst, einen König, welche Redlichkeit und Thätigkeit zu schätzen wissen, ohne zu fragen,

28. mit seinen ... Freunden. Payne und Gore.

welcher Kirche ein solcher Mann angehöre. Der Widerwille Knights gegen alles, was Faulheit und Tagedieberei begünstigt, bricht überall hervor, und so scheint er völlig jenen Tagen gemäß denkend, von welchen sich seine Reisebeschreibung datiert.

Zu dieser Apologie des gegenwärtig abgedruckten Tagebuchs läßt sich noch hinzufügen, daß es doch auch gleichsam gefordert wird, in dem Leben eines Landschaftsmalers auch einmal die Landschaft selbst zu sehen, welches eigentlich nur durch einen Dritten geleistet werden kann, der, indessen der Künstler zeichnet, die wörtliche und schriftliche Schilderung der Gegend übernimmt. Mehrere Stellen dieser Art sind Herrn Knight vorzüglich gelungen. So sind es denn auch nur wenige Bogen, die man sogar, nach Belieben, überschlagen könnte.

Übrigens ist er als ein Mann von Kenntnissen, besonders in der griechischen Litteratur, bekannt und Verfasser eines bedeutenden Werks, welches den Titel führt: An analytical Essay on the Greek Alphabet, by Richard Payne Knight. London 1791. Auch war er Liebhaber der Kunst; denn Downton-Castle in Shropshire, sein Geburtsort, enthält viele Gegenstände der Skulptur und Malerei, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte. Durch ein Versehen heißt er in dem Hackertschen Manuskript mit Vornamen Henry, der also nach dem eben angeführten Werke zu berichtigen wäre.

Hier nehmen wir auch Gelegenheit, von Hackerts zweitem Reisegefährten, Herrn Gore, umständlichere Nachricht zu geben.

Charles Gore.

Geboren den 5. Dezember 1729 zu Horkstow in Yorkshire, stammte aus einer würdigen Familie, und einer seiner Vorfahren war Lord-Mayor der Stadt London gewesen. Sein Vater, ein sehr rechtschaffener und wohlwollender Mann, führte den gleichen Vornamen und war der jüngste von drei Brüdern. Die ältesten wurden Parlamentsglieder, und ihn bestimmte man zur Handelschaft nach Art jener Zeit, wo man es jüngern Söhnen des ersten Adels nicht nachteilig hielt, wenn sie ihr Glück auf diesem Wege suchen wollten. Er war eine Zeit lang als Direktor der englischen Faktorei in Hamburg angestellt und gerade in der Epoche, als die englischen Armeen unter dem Kommando des Herzogs von Marlborough sich auf dem festen Lande befanden. Der Herzog war ihm sehr gewogen und zeichnete ihn aus; er dagegen widmete sich dergestalt der Person und dem Interesse dieses großen Heerführers, daß, als beide zurück nach England kamen und der Herzog bald in Ungnade fiel, die beiden ältern Brüder aber auf der Seite des Ministers Lord Oxford hielten, er, darüber verdrießlich, sich von seiner Familie trennte und sich nach Yorkshire begab, wo er eine Besitzung kaufte und bei schon zunehmendem Alter heiratete.

Er hatte sieben Kinder von seiner Gattin, darunter unser Charles Gore das dritte und der einzige Sohn war. Er ward in der Westminster-Schule erzogen, und weil sein Vater bei geringem Vermögen mehrere Kinder hatte, gleichfalls der Kaufmannschaft gewidmet, da er denn mehrere Jahre auf dem Bank-

1. Charles Gore. Die Lebensbeschreibung Gores ist bis zu den Worten „in Weimar niederzulassen" (S. 260) Übersetzung eines im Goethe-Archiv vorhandenen englischen Manuskripts. In den einleitenden Partien ist manches übergangen, in dem von Goethe selbständig hinzugefügten Teil noch der Abschnitt „wie er denn auch ... gewissenhaft erfüllt worden" (S. 262) auf Grund des Schlußabschnitts der englischen Vorlage ausgearbeitet (W). — 11 ff. in der Epoche ... befanden. Im spanischen Erbfolgekrieg, von 1701—1711.

comptoir seines Onkels John Gore arbeitete; als er aber einst seine Familie in Yorkshire besuchte, machte er Bekanntschaft mit einer jungen Erbin, die bei ansehnlichem Vermögen eine vorzügliche Schönheit besaß. Als er durch die Heirat mit diesem Frauenzimmer unabhängig ward, so verließ er alsbald seine kaufmännische Laufbahn, die ihm von jeher sehr mißfallen hatte. Seine Gattin brachte ihm vier Töchter, davon die zweite sehr zeitig starb; er aber blieb mit seiner Familie in Yorkshire bis zu seines Vaters Tode und beschäftigte sich diese Zeit über, so gut als die Lage seines Wohnorts zuließ, sich in jenem Talent zu üben, welches er von Jugend an bei sich entdeckt hatte, Mechanik nämlich und Schiffbaukunst. Nach dem Tode seines Vaters konnte er nunmehr seiner überwiegenden Leidenschaft für die Schiffahrt vollkommenen Lauf lassen, welche bis zum größten Enthusiasmus anwuchs, als er in Hampshire die angenehme Stadt Southampton an dem Flusse gleiches Namens zu seinem Aufenthalte wählte, die wegen der Nähe von Portsmouth mit seinen Werften, und mit Spithead, wo die Flotte gewöhnlich stationiert, ihm alles lieferte, was er nur zum Studium und zur Ausübung seines Lieblingsgewerbes nötig hatte.

Dieses trieb er zehn bis zwölf Jahre unermüdet, indem er verschiedene Schiffe nach seinen eigenen Modellen erbauen ließ, wovon das eine, die Schnecke genannt, ein Kutter, wegen seiner zierlichen Gestalt und der Schnelligkeit des Segelns merkwürdig und von allen Seeleuten bewundert war. Herr Gore hatte die Ehre, in diesem Schiffe die Brüder Ihro Majestät, die Herzoge von York, Glocester und Cumberland, von Southampton auf Spithead, Portsmouth, die Insel Wight und sonst umherzuführen. Gewöhnlich brachte er seinen Sommer, ja den größten Teil des Jahres damit zu, daß er mit der Flotte die Küste von England befuhr, auch die Küsten von Frankreich, die Inseln Guernsey, Jersey und andre besuchte und auf diese Weise die Kenntnis des Schiffbaues und des Seewesens sich eigen machte, wodurch seine Zeichnungen so außerordentlich schätzbar werden. Er hatte beständig zwei Matrosen im Dienste und stand selbst immer am Steuerruder. Zu einer Fahrt auf die hohe See nahm er alsdann mehrere Mannschaft.

Erst in dem Jahre 1773 ward er veranlaßt, diese seine Lage und eine Lebensart aufzugeben, die ihm so äußerst angenehm

37. Jahre, 1 Jahr.

war; doch der schlimme Gesundheitszustand seiner Gattin und die Meinung der Ärzte, daß die Luft von Southampton ihrer Genesung entgegenstehe, bewogen ihn, um ihrentwillen einen mildern Himmelsstrich zu suchen und seine Familie zu einem Winteraufenthalt nach Lissabon zu versetzen. Aber die Gesundheit seiner Gattin wurde dadurch so wenig gefördert, daß er das nächste Jahr nach England zurückzukehren im Begriff stand, als unvermutet ein alter Bekannter ankam, Kapitän Thompson, der den Levant, eine Fregatte von 32 Kanonen, kommandierte und auf seinem Wege in das mittelländische Meer in Lissabon ansprach. Herr Gore konnte dem freundlichen Erbieten des Kapitäns nicht widerstehen, der ihn und seine Familie nach Livorno zu bringen versprach; und weil dieser geschickte Schiffmann den Auftrag hatte, den verschiedenen englischen Garnisonen Geld zu bringen, so fand Herr Gore die erwünschte Gelegenheit, Gibraltar und Port Mahon auf der Insel Minorca zu sehen, an welchem letztern Platz der Kapitän sich beinahe drei Wochen aufhielt.

Sie trennten sich in Livorno. Nachdem Herr Gore sich fast ein Jahr in Florenz aufgehalten und seine jüngste Tochter dem Lord Cowper, der daselbst ansässig war, verlobt hatte, zog er mit seiner Familie nach Rom und Neapel und kehrte nach einiger Zeit der Vermählung seiner Tochter wegen nach Florenz zurück, nachdem er vorläufig ein Haus in Rom gemietet hatte, wo er sich denn meistens bis zum Jahr 1778 aufhielt.

Während dieser Zeit machte er vertraute Bekanntschaft mit Philipp Hackert, dem berühmten Landschaftsmaler. Sie brachten zwei Sommer zusammen auf Kastell Gandolfo und Albano zu, immerfort mit verschiedenen Lustreisen beschäftigt, wobei sie immer nach der Natur studierten und zeichneten, welches in dieser göttlichen, reichen und durch so mannigfaltige Schönheiten verherrlichten Gegend ein großer Genuß war. Kehrten sie gegen den Winter nach Rom zurück, so brachte Gore seine meisten Abende in Hackerts Hause zu, wo sich einige deutsche Künstler, ingleichen englische und andere Fremde ebenfalls einfanden, die sich wie er den Künsten ergeben hatten. Gewöhnlich saßen sie um einen großen Tisch, auf welchem mehrere Lampen stunden, und jeder wählte sich ein Vorbild aus Hackerts schönen Studien nach der Natur, indessen ein italienischer Abbate ihnen den Tasso und die übrigen vorzüglichen

10. mittelländische, 1 mittländische.

italienischen Dichter vorlas und erklärte. Der Abend ward gewöhnlich mit einer mäßigen, aber guten Tafel beschlossen, und die Träume dieser kleinen Sozietät sollen oft besonders malerisch gewesen sein.

Im Jahre 1777 unternahm Herr Gore in Gesellschaft seiner Freunde Hackert und Knight die Reise nach Sizilien, woran er sich zeitlebens so gern erinnerte. Nach drei Monaten kehrten sie nach Rom zurück, und im folgenden Jahre verließ Gore Italien, um nach der Schweiz zu gehen. Hackert begleitete ihn abermals, bis Venedig, wo sie mit großen Schmerzen von einander schieden, indem Hackert mit einer Gesellschaft junger Engländer und Russen die Borromeischen Inseln besuchen wollte.

In der Schweiz verweilte Gore beinahe zwei Jahre und kehrte nach England zurück, indem er auf dem Wege Frankreich, die Niederlande und Holland besuchte. In seinem Vaterlande hielt er sich abermals gegen zwei Jahre auf; als aber im Jahr 1785 die Gesundheit seiner Gattin von neuem zu sinken anfing, so brachte er sie nochmals aufs feste Land und kehrte unmittelbar von Spaa nach England allein zurück, um seine Geschäfte in Ordnung zu bringen, indem er sich vorgenommen hatte, sich durchaus in Neapel niederzulassen. Aber ein unerwartetes Unglück zerstörte diesen Plan. Während seiner Abwesenheit starb die geliebte Gattin zu Spaa den 22. August 1785 an einem Flußfieber, den neunten Tag ihrer Krankheit, zum größten Schmerz ihrer Töchter, denen sie mit Recht so wert und teuer gewesen. Auf Anordnung ihres Gemahls ward ihr Leichnam ins Vaterland gebracht. Herr Gore hatte jene traurige Nachricht zu Shobdencourt in Shropshire vernommen, da er am Podagra in dem Hause seines Freundes Lord Bateman darniederlag, der mit seiner trefflichen Gemahlin ihm in diesen körperlichen und Gemüts-Bedrängnissen den liebenswürdigsten Beistand leistete. Sobald er wieder hergestellt war, kehrte er zu seinen Töchtern zurück und hielt sich einige Monate im Haag auf, wo er sich vornahm, den bisher noch unbetretenen Teil von Deutschland zu besuchen. Sie gelangten im Oktober 1787 nach Weimar, setzten ihre Reise nach Dresden und Berlin fort und wurden zuletzt durch die zuvorkommende Güte und Freundlichkeit der Weimarischen Herrschaften bewogen, sich im Jahre 1791 in Weimar niederzulassen.

35 ff. und wurden ... niederzulassen. Der Herzog hatte die Familie Gore schon auf seiner Reise im Sommer 1785 kennen gelernt.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vorteile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich gegen jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es niemals an Stoff fehlen, weil er vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja, man kann sagen, keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand, bequem und behaglich zu leben und dabei großmütig, gegen Thätige fördernd, gegen Leidende hülfreich zu sein. Sein durchaus gleichförmiges Betragen machte seine Gesellschaft sicher und angenehm, und selbst wenn er am Podagra litt, war er noch heiter, mitteilend und unterhaltend. Sein früheres Leben auf der See, an den Küsten, in schönen und bedeutenden Gegenden hatte jene Lust in ihm erregt, solche flüchtige Augenblicke zu fixieren. So hatte er sich der Prospektzeichnung ergeben und war hauptsächlich dadurch mit Hackert innig verbunden. Um desto gewisser von der Richtigkeit solcher Abbildungen zu sein, hatte er die Camera obscura angewendet, deren Mängel ihm zwar nicht verborgen waren, deren er sich aber doch als Liebhaber mit vielem Vorteil zu bedienen wußte. Er setzte dergleichen Übungen immer fort, welches ihm um so leichter ward, als er an Rat Kraus, einem sehr geschickten und in diesem Fache fertigen Künstler, den besten Gehülfen fand. Er machte mit demselben verschiedene Reisen, davon ich nur der zu der Belagerung von Mainz und der nach den Borromeischen Inseln gedenke.

Was ihn aber zu Hause auf eine sehr angenehme Weise beschäftigte, war die Sorgfalt, womit er seine früheren Zeichnungen zusammenstellte, ordnete, ausarbeitete, durch Nachzeichnungen aus Reisebeschreibungen ergänzte und in große Bände zusammenbinden ließ. Hieraus entstand eine vorzügliche Folge von Aussichten.

20 f. hatte er ... angewendet. Von dieser Zeichenmethode Gores spricht Goethe auch wiederholt in der „Belagerung von Mainz" (22, 217 f. und 231); sie hat auch das Vorbild für den reisenden und zeichnenden Engländer der „Wahlverwandtschaften" (13, 358 f.) geliefert. — 24. Georg Melchior Kraus (1737—1806), der von Goethe vielfach erwähnte Direktor des freien Zeichen-Instituts zu Weimar, war Studiengenosse Hackerts in Paris gewesen. — 33. Hieraus entstand ... Aussichten. Goethe besaß 22 Blatt Zeichnungen und Aquarelle von Gore (Schuchardt, Goethes Kunstsammlungen I, 323 f.), bis auf einen feuerspeienden Berg sämtlich Seestücke.

Lissabon, Gibraltar, Minorca, die Küsten des Mittelmeers, Sizilien, Italien waren unter verschiedenen Gesichtspunkten glücklich aufgefaßt und mit der Leichtigkeit eines Liebhabers dargestellt. Die Seestücke und Häfen zeichnen sich vorzüglich durch trefflich gezeichnete Schiffe aus; denn indem Herr Gore so lange Zeit sich mit dem Schiffbau abgegeben, so waren ihm diese wichtigen Gebäude nicht bloß dem Scheine nach bekannt, sondern er verstand ihre Formen sowie die ganze Technik, wodurch sie bewegt werden, aufs genaueste. Wie ein tüchtiger Figurenzeichner, der mit der Anatomie wohl vertraut ist, die Gelenke an den rechten Ort setzt, so waren bei ihm die Teile des Schiffs im rechten Verhältnis, weil er ihren Gebrauch und die Wirkung, die sie hervorbringen sollten, sehr genau kannte; wie er denn auch bis kurz vor seinem Ende mit der Gesellschaft zu Verbesserung des Schiffbaues in London, deren Mitglied er war, in beständigem Verhältnis blieb und ihr seine Betrachtungen mitteilte, die er über diesen Gegenstand immer fortsetzte. Als Beweis seiner unveränderlichen Neigung zu diesen Gegenständen kann man anführen, daß er nicht vierundzwanzig Stunden vor seinem Ende, welches den 22. Januar 1807 erfolgte, seiner Tochter den Wunsch ausdrückte, daß sie bei ihrem Ableben ein Legat der Sozietät der Marine zu London hinterlassen möge. Ebenso verordnete er in seinem Testamente, daß von den alten Matrosen, welche mit ihm jenen Kutter, die Schnecke, geführt hatten, der eine, welcher noch am Leben war, eine Pension regelmäßig bis an sein Ende erhalten sollte, welches denn auch durch seine treffliche Tochter gewissenhaft erfüllt worden.

Jene Sammlung, die in den letzten Jahren seine größte Freude gemacht hatte, ward nach einer kurz vor seinem Tode ausgesprochenen Verordnung Ihro des Herzogs von Weimar Durchlaucht zum Andenken übergeben. Es sind diese schönen Bände auf die Bibliothek niedergelegt und werden daselbst aufbewahrt. Eine Marmorbüste des Herrn Gore wird daselbst auch das Andenken an seine Persönlichkeit erhalten. Seinen Überresten gestattete man den Vorzug, in der Hofkirche niedergesetzt zu werden, wo sie neben seiner ältern Tochter Elise Gore, einer der würdigsten Schülerinnen Hackerts, die ihrem Vater vorausgegangen, eine Ruhe=

14. Schiffbaues, 1 Schiffbaus.

stätte gefunden. Ihm daselbst ein wohlverdientes Monument zu setzen, war seiner jüngern Tochter Emilie vorbehalten.

Ausführliche Beschreibung der sechs Gemälde, die zwei Treffen bei Tschesme vorstellend.

S. oben S. 121—126.

Erstes Gemälde.

Evolution, um den Feind zu der Schlacht vom 5. Juli 1770 zu nötigen.

Die türkische Flotte war in einem Halbzirkel am rechten Ufer des festen Landes bei Tschesme geordnet. Das türkische Schiff mit der großen rot und grünen Flagge und dem roten Wimpel auf dem großen Mast kommandierte der Kapudan Pascha; das Schiff mit der großen gelb und roten Flagge auf dem großen Mast war des Kontreadmirals; das Schiff mit der großen roten Flagge auf dem Fockmast befehligte der zweite Kontre=admiral; alle andern türkischen Schiffe führen rote Flaggen und Wimpel. Auf dem Lande hinter der Flotte stehen die Land=truppen, dreißigtausend Mann stark, die Landung der Russen zu verhindern und die Schifftruppen im Notfalle abzulösen. Hievon sieht man nur einen Teil auf dem Bilde, indem Lager und Zelte durch die Schiffe und den Rauch bedeckt sind, sowie man auch von mehreren Galeeren, kleinen Schiffen und Schaluppen zum Transport der Mannschaft nur einige vorgestellt sieht.

Der Obergeneral der kaiserlichen Flotte, Graf Orlow, hatte beschlossen, die Feinde bei geringem Winde, der ihn jedoch be=günstigte, anzugreifen, und rückte um elf Uhr mit drei Divisionen vor. Die erste Division von drei Schiffen, die Europa, St. Estafi und Tri Swetitele, befehligt der Admiral Spiridow, dessen große Flagge auf dem Mittelmast des zweiten Schiffes St. Estafi, worauf er sich befand, zu sehen. Diese ganze Division hat blaue Windfahnen. Das erste Schiff, Europa, wendet sich, indem es auf den Feind seine Ladung abfeuert, welcher schon die russische Flotte eine Zeit lang beschossen hatte. Die zweite Division, gleich=

3f. Ausführliche Beschreibung ... vorstellend. Ein eigenhändiges Manuskript Hackerts in französischer Sprache liegt zu Grunde, das von Goethe im ganzen getreu übersetzt worden ist. — 11. Kapudan Pascha. Vor W überall „Kapitän=Bascha". — 15. andern, 1 andre.

falls von drei Schiffen, St. Januarius, Trierarcha und Rastislaw, rückt in Linie vor und wird von dem Obergeneral, dem Grafen Orlow, befehligt, der auf dem Schiffe Trierarcha sich befindet, auf dessen großem Mast man die große Kaiserflagge sieht. Auf dem Fockmast ist die große rote Flagge als Zeichen des Angriffs. Diese ganze Division hat weiße Windfahnen. Die dritte Division besteht aus drei Schiffen, Netron Menja, Swetoslaw und Saratow, unter den Befehlen des Admirals Elphinstone, der sich auf dem Schiffe Swetoslaw befand. Es hat die Kontreadmiralsflagge auf dem Besanmast. Die ganze Division hat rote Windfahnen und rückt gleichfalls in Linie vor. Die Bombarde, die sich bei der zweiten Division nach vorn zu befindet, wirft beständig Bomben auf den Feind.

Zweites Gemälde.

Treffen von Tschesme, den 5. Juli 1770.

Das Schiff St. Estafi, welches das Schiff des türkischen Kontreadmirals genommen hatte, war, von dem großen brennenden Mast desselben entzündet, aufgeflogen. Die Trümmer desselben sieht man im Vordergrund. Man erblickt Russen, welche die türkische Flagge retten, um dieses Zeichen ihres Siegs zu erhalten. An der andern Seite mehrere Türken und Russen, die sich um die Wette auf einen Teil der Trümmer zu retten suchen. Weiterhin erblickt man eine russische Schaluppe, die eine Menge russischer Soldaten und Matrosen rettet, die mit dem Schiff aufgeflogen waren. Alle die übrigen Schaluppen eilen herbei zu demselben Zweck, aufgefordert durch den roten Wimpel auf dem Fockmast des Admiralschiffes Trierarcha. Dasselbe Schiff hat Anker geworfen und schlägt sich unaufhörlich mit kleinem Gewehr- und Kanonenfeuer. Das Schiff Rastislaw hält an der Windseite, um sich mit Vorteil zu schlagen. Das Schiff Tri Swetitele, um der Gefahr zu entgehen, von dem brennenden türkischen Schiff entzündet zu werden, durchbrach die Linie der Türken unter fortdauerndem Gefecht. Die Europa und der heilige Januarius fahren fort, zu manövrieren, indem sie die feindlichen Schiffe beschießen. Die dritte Division des Kontreadmirals Elphinstone ist noch nicht in den Streit verwickelt. Die Schaluppe, die sich entfernt, ist die, welche den Admiral Spiridow und den Admiral

1. Trierarcha. Vor W Tri Erarcha. — 8. Admirals, 1 Admiral.

Grafen Orlow gerettet hatte. Das Schiff des türkischen Kontreadmirals, das durch den St. Estafi genommen war, entzündete sich. Die türkische Mannschaft, um sich zu retten, stürzte sich ins Meer; einige Stunden darauf erreichte das Feuer die Pulverkammer, und das Schiff flog auf. Der erste türkische Kontreadmiral hat sein Ankertau gekappt, seine Flaggen gesenkt und entfernt sich, um nicht durch gedachtes Schiff angezündet zu werden. Ein anderes in der Nähe macht Anstalten, dasselbe zu thun, während es sich noch schlägt. Alle übrigen Schiffe, dieselbe Gefahr und das beständige Feuer der russischen Flotte fürchtend, kappen gleichfalls ihre Ankertaue und beginnen ihren Rückzug.

Drittes Gemälde.

Rückzug der Türken in den Hafen von Tschesme.

Die Türken ziehen sich in den Hafen zurück mit gesenkten Flaggen. Das Schiff Trierarcha, worauf sich der Graf Orlow befand, gab das Signal zum Verfolgen, indem eine rote Flagge mit einem weißen Oval in der Mitte am großen Maste unter der Kaiserflagge aufgesteckt war. Das Schiff selbst aber und der Rastislaw ist noch im Gefecht mit den Feinden, indes der übrige Teil die Flotte verfolgt. Die Schaluppen, welche befehligt waren, die Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes zu retten, kehren zurück und nähern sich ihren Schiffen. Der Vordergrund stellt eine kleine Insel vor, wo sich ein türkischer Posten befindet, der den russischen Schaluppen durch ein anhaltendes Feuer beschwerlich fällt; sie antworten demselben, indem sie ihren Weg fortsetzen. Mehrere Türken von der Mannschaft des aufgeflogenen Schiffes retten sich auf diese Insel.

Viertes Gemälde.

Nächtlicher Angriff vom 7. Juli 1770.

Die vier Schiffe, Europa, Rastislaw, Netron Menja und Saratow, zwei Fregatten, Afrika, Nadeschda, und eine Bombarde machen die Eskadre aus, die den Feind angreifen sollte. Sie war vom Kontreadmiral Greigh befehligt, der auf dem Schiff Rastislaw sich befand. Auf dem Gipfel des großen Mastes sieht man die Kornette und auf dem Flaggenmaste drei angezündete

31. Nadeschda. Vor W überall „Nadegda". So auch weiterhin.

Schiffslaternen, welche das Zeichen zum Angriff sind. Um den Angriff zu maskieren, scheint die übrige Flotte sich segelfertig zu machen. Die vier Brander liegen vor Anker und erwarten das Signal zum Handeln. Die Bombarde wirft beständig Bomben. Die Fregatte Nadeschda nähert sich der türkischen Batterie von zweiundzwanzig Kanonen ungeachtet ihres beständigen Feuers. Die Fregatte Afrika nähert sich von der andern Seite, um die Vollendung einer andern angefangenen Batterie zu verhindern. Die türkischen Schiffe, alle vor Anker in dem Hafen von Tschesme, fangen, indem sie die Annäherung der russischen Eskadre bemerken, zu kanonieren an.

Fünftes Gemälde.

Verbrennung der türkischen Flotte im Hafen von Tschesme.

Die drei Schiffe Europa, Rastislaw und Netron Menja liegen vor Anker am Eingang des Hafens nahe bei der feindlichen Flotte, welche sie immerwährend beschießen. Der Saratow bleibt zurück, um im Notfall eines dieser Schiffe zu ersetzen. Die Fregatte Nadeschda feuert auf die Batterie von zweiundzwanzig Kanonen; Afrika fährt fort, die Errichtung der zweiten Batterie zu verhindern. Die Bombarde feuert unaufhörlich.

Da der Wind sich völlig gelegt hatte, sendete der Graf Orlow die Schaluppen zu jenen Schiffen, um sie im Fall einer Gefahr wegbringen zu können. Die andern Schiffe der Flotte liegen vor Anker. Die vier schon abgesendeten Brander haben die türkische Flotte in Brand gesteckt, wovon ein Teil schon durch die glühenden Kugeln der drei Schiffe entzündet gewesen. Man hat die beiden Effekte eines Schiffes, welches auffliegt, vorgestellt. Der erste ist der, wo man die Feuersäule sieht, die sich in Wolken ausbreitet, ungefähr drei Minuten dauert und sich alsdann, wie man auf dem zweiten Effekt sieht, in das rote Feuer mit Funken verwandelt, in dessen Mitte eine Rauchsäule auffsteigt, welche sich nach oben verbreitet und auch ungefähr noch drei Minuten dauert. Man hat für gut befunden, zwei Schiffe vorzustellen, deren eines drei Minuten nach dem andern aufgeflogen wäre, um die verschiedenen Wirkungen einer solchen Explosion sehen zu lassen. Zugleich sieht man, daß die Flammen der feindlichen Flotte sich einem Teil der Stadt und den nächsten Landhäusern mitgeteilt haben.

27. Schiffes, 1 Schiffs. — 31. auffsteigt, 1 auffsteiget. — 32. noch fehlt 1.

Sechstes Gemälde.

Rückkehr der siegreichen Flotte am Morgen des 8. Juli 1770.

Die Eskadre der drei Schiffe, die beiden Fregatten und die Bombarde kehren bei Anbruch des Tages von ihrer glücklichen Unternehmung zur Flotte zurück und bringen ihre Prisen mit, nämlich das Schiff Rhodus mit gesenkter Flagge unter der russischen, sodann vier Galeeren, die einzigen Überbleibsel der türkischen Flotte. Das Schiff Rastislaw, indem es sich dem Schiff Trierarcha nähert, grüßt den Oberbefehlshaber, dessen Schiff antwortet. Im Vordergrund sieht man die Trümmer mehrerer feindlichen Schiffe und Türken, die sich zu retten suchen.

Hackert's Kunstcharakter und Würdigung seiner Werke,

von Herrn Hofrat Meyer.

Hackerts Verdienst als Landschaftsmaler und das Eigentümliche seiner Werke klar auseinanderzusetzen, ist keine leichte Aufgabe, teils weil er die Prospektmalerei hauptsächlich emporgebracht und noch bis jetzt von niemand darin übertroffen worden, teils weil zwar wohl das Publikum, aber nicht immer die Kunstrichter seinen Talenten und seiner großen, höchst achtbaren Kunstfertigkeit Ehre und Recht haben widerfahren lassen.

Damit aber der vorgesetzte Zweck möge erreicht werden, so wird sich der Leser einige Rückblicke auf den Zustand oder vielmehr auf den Gang der Landschaftsmalerei seit dem siebzehnten Jahrhundert gefallen lassen. Gegen die Mitte desselben nämlich blühten die drei großen Künstler Claude Lorrain, Kaspar Dughet und Salvator Rosa; allein es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Kunstteil, welchen sie so sehr verherrlichten, habe damals auch seinen Wendepunkt erreicht; denn wiewohl die folgenden Zeiten nicht gänzlich arm an ausgezeichneten Talenten waren, so können doch die seither erfolgten Rückschritte in der Landschaftsmalerei nicht wohl abgeleugnet

7. die... Überbleibsel, 1—3 den... Überbleibseln. — 10. Trümmer, 1 Trümmern. — 25. Claude Lorrain. Vergl. S. 109, Z. 7 Anm. — 25 f. Kaspar Dughet, Schwager Nicolas Poussins und nach diesem gewöhnlich (wie auch unten S. 281) Gaspard Poussin genannt, 1613—1675, Hauptvertreter der unter dem Einfluß des Nic. Poussin entstandenen Landschaftsmalerei klassischen Stiles; vorwiegend in Rom thätig, wo die Pal. Colonna und Doria Pamfili, sowie die Kirche San Martino ai Monti seine dekorativen Hauptwerke bergen. Goethe erwähnt ihn in der Italienischen Reise (2, 39) ebenfalls zusammen mit Claude Lorrain und Salvator Rosa.

werden. Der Gehalt der Erfindungen wie nicht weniger auch die allgemeine Übereinstimmung der Teile zum künstlich malerischen Ganzen hat abgenommen. Vorerwähnten großen Meistern folgten Nachahmer, welche aber als solche notwendig hinter ihren Mustern zurückblieben; sodann folgte die Prospektmalerei, deren Ursprung bei den bildnisliebenden Engländern zu suchen sein dürfte. Bald verbreitete sie sich auch nach Frankreich, wo Vernet um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vornehmlich mit den bekannten Ansichten der Seehäfen sich seinen glänzenden Ruhm erworben, und zu eben der Zeit fanden auch die durch Aberli zu Bern verfertigten schweizer Prospekte sehr vielen Beifall. Während der siebziger Jahre endlich gelang es unserm Hackert, wie aus den vorstehenden Nachrichten ersichtlich ist, sich in den Ruf des ersten Landschaftsmalers seiner Zeit zu setzen, und durch ihn erreichte das Fach der Prospektmalerei die höchste Vollkommenheit, indem es unmöglich scheint, den realistischen Forderungen mit geringerem Nachteil für die wahre Kunst besser Genüge zu leisten, als in seinen Bildern geschieht. Mit unendlicher Treue und Wahrheit stellt er uns die Gegenden von Rom, Tivoli, Neapel u. s. w. vor Augen; der Beschauer erhält Rechenschaft vom geringsten Detail, und doch ist alles ohne ängstliche kleinliche Mühe, meisterhaft, sicher, ja sogar mit Leichtigkeit vorgetragen. Über dieses nimmt man bei Hackert eine beständige Thätigkeit des guten Geschmacks oder, wenn man will, des Schönheitssinnes wahr. Freilich sind seine Gemälde nicht alle, hinsichtlich auf den Inhalt, gleich anziehend, weil es die Gegenden nicht waren, die er auf Bestellung nachbildete; aber man wird schwerlich ein Beispiel finden, daß er den Standpunkt ungünstig gewählt oder den darzustellenden Gegenständen eine solche Lage und Beleuchtung gegeben, daß der malerische Effekt wesentlich dadurch gefährdet würde. Doch um eine deutliche Übersicht von Hackerts Künstlerverdienst zu gewinnen, ist es notwendig, eine nähere Prüfung anzustellen, in welchem Maße er den verschiedenen Eigenschaften Genüge leistete, die von dem Kunstwerk überhaupt gefordert werden.

Erfindung liegt eigentlich ganz außer dem Kreise landschaftlicher Prospektmalerei, und so machen die Werke unseres Künstlers auf dieses höchste Verdienst keinen Anspruch. Auch ist

7. Vernet. Vergl. S. 116, Z. 27 Anm. — 10. Johann Ludwig Aberli (1723—1786), berühmt durch seine Schweizerlandschaften.

aus den wenigen frei erfundenen Landschaften, die er verfertigt hat, abzunehmen, daß er sich wohl schwerlich mit Glück darum würde bemüht haben.

Auch die *Anordnung* bleibt dem Prospektmaler nicht frei überlassen, und insofern war Hackerts Verdienst von dieser Seite nur ein bedingtes. Da er aber, wie ihm vorher schon zugestanden worden, seinen guten Geschmack in der Wahl der Standpunkte bewiesen, so daß nur in seltenen Fällen, wo es der gegebene Gegenstand unvermeidlich machte, die Linien nicht gut auf einander treffen, hat er gezeigt, daß ihm dieser Teil der Kunst keineswegs fremde gewesen.

Der Artikel der *Zeichnung* kann in der Landschafts- und zumal in der Prospektmalerei aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden. Erstlich, inwiefern der Maler die Gestalt und Proportion der nachzubildenden Gegenstände richtig auf seine Leinewand überzutragen versteht; und hierin ist Philipp Hackert der allervollkommenste Meister gewesen. Zweitens, inwiefern seine Zeichnung durch Gestalt und Umrisse den Charakter der verschiedenen in einem Gemälde befindlichen Gegenstände anzudeuten weiß; und auch hierin steht unser Künstler keinem seiner Zeitgenossen nach. Seine Lüfte sind leicht, der Baumschlag mannigfaltig; der Künstler druckt die verschiedenen Arten der Blätter sowie der Stämme sehr wohl aus. An den Felsen ist oft selbst die Steinart angedeutet. Die Pflanzen des Vordergrundes sind mit Kunst, Bestimmtheit und Sorgfalt dargestellt. Besonders aber pflegte Hackert seine ganze Kunst an nicht sehr entfernten Bergen zu zeigen, an denen sich die verschiedenen Partien noch deutlich unterscheiden. Vielleicht ist das Detail hiebei oft größer, als es dem malerischen Effekt des Ganzen zuträglich ist; dagegen läßt aber auch die Wahrheit und Treue der Darstellung nichts weiter zu wünschen übrig.

Die Kunstrichter haben Hackerts früheren Gemälden Mangel an Übereinstimmung des *Kolorits* vorwerfen wollen; zuletzt aber wurde er beschuldigt, daß er bunt male. Jener erste Tadel ist halb ungerecht, weil er nur aus der Vergleichung der Hackertschen Gemälde mit den Meisterstücken der älteren großen Künstler entspringt. Unter Hackerts Zeitverwandten haben wenige harmonischer, vielleicht keiner kräftiger gemalt als er. Daß hingegen

8. *seltenen*, 1 seltnen. — 35 f. *Hackertschen*, 1 Hackertischen.

manche seiner späteren Arbeiten etwas bunt seien, läßt sich nicht völlig ableugnen. Doch hiezu wie zu einigen harten Stellen scheint er, indem er nach der Natur malte, durch das an sich löbliche Bemühen, dieselbe recht treu nachzuahmen, verleitet worden zu sein. Denn die Palette erschöpfte sich schon an den Fernungen und den gedachten bewundernswürdig wahrhaft und mit dem größten Detail ausgeführten näheren Bergen, also daß für manche Partien des Vordergrundes keine hinreichenden Farbenmittel mehr in des Künstlers Gewalt waren und er sich zu Übertreibungen genötigt sah. Hackerts Kolorit ist deswegen, zumal wenn er Abendschein ausdrücken wollte, nur in einzelnen Teilen vortrefflich, aber in diesen einzelnen Teilen auch wirklich unübertreffbar. In Gemälden, wo er die Aufgabe zu lösen hatte, Morgenbeleuchtung darzustellen, findet sich mehr Akkord, das Verhältnis der Tinten ist mehr kunstgerecht; jedoch hat er, wenn man nämlich den milden Ton und Farbenschmelz im ganzen als die Haupteigenschaften des guten Kolorits betrachten will, gerade hierin die vortrefflichen älteren Meister nicht immer erreicht.

Die Beleuchtung anlangend, hielt sich unser Künstler bloß an die Natur, ohne, wie man wohl sieht, diesen wichtigen Teil der Kunst vorzüglich studiert zu haben. Vielleicht hat ihn sein reales Streben nach Darstellung des Wirklichen abgehalten, sich die Vorteile einer künstlich angeordneten Beleuchtung zu nutze zu machen. Wie dem auch sei, Hackerts Gemälde geben zwar in Hinsicht auf Licht und Schatten zu keinem gegründeten Tadel Gelegenheit, doch haben sie auch ebenso wenig von dieser Seite Anspruch auf vorzügliches Verdienst.

In der Kraft und Nüancierung der Farben weichen die Gründe meistens richtig hinter einander zurück; wo indessen von den obgelobten näheren Gebirgen sich welche finden, so wollen diese wegen ihrer reichen detaillierten Ausführung zu sehr herantreten und scheinen alsdann den Künstler oft zu einigen Härten im Vordergrunde genötigt zu haben.

Verschiedene dem Gebiet der Ausführung oder Behandlung angehörige Eigenschaften sind bereits berührt worden; es ist also nur noch anzumerken, daß Hackert den Pinsel mit unumschränkter Meisterschaft führte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, womit er arbeitete, die zweckmäßige Methode, die er im Anlegen und Voll-

16. den fehlt in 1.

enden beobachtete, konnte es ihm auch allein möglich machen, nicht nur eine sehr große Anzahl Ölgemälde, sondern auch viele Gouachen und beinahe unzählige Sepienzeichnungen zu verfertigen, welche man in größern wie in kleinern Sammlungen durch ganz Europa antrifft. Freilich läßt sich nicht behaupten, alle diese Werke seien mit gleicher Sorgfalt ausgeführt; unterdessen ist bei weitem die größere Zahl mit durchgehaltener Aufmerksamkeit vollendet, der vernachlässigten hingegen sind so wenige, daß man sie gewissermaßen als Seltenheiten betrachten kann.

Hackerts Gemälde sind, wie es für Prospekte schicklich ist, meistens mit Menschen und Tieren der Gegend, welche sie darstellen, staffiert, und als Staffage betrachtet, können alle diese Figuren für gut und hinreichend gelten. Weidendes Vieh gelingt ihm sogar mitunter recht lobenswürdig. Sehr selten und gleichsam nur zum Versuch bringt er auch heroische Figuren an; sie können aber auf kein großes Lob Anspruch machen, weil es ihm an der Erfindungsgabe sowohl als an der erforderlichen Wissenschaft in der Zeichnung fehlte.

Zu Anfang dieser Betrachtungen ist ausgesprochen worden, die Prospektmalerei habe durch Hackert ihren Gipfel erreicht, und die Prüfung der besondern Eigenschaften seiner Kunst wird deutlich gezeigt haben, daß er alle für dieses Fach erforderlichen Talente im hohen Grade besessen, hingegen in denjenigen, welche der freien poetischen Landschaftsmalerei vornehmlich angehören, nicht geglänzt habe. Und so bleibt nur noch zu untersuchen übrig, ob von seinen Nachfolgern jetzt schon einer in dem genannten Fach mehr geleistet, oder inwiefern zu erwarten stehe, daß künftig einer ihn übertreffen und ihn von der oberen Stelle verdrängen werde. Den ersten Teil der Frage hat die Erfahrung selbst schon beantwortet, weil keiner der jetzt lebenden Landschaftsmaler (mit ihrer Gunst sei es gesagt!) Aussichten nach der Natur im ganzen so vortrefflich darzustellen vermag, als wir solches in Hackerts Bildern wirklich geleistet sehen. Über den zweiten Teil kann man zwar nicht entscheidend sprechen: denn die Grenzen des Möglichen sind nicht wohl zu bestimmen; absehen aber läßt es sich allerdings nicht, wie es jemand gelingen sollte, gegebene land-

4. kleinern, 1 kleineren. — 7. durchgehaltener, 1 durchgehaltner. — 22. alle für, 1 alle die für. — 23. im hohen, 1 in hohem. — 24. Landschaftsmalerei, 1 Landschaftmalerei. — 28. oberen, 1 obern.

schaftliche Gegenstände mit größerer Richtigkeit und Treue nachzubilden. Denn wollte sich Einer mit noch strengerer Gewissenhaftigkeit ans Wirkliche halten und dabei mehr Detail anbringen, so würden seine Werke weniger angenehm ausfallen, auch würde er der Trockenheit und dem Vorwurf eines platten, geschmacklosen Naturalismus schwerlich entgehen. Im Kolorit müßte ihm notwendig begegnen, was schon oben gegen Hackert erinnert worden, daß nämlich die Farbenmittel der Palette nicht für das ganze Bild ausreichen. Wollte aber jemand durch Zusetzen und Weglassen sowie durch willkürlichere Anordnung bewirken, daß seine Bilder den Forderungen der Kunst mehr Genüge leisteten, wollte er durch künstlichen Gebrauch von Licht und Schatten größeren malerischen Effekt hervorbringen, durch weise Mäßigung der Farben mehr Harmonie über das Ganze verbreiten, so würde er schon in das Gebiet der höheren, freien, dichterischen Landschaftsmalerei übergehen; er würde ein besserer Künstler als Hackert sein, aber diesem doch seinen Rang als erstem Maler des bedingten Faches der Prospekte nicht streitig machen können.

Über Landschaftsmalerei.

Theoretische Fragmente.

Es läßt sich wohl denken, daß ein Mann wie Philipp Hackert, der seiner Natur nach so verständig war und immerfort in einem klaren Bewußtsein lebte, Betrachtungen über die Kunst im allgemeinen, besonders aber über die Art, wie er solche behandelt, wie er in derselben zu einem hohen Gipfel gelangt, während einer so thätigen und langen Lebenszeit öfters angestellt habe. Er war zu solchen theoretisch-praktischen Bemerkungen durch die Sulzersche Theorie, auf die er einen sehr großen Wert legte, aufgefordert und fühlte in sich wohl den Beruf, dasjenige, was er so gut ausübte, auch gelegentlich auszusprechen. Er hatte stets Liebhaber und Künstler als Schüler um sich und teilte denselben gern seine Überzeugungen mit. Da es sich ihm nun so gut zuhörte und jedermann sich leicht durch einen so trefflichen Meister überzeugt fand, so wünschte man natürlich, diese frucht-

17. erstem, 2, 3 ersten. — 27 ff. Er war ... aufgefordert. Siehe oben S. 110, Z. 27 Anm.

baren Lehren auch aufs Papier fixiert zu sehen, und gab ihm diesen Wunsch öfters zu erkennen. Er ließ sich daher bewegen, wiederholte Versuche zu solchen didaktischen Aufsätzen zu machen; allein es wollte ihm nicht gelingen, seine so wohlgefaßten Gedanken mit einer gewissen Methode darzustellen.

Es liegen mehrere Papiere vor uns, welche von dieser Bemühung zeugen, und ihr Inhalt ist wert und würdig genug, aufbewahrt zu werden. Allein es kann dieses nur in Gestalt von Fragmenten geschehen, die wir denn auch so unsern Lesern mitteilen.

Nach Ihrem Verlangen, mein Freund, erhalten Sie hiermit meine Gedanken über die Landschaftsmalerei. Gewöhnlich glaubt man, es sei etwas Leichtes, Landschaften zu zeichnen und zu malen. In diesem Irrtum stehen die meisten Liebhaber, ja sogar Künstler, denen es an Einsicht und Kenntnis fehlt. Einige Massen, mit einem gewissen Effekt zusammengestellt, können unserer Einbildungskraft als eine Landschaft erscheinen, die aber sehr unvollkommen ist. So findet man sogar verschiedene Steine, wo die scherzende Natur Städte, Häuser, Türme, ja sogar oft Bäume vorgestellt hat. Im Lumachell-Marmor sieht man allerlei Figuren, besonders Köpfe, sowohl Karikaturen als schöne Gesichter. Dies hängt aber mehr von unserer Einbildungskraft ab, wie denn auch einer mehr oder weniger als der andere in solchen Dingen zu sehen glaubt. Und solchen zufälligen Naturerscheinungen sind gar oft die unbestimmten Entwürfe mancher Maler ähnlich.

Viele mißratene Historienmaler legten sich auf das Landschaftsmalen, weil sie es für leicht hielten; ja, sie glaubten, sich zu erniedrigen, und hätten dergleichen Dinge nicht unternommen, wenn sie sich dadurch nicht ihren Lebensunterhalt verschafft hätten; ja, sie sprachen selbst mit Verachtung davon. Allein es glückte

6. *Es liegen mehrere Papiere vor uns.* Das Goethe-Archiv besitzt zwei eigenhändige Briefe Hackerts, von denen der erste dem Abdruck bis zu den Worten „und die Kunst aufhört" (S. 278), der zweite dem weitern bis zu den Worten „haben ihn dahin gebracht" (S. 283) entspricht. Ferner ist ein eigenhändiges Manuskript Hackerts dort vorhanden. Darauf stützt sich die Fortsetzung bis „zu der Zeit sehr encouragierten" (S. 285); weitere zwei Blätter, betitelt „Vom Morahlischen", entsprechen dem Abschnitte „Sittliche Wirkung", und endlich drei Blätter „Über die Öhl Mahlerei", die für den Aufsatz „Über Ölmalerei" die Grundlage bilden. Alles ist von Goethe stark überarbeitet und stellenweise gekürzt worden. (Nach W.) — 11 ff. *Nach Ihrem Verlangen ... mancher Maler ähnlich.* Von Goethe gänzlich verändert und eine folgende Stelle ausgelassen. — 20. *Lumachell-Marmor* = Muschelmarmor (lumachello von la lumachella, die Schnecke) (Str). — 26. *mißratene*, 1 mißratenen.

ihnen auch nicht. Viele haben sich Jahre durch gequält, ohne etwas hervorzubringen; auch ist ihr Name unbekannt geblieben.

Es ist beinahe nicht möglich, zu einem Grade der Vollkommenheit zu gelangen, wenn man diese Kunst der Landschaftsmalerei nicht in ihrem ganzen Umfange studiert. Ich finde, daß bei allem Fleiß das menschliche Leben dazu zu kurz ist wie zu allen andern Künsten. Jetzt, da ich sechzig Jahr alt bin, fange ich erst an, wahr zu sehen und die Natur richtig zu beurteilen und nachzuahmen, ungeachtet ich von meinem sechzehnten Jahre an sie belauschet und mit Eifer und Fleiß studiert habe.

Es gehört zu der Landschaftsmalerei überhaupt nicht allein ein feiner Geschmack und ein feines Gefühl, sondern es ist auch ein anhaltender Fleiß erforderlich, alle nötigen Studien zu machen, die so mannigfaltig sind, daß man sich kaum vorstellt, wie viele Gegenstände man nachzuahmen und ihnen den Charakter der Wahrheit und Schönheit zu geben hat, man mag nun nach der Natur zeichnen oder malen.

Ferner gehört eine gute Gesundheit dazu, die Veränderung der Witterung zu ertragen, weil der Landschaftsmaler die Sommermonate in öden Gegenden zubringen muß, wo die Natur von Menschenhänden noch nicht verstümmelt ist. Nahe bei den Städten findet man Kultur, aber keine malerischen Gegenstände, obgleich viele Liebhaber diese Landschaften vorziehen. Sie denken an das schöne angebaute Land, das so ergiebig ist und so manche reiche Ernten verschafft an Öl, Wein, Obst und anderen Früchten mehr, die in dem italienischen Klima nahe bei einander wachsen, so daß man zum Beispiel Toskana einen wahren Garten nennen kann. Diese Vorstellung der Fruchtbarkeit macht nun jenen Liebhabern die Natur, aus solchem Gesichtspunkt betrachtet, schön; und obgleich die Gegenstände in diesem Sinne auch mögen schön genannt werden, so sind sie doch nur für den Landschafter selten brauchbar, außer in der Ferne und in mittleren Planen; da können sie gut und dienlich sein, selten aber nahe, und im Vorgrunde ganz und gar nicht. Die Natur ist zu sehr gekümmert, selten malerisch. Je weniger die Gegenden kultiviert sind, je malerischer

7. Jetzt ... alt bin. Demnach ist dieser Aufsatz 1797 geschrieben. — 34. gekümmert. Im Grimmschen Wörterbuch (V, 2608) ist diese Anwendung des Wortes unter den Begriff sich um etwas kümmern eingereiht, sodaß es also so viel wie „gepflegt, unter menschliche Obhut gestellt" bedeutete. Sollte es hier nicht mit „verkümmert" gleichbedeutend sein?

sind sie. An Vorgründe ist bei jenen Gegenden nicht zu denken, die sich äußerst selten finden.

Nach meiner Meinung muß der Landschafter Figuren gezeichnet haben, damit er seine Landschaften staffieren kann und dadurch Leichtigkeit gewinnt, Vieh und allerlei Tiere zu zeichnen und nach der Natur zu malen. Ich finde es nötig, daß er in mathematischen Wissenschaften belehrt sei, daß er Architektur, Optik und Perspektive kenne; besonders muß er sich ein gutes perspektivisches Auge angewöhnt haben, die Natur richtig nachzuahmen. Viele Liebhaber, auch Künstler selbst, preisen sehr die Camera obscura und raten an, daß man viel darin zeichnen soll. Nach meiner Meinung kann sich ein Liebhaber wohl damit amüsieren; der Künstler aber muß sie nie brauchen, weil sie ihm nachteilig ist, aus Ursache, weil sie nicht richtig sein kann. Außer dem Fokus sind alle Linien, wie bekannt, krumm; alles zieht sich in die Länge, alle Kleinigkeiten, die sie anzeigt, werden zu klein; dadurch gewöhnt er sich eine kleine Manier an, und weil die Lichtstrahlen durch verschiedene Gläser gebrochen werden, bis sie aufs Papier fallen, so sieht man alles verdunkelt In der Ferne und im Mittelgrund vermißt man den schönen Silberton, der mit dem Luftton so schön in der Natur herrscht. Hier ist alles mit einem leichten Flor überzogen, mit einem gewissen Rauchton, den viele Künstler Speckton nennen und den man sich in der Folge schwer abgewöhnen kann. Überhaupt ist es in der Kunst schwierig, das Angewohnte abzulegen, besonders wenn man sich einmal falsche Maximen in den Kopf gesetzt hat. Ich nenne das in der Kunst zurücklernen; dieses ist viel mühsamer und schwerer, als auf dem rechten Wege vorwärts zu gehen.

Nach meiner Meinung und Übung finde ich, daß man weit mehr hervorbringt, wenn man vollkommen in der Größe, wie man das Bild machen will, den Kontur nach der Natur mit bloßem Auge zeichnet ohne weitere Hülfsmittel. Hat man die Perspektive wohl gelernt, so wird es leicht werden, die Natur richtig nachzuahmen. Der Künstler muß sich an das Große gewöhnen, daß nicht zu viele Kleinigkeiten in die Zeichnung oder in das Bild kommen, die in einem kleinen Raum nur Unordnung machen und unmöglich darzustellen sind. Er muß vieles weglassen,

1. Vorgründe, 2, 3 Vorgründen. — 8. kenne, 2, 3 könne. — 27 f. dieses . . . zu gehen. Von Goethe hinzugefügt (W).

um die wahre Illusion des Gegenstandes hervorzubringen, und so gewöhnt sich sein Auge nicht allein an einen großen Stil, sondern auch nach und nach an den Silberton der Natur, und je mehr er zeichnet und malt, je mehr lernt er diesen Ton sehen, kennen und nachahmen.

Es ist freilich Anfängern nicht zu raten, große italienische Aussichten sogleich zu zeichnen und zu malen, wo man öfters von einem Hügel oder Berg in einer Entfernung von vierzig bis sechzig Miglien das Meer entdeckt oder die weit entfernten Apenninen. Ich habe den Ätna hundertundzwanzig Miglien vom Meer aus gesehen. Man muß mit kleinen Entfernungen, die sehr deutlich prononciert sind, anfangen, wo die Plane durch Flüsse, Seen, Wälder, mit Getreide bebautes Land deutlich abgeschnitten sind, daß man Auge und Hand nach und nach daran gewöhnt, daß man mit Geschmack und Fertigkeit alle Gegenstände, die einem aufgegeben werden oder die man selbst wählt, nachzuahmen versteht, durch Kunst und Geschmack, ohne die Wahrheit der Natur zu alterieren.

Da die Gegenstände so mannigfaltig in der Natur sind, so muß der Künstler viele Zeit anwenden, alle kennen zu lernen und zu zeichnen. Das Studium der Bäume braucht viel Übung und Zeit. Nach meinem Prinzip teile ich im allgemeinen alle Bäume überhaupt in drei Klassen ein, so wie ich sie selbst radiert und herausgegeben habe. Nach diesen muß der junge Künstler und Liebhaber, wenn er zeichnen lernen will, seine Hand üben. Das erste ist der Kastanienbaum. Kann er dessen geschwankige Blätter und Partien zeichnen und gruppieren, so ist es ihm hernach leicht, den Nußbaum, die Esche und alle Bäume, die längliche Blätter haben, zu zeichnen; denn er zieht seine gruppierten Blätter nur mehr oder weniger lang; der übrige Charakter des Baums besteht in seinem Stamm, im Schwung der Äste und in der Form des Ganzen wie auch im Kolorit. Hernach kommt der Eichbaum, welcher ein zackiges Blatt hat. Kann er dieses mit Freiheit hinzeichnen, so wie man schreibt, so ist ihm leicht, alle Arten von Eichen, Dornen, Weinreben u. s. w., genug alles, was zackige Blätter hat, zu zeichnen. Das dritte Blatt ist die Pappel, welche ein rundes Blatt ist. Hat er dieses genugsam geübt, so kann

17 f. zu alterieren. Bei Hackert folgt: „Alban so Kan er dahin Kommen die Natur soviel es Kunst Erlaubt nach zu Ahmen" (W). — 22. meinem, 2, 3 einem.

er die Linde, die Ulme und alles, was runde Blätter hat, hervorbringen, wenn er, wie schon gesagt, auf das Eigentümliche des Stammes und auf die Natur der Äste acht hat. Auf diese Weise wird der Künstler die Mannigfaltigkeit der Bäume und Sträucher, die in die Tausende gehen, leicht nachbilden. Es ist dem Landschafter nicht genug anzuraten, viele Bäume zu zeichnen, und man muß schon bloß im Kontur, welche Art des Baums es ist, erkennen. Er muß hiebei Geschmack haben, um das Schönste jeder Art in der Natur zu wählen. Niemals muß er eine verstümmelte Natur nachahmen; sogar wenn er kranke und sterbende Natur nachahmt, muß er auch hier das Schöne zu finden wissen, und sowohl bei nachgeahmten als komponierten Bäumen muß alles schön und lachend, freundlich und lieblich sein.

Die Gestalt eines schönen Gärtnerbaumes ist, daß er über dem untern dicken Stamm sich in eine Gabel von zwei Zweigen bildet. Dieses mit sehr schön geschwungenen und variierten Ästen bildet wirklich auch einen schönen Baum für den Landschaftsmaler. Wenn der Künstler vieles nach der Natur gezeichnet hat, so wird er sich solche schöne Natur merken, die ihm auch bei der mangelhaften aushilft; er wird auf diesem Wege die schönsten Regeln der Kunst finden, und das schöne Ideal wird ihm nicht fremd sein. Da alles in der Malerei sinnlich ist, so ist nichts bei allen unsern Ideen möglich, als was uns die Natur mehr oder weniger schon dargestellt hat. Denn ob wir gleich öfters die Ideen neu glauben, so sind die doch aus bekannten Gegenständen entstanden. Wir finden sie aber neu, weil unser Gedächtnis bei der großen Mannigfaltigkeit der Eindrücke sich nicht mehr erinnert, wo wir sie her haben. Je mehr nun der Künstler Lokalgedächtnis hat, je mehr wird sein Kopf angefüllt sein von so mannigfaltigen Gegenständen, die er teils selbst gezeichnet oder auch nur gesehen hat. Es wäre wohl zu wünschen, daß der Künstler alles aufzeichnen könnte, was er Gutes und Neues in der Natur findet;

5. in die Tausende gehen. Es folgt bei Hackert: „wenn seine Hand geübt ist, dise drey Classen baume zu zeichnen und geschmack hat, die Wahre form und Carater jedes Baums und Strauches zu Kennen, so Ahmet er sie leicht nach“ (W). — 10 ff. und sterbende ... lieblich sein. Hackert: „Als bey Alte Kranke Abgelebte Bäume Muß die Natur nahe am Todt noch schön sein. Man Muß sagen im Tode sey sie noch Schön“ (W). — 15. dem, 2, 3 den. — 19 ff. die ihm ... fremd sein. Hackert: „die ihm bey der Mangelhaften Natur die ware Idee des Schönen Idial geben, und daß so zu sagen er dadurch die schönsten Regeln in der Kunst finden, u. sich bey Allen Andern Gegenständen wo die Natur schön ist aber in gewißen Fällen Mangelhaft sich der Schönheiten Erinnern um es in den schönen Ideal darzustellen“ (W).

allein das Leben ist zu kurz; kaum hat man die Natur etwas kennen gelernt und ihre Effekte belauscht, so sind die Jahre da, daß man davon scheiden muß und die Kunst aufhört.

Wenn des Künstlers Hand einigermaßen geübt ist, daß er in allen Wendungen und auf alle Weise die Blätter und Partien der Bäume hinschreiben kann, so muß er nach der Natur zeichnen, ohne sich zu lange mit Kopieren nach Zeichnungen aufzuhalten; denn bei dem Kopieren lernt er zwar den Mechanismus der Hand, aber er versteht keine Zeichnung, wenn er die Natur nicht kennt. Er wähle sich im Anfang mittlere Bäume, die nicht zu groß sind, die aber deutliche Partien haben, und mache sie so gut nach, als er kann. Wenn es auch im Anfang steif wird, so lasse er sich doch nicht abschrecken. Wo er die Partien deutlich findet, ahme er sie mit Richtigkeit und Geschmack nach; wenn sie im Schatten undeutlich und in Masse sind, behandle er solche auf gleiche Weise. Er suche die Art, wie man mit Richtigkeit und Wahrheit die Natur nachahmt. Nach und nach kommt er dahin, daß er dies mit Leichtigkeit und freier Hand zu thun versteht, und seine Werke werden gefallen.

Hat er eine Zeit lang so fortgefahren, so wage es es, große schöne Bäume zu zeichnen, und wähle stets die schöne Natur, so viel nur möglich ist. Er muß seinen Standpunkt wenigstens zweimal so weit vom Baume nehmen, als dieser hoch ist. Erlaubt es das Terrain, so ist es besser, drei- oder viermal so weit entfernt zu sein; denn sein Auge kann das Ganze fassen, und er sieht Einzelnes genug, um alle Formen richtig zeichnen zu können.

Er thut wohl, einige Tage bei einer Art von Bäumen zu bleiben, aber nicht Wochen lang; denn es ist nötig, sich in den verschiedenen Arten zu üben; sonst geschieht es leicht, daß der Künstler immer die Sorte zeichnet, die ihm geläufig ist, und es ihm hernach schwer wird, sich an andere zu wagen, die ihm nicht geläufig sind. Auf diese Weise kommt er nach und nach dahin, alle Arten von Bäumen richtig und kenntlich nachzuahmen und den wahren Baumschlag zu lernen, aus dem der Charakter eines jeden Baumes ersichtlich ist.

Ich habe in meinem Leben immer viel vom Baumschlag sprechen und auch geschickte Künstler citieren hören, daß nämlich einer und der andre einen vortrefflichen Baumschlag habe. Vieles

35. jeden fehlt 2, 3.

ist hierin wahr; allein nach meiner Bemerkung konnte der Baumschlag sehr gut sein, er war aber immer derselbe, was ich manieriert nenne, und die Varietät der Bäume fehlte. Ich verlange, daß ein jeder Botanikus den Baum sogleich erkenne, sowie auch Pflanzen und andere Blätter im Vorgrunde.

Ich rate sehr zu einem ernstlichen Studium der Bäume; denn es gehört Zeit und Übung dazu, es auf einen gewissen Grad zu bringen. Da ein junger Künstler feurig und ungeduldig ist, so will er gleich ein Ganzes hervorbringen, ohne die gehörige Zeit an das Einzelne zu wenden; aber dieses läßt sich mit einem einzelnen Baume auch thun. Und findet er keinen Mittelgrund und Ferne an der Stelle, wo er seinen Baum gezeichnet hat, so suche er sich einige Schritte weiter einen Fond dazu, der sich paßt, und mache ein paar Figuren oder Tiere im Vor- oder Mittelgrund; so bleibt es kein bloßes Studium von Baum, sondern es wird schon eine Landschaft. Nichts gefällt mehr sowohl in der Natur als in Zeichnungen und Gemälden als ein schöner Baum. Einige Felsen, Steine oder andere Bäume im Mittelgrund und etwas Fernung macht eine schöne Landschaft, wo der Baum am ersten brilliert.

Nach diesem zeichne der junge Künstler Felsen, die zugleich mit Bäumen oder Sträuchern bewachsen sind, und gebe wohl auf den Charakter der Brüche acht. Kalkfelsen sind öfters sehr verschieden unter sich. Die vulkanischen haben einen ganz besondern Charakter sowohl in der Form als in der Farbe. Er zeichne ferner Steine, Felsenstücke, Kräuter von verschiedener Art mit großen, mittelmäßigen und kleinen Blättern, die ihm zu seinem Vorgrund dienen. Hernach gehe er an das Ganze und wähle sich im Anfang eine Gegend, die nicht zu reich an Gegenständen ist, ziehe seine Linie des Horizonts nach seinem Standpunkt; darauf zeichne er die großen Linien und Objekte, bis er seine Plane und übrigen Objekte im ganzen richtig zusammen hat. Alsdann fange er an, das Detail mit Genauigkeit zu zeichnen. Die vielen Kleinigkeiten hingegen, die sein Raum nicht erlaubt darzustellen, muß er weglassen, aber so unvermerkt, daß die Wahrheit nicht alteriert werde. In Entfernungen, wo Gruppen Häuser zusammenstehen, ist man oft genötigt, viele wegzulassen und nur die Hauptsachen zu wählen, weil es sonst zu klein würde und der Künstler kein Instrument hat, so kleine Objekte darzustellen.

Es gehört freilich eine gewisse Übung, ein Takt dazu, um mit Fertigkeit und Richtigkeit das Undeutliche, was in der Fernung herrscht, zu zeichnen, indem man nicht zu deutlich werden und doch alles Nötige darstellen soll. Beim Malen ist dieses leichter als beim Zeichnen, wovon ich an seinem Orte sprechen werde.

Es wird erfordert, daß der Künstler nicht allein seinen Standpunkt wohl gewählt habe, wo die Objekte mit einander in einem guten Bezug stehen und dabei angenehme Gruppen im Detail machen; er muß auch dabei die Natur wohl belauschen, in welchem Licht sie den besten Effekt macht, es sei früh morgens oder etwas später, gegen Abend oder bei untergehender Sonne. Hat er sich hierüber bestimmt, so ist es nötig, daß er in dem Augenblick, wo die Natur schön beleuchtet ist, wenigstens die Massen des Schattens anlege und sodann nach seinem Gedächtnis ausarbeite. Er kann auch des andern Tages zu der Stunde sich wieder hinsetzen, um den Effekt immer mehr und mehr zu belauschen, bis er ihn so weit hat, daß er das Bild glaubt nach seiner Einbildungskraft fertig machen zu können. Fährt der Künstler im Anfang mit dieser Mühsamkeit und Geduld fort, so wird er bald seinen Endzweck erreichen. Freilich ist es schwer, daß ein feuriges Genie sich zwingen soll, ehe seine Werke geraten, mit Geduld so oft an denselben Platz wieder zurückzukehren; allein ein wahres Genie dringt durch, es überwindet alle Schwierigkeiten, sie mögen so groß sein, wie sie wollen; es kommt endlich auf den Punkt, den es sich vorgesetzt hat.

Als das beste Mittel hiebei, welches ich selbst versucht habe, kann ich anraten, wenn man bei einer angefangenen Sache merkt, daß man daran ermüdet ist, sie sogleich liegen zu lassen und nach einer kleinen Promenade nach der Natur irgend etwas anderes anzufangen, was reizen kann. Die Neuheit erregt Lust und Liebe, und die Veränderung der Dinge macht uns den Verdruß, daß wir unser Ziel nicht sogleich erreicht haben, vergessen, so daß wir des andern Tags nach Ruhe und Überlegung das Werk mit neuem Mute wieder angreifen, bis wir endlich die ersten Schwierigkeiten überwunden haben und nach und nach zu der großen Fertigkeit gelangen, alles, was uns die Natur darbietet, mit Kunst und Geschmack ohne Anstand nachzeichnen zu können, und das mit eben solcher Leichtigkeit, als jemand mit wohlgeformten Buchstaben sogleich einen Brief schreibt.

In der Komposition der Landschaften ist hauptsächlich dahin zu sehen, daß alles grandios sei, wie solches Nikolaus und Kaspar Poussin, Carracci und Domenichino geleistet haben. Diese Meister formierten einen großen und einnehmenden Stil; man findet nichts Kleinliches in ihrer Komposition. Von der Fernung an bis auf den Vorgrund sind alles große Linien. Die Bäume bestehen mehrenteils aus großen Massen; doch haben sie auch öfters leichte Bäume gemalt. Genug, man muß die Wahrheit der Natur nicht im Detail suchen. Doch kann man an diesen Meistern ausstellen, daß ihr Baumschlag immer derselbe sei und ein Baum sich selten vom andern unterscheide. Ingleichen wäre zu wünschen, das Kolorit möchte wahrer sein; es ist nicht der Ton der Natur: die Fernungen sind zu blau und zu hart, der Mittelgrund gemeiniglich zu grün, ohne Luftperspektive, und die Vorgründe und andere Plane zu schwarzgrün, Felsen und anderes Erdreich zu gelb, ohne variierte Töne, und das Ganze muß hart werden. Man kann einwenden, daß die Terra verde, die sie in Ölfarben gebraucht, schuld an der Dunkelheit sei, weil sie in Öl durch Kupfer und Vitriol, die sie enthält, nachdunkelt. Ich habe aber gefunden, daß Kaspar Poussin nie harmonisch gewesen sein kann, auch da seine Bilder neu waren. Im Palast des Connetable Colonna in Rom habe ich eine Menge Gouache-Landschaften gesehen, sowohl auf Kalk als Leinwand und Brettern; keine waren harmonisch. Die auf Kalk hatten durch die Zeit gelitten, die übrigen gar nicht. Ich kenne diese Bilder genau; denn ich habe viele von denen, die auf Kalk gemalt waren, in Gouache kopiert, in einer ziemlichen Größe, weil ich vorhersah, daß sie durch die Zeit und die wenige Sorgfalt, die man für ihre Erhaltung hatte, bald würden zu Grunde gehen, welches ich denn leider nach fünfundzwanzig Jahren wahr gefunden habe.

Die genannten großen Meister, welche die Regeln des großen Stils aus der schönen italienischen Natur geschöpft haben, nehmen uns ein, sowohl wenn sie schöne als wenn sie schreckliche Gegenstände ausführen. Ihre Stürme und Ungewitter sind so schrecklich schön, daß sie Schaudern erregen. Die angenehmen Gegenstände sind reizend durch die großen und mannigfaltigen Linien, auch da

4. Diese Meister. Darauf folgt bei Hackert: „haben Hauptsächlich den Großen Stil eingeführet. Alle Formen und Linien sind Groß, sie haben die Kleinigkeiten die öfters die Natur zeiget weggelaßen und einen Stiel formirt, der" (W).

wo die Landschaft gleichsam in der Vogelperspektive vorgestellt ist, wie z. B. an der großen Landschaft von Kaspar im Palast Colonna, wo Abraham seinen Sohn zum Opfer führt. Dieses Bild ist weniger schwarz geworden als die andern, ist harmonischer und macht mehr Effekt.

Claude Lorrain, ob er gleich viel nach der Natur gezeichnet und noch mehr gemalt hat, bedient sich in vielen Fällen des Poussinschen Stils. Seine Komposition ist angenehm, die Gruppierung der verschiedenen Bäume reizend, und man sieht überhaupt, daß sein Gefühl für die schöne Natur außerordentlich fein gewesen, ob man wohl tadeln könnte, daß seine Perspektive fehlerhaft ist, und man öfters wünscht, daß bei so vielen Schönheiten die Linien der Plane richtiger wären.

Was sein Kolorit betrifft, so ist meiner Meinung nach keiner dahin gekommen, es so vollkommen zu machen. Sein Dunst in verschiedenen Tagszeiten, sowohl in der Fernung als der Luft, ist außerordentlich. Man findet den sanften Nebel des Morgens und die Ausdünstungen des Abends nicht allein in der fernsten Entfernung, sondern alle Grade durch bis auf den Mittelgrund, wo der sanfte Nebel herrscht, ohne jedoch die Lokalfarben, welche die Natur zeigt, und ohne das Detail zu alterieren. Alles ist sehr deutlich und macht auf den Zuschauer die angenehmste Empfindung. Seine Bäume im Vordergrunde, ungeachtet der schönen Gruppierung, sind öfters schwer, öfters hat auch die Terra verde sie schwarz und undeutlich gemacht, so daß es nur eine Masse geworden ist und man keine Partien im Baum, sondern nur dessen Silhouette sehen kann. Wo er Ultramarin brauchte, sind sie besser erhalten.

Zu seiner Zeit waren in und bei Rom viele immergrüne Eichen, welches ein sehr schöner Baum ist, der aber, wenn er nicht gut studiert wird, leicht schwer aussieht. Dieser Bäume hat er sich viel bedient.

Indessen bei allem, was man noch in seinen Landschaften wünscht, ist er beständig schön, reizend und gefällt immer mehr, je länger man seine Werke anschaut.

Poussin ist einnehmend bei dem ersten Anblick, so wie die

2 f. an der großen Landschaft ... zum Opfer führt. Vergl. die begeisterte Schilderung dieser jetzt in der National Galery zu London befindlichen Landschaft von Waagen, „Kunstwerke und Künstler in England“. Berlin 1837. I, S. 215.

Größe des Meeres uns auffällt, wenn man es lange nicht gesehen hat; man wird es aber in einigen Tagen müde und sieht es mit Gleichgültigkeit an. Poussins Figuren sind im großen Stil und gefallen. Claudes Figuren, wenn nicht Filippo Lauri die Bilder staffiert hat, sind gemeiniglich sehr mittelmäßig sowie auch das Vieh. Claude sagte selbst: „Die Landschaft lasse ich mir bezahlen; Figuren und Vieh gebe ich obenein.“ Man kann mit Gewißheit sagen, hätte Claude in seiner Jugend angefangen zu zeichnen und hätte mehr Praktik gehabt in der Behandlung dessen, was man Mechanismus der Kunst nennt, so würden seine Vorgründe ebenso schön als Fernungen und Mittelgründe geworden sein. Es ist zu bewundern, daß ein Mensch, der sich so spät der Kunst gewidmet hat, so zu sagen der größte Landschafter geworden ist. Genie und Fleiß haben ihn dahin gebracht.

Ich muß hier einige Beispiele anführen, woraus man die Beschaffenheit der Landschaftsmalerei, als ich in Rom war, lernen kann. Die jungen Franzosen, sowohl die Pensionärs der französischen Akademie als andere, trugen in Oktav oder Duodez ein klein Büchlein in der Tasche und zeichneten mit Rotstein oder schwarzer Kreide nach der Natur, aber alles manieriert. Ich sah Zeichnungen von mehreren Künstlern, und alle schienen sie mir, als wären sie von einer Hand. Der maltesische Ambassadeur, Baron de Breteuil, hatte von allen Künstlern, die damals in Rom waren, Zeichnungen oder Gemälde, und da er sie mir eines Morgens mit vielem Pomp zeigte, so mußte ich bei einem jeden Stück fragen, von wem es sei, wenn ich den Namen nicht fand. Er wunderte sich sehr, daß ich so wenig Kenner wäre, und gab mir einige höfliche Verweise, daß ich diese kostbaren Sachen nicht genugsam schätzte, und ich wußte mir nur durch die Antwort aus der Sache zu

4. Filippo Lauri (1620—1694), Bruder des Francesco, am besten in englischen Sammlungen vertreten. — 12 f. der sich ... gewidmet hat. Diese Bemerkung bezieht sich auf die von Sandrart („Teutsche Akademie“, 1675) überlieferte, abenteuerliche Jugendgeschichte Claudes („Pastetenbäcker“!). Thatsache ist, daß Claude schon mit achtzehn Jahren endgiltig den Malerberuf ergriffen hatte, von seinen bisher bekannten Arbeiten ist jedoch keine vor 1630 datiert (geb. 1600). — 14. dahin gebracht. In Hackerts Brief folgt: „daß Ubrige Können Sie Aus seiner lebens Geschichte sehen Dises sind nach Meiner Arth meine Ideen über dise beyde Große Männer“ (W). — 17. Pensionärs. Siehe oben S. 231, Z. 34 Anm. — 23. de Breteuil (1733—1807). Der bekannte französische Staatsmann dieses Namens kann hier kaum gemeint sein, da er wohl vorübergehend Gesandter in Neapel war, aber nie in Malta oder Rom Frankreich vertreten hat.

helfen, daß ich die alten Gemälde zwar gut verstünde, aber noch zu neu in Rom wäre, um die Schönheiten der neuen jungen Künstler einzusehen.

Als Volaire im Jahr 1770 in Neapel die Studien sah, die ich und mein Bruder Johann daselbst gemacht hatten, sagte er mir, daß es thöricht sei, sich so viel Mühe zu geben. Er habe auch die Thorheit begangen, aber seine Studien hülfen ihm jetzt nicht. Er sagte freilich nach seiner Art sehr wahr; denn da ihm die wahre Wissenschaft der Kunst fehlt, so sieht man in allen seinen Gemälden, daß sie manieriert sind, ungeachtet dieser Künstler wahre Verdienste im Effekt hat. Seine Eruption des Vesuv und seine Mondscheine, besonders die aus seiner guten Zeit, sind im Effekt vortrefflich; hingegen was er nach der Natur macht, ist jämmerlich, weil er keine Perspektive noch die wahren Formen der Natur versteht.

Die Engländer in Rom hatten einen andern Tik. Sie studierten nichts nach der Natur. Delane imitierte die schwarzen Gemälde von Kaspar Poussin und malte die seinen noch schwärzer. Forrester that ungefähr das Gleiche, zeichnete etwas nach der Natur, aber elend, ohne Grundsätze. Unsre Damen, die Liebhaberinnen im Landschaftszeichnen sind, machen es besser. Dan wollte den Claude nachahmen, zeichnete die Linien nach der Natur oder ließ sie sich von Tito Lusieri oder andern zeichnen und malte eine klare Luft mit Fernung, woran der Ton einiges Verdienst hatte. Weil das nun hinter einer großen Masse von braunen und schwarzen Bäumen stand, so schien es auf den ersten Blick, als ob es etwas wäre. Dieses nannten die Engländer den Claudeschen Stil. Ich kann nicht leugnen, daß ich Reiffensteinen, der mich zu diesen Künstlern geführt hatte, meine Bewunderung sehen ließ, wie es doch möglich wäre, daß es Menschen gäbe, die solches Zeug besitzen und bezahlen wollten. Auf alle

4. Jacques Antoine Volaire, geb. in Toulouse oder in Nantes, Schüler des Joseph Vernet (vergl. S. 116, Z. 27 Anm.), geht 1763 nach Italien, wo er 1765 in Rom durch seine Seestücke zu großem Ruf gelangt, gest. in Neapel um 1820. — 10. ungeachtet, 1 ohngeachtet. — 17. Solomon Delane, 1727 in Edinburg geboren, bereist Frankreich, Italien und Deutschland, 1771—1777 in Rom nachweisbar. Von Nagler sehr gelobt. — 19. J. Forrester. Lebensverhältnisse unbekannt. Er stach 25 Blatt: „Raccolta di alcune delle più belle vedute d'Italia“ 1760 nach Zeichnungen von P. Stephens. 1761 hatte er eine Landschaft auf der Academy Exhibition. — 21. Dan. Lebensverhältnisse unbekannt. — 23. Der Landschaftsmaler Don Tito Lusieri begleitete 1799 Lord Hamilton auf seiner Reise nach Griechenland, Asien und Ägypten und ferner Lord Elgin auf seiner griechischen Reise. Näheres über ihn bei Tischbein a. a. O.

Fälle muß man gestehen, daß die Engländer auch ihre mittelmäßigen Künstler zu der Zeit sehr encouragierten.

Sittliche Wirkung.

Ich habe öfters bemerkt, daß es Menschen giebt, welche eine Landschaft ohne Gefühl ansehen können. Das kommt aber daher, daß sie weder die Schönheit der Natur empfinden noch die des Gemäldes, welches jene vorstellt. Auf der andern Seite wirkt aber in einer Landschaft nicht allein die wahre Nachahmung und die Kunst, sondern es giebt noch eine sittliche Illusion, welche sie hervorbringt. Viele Gegenden gefallen vorzüglich aus Nebenbegriffen, ob sie gleich nicht die schönsten sind, indem andere Vorstellungen des Zuschauers sich damit verbinden. Es kommt sehr viel auf die Gemütsbeschaffenheit an, und wie der Mensch gestellt ist; und so kann eine mittelmäßige Gegend mehr Eindruck machen als eine ideell schöne. Öfters hat derjenige, der sie anschaut, daselbst mit Freunden glückliche Stunden verlebt, und nun erweckt ihm das Bild vergangene angenehme Erinnerungen, neue Ideen schließen sich an, kurz, er fühlt sich in dem Augenblick glücklich.

Eine schöne Gegend mit Wasser, Fernung und Bäumen, in welcher man keine Figuren sieht, erregt gemeiniglich den Wunsch, darin spazieren zu gehen, in der Einsamkeit sich selbst überlassen seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Sind an solchen Stellen Figuren gemalt, so macht sie nicht mehr den Effekt, sondern vielmehr das Gegenteil. Tiere, als Ochsen und Schafe, verhindern zwar nichts, im Gegenteil, sie beleben, und weil wir an die zahmen Tiere gewöhnt sind, so tragen sie auf Spaziergängen zu unserm Vergnügen bei. Wünschen wir hingegen eine völlige Einsamkeit, so verhindern sie uns auch an den schönen Ideen, und man wünscht die Figuren von der Stelle hinweg. Höchstens kann ein Hirt oder ein paar Hirten sitzend unter einem Baume angebracht werden, die das Vieh hüten, als Mann, Frau und Kinder. Diese, weil sie unschuldig sind und bloß in der Absicht, das Vieh zu hüten, auf der Stelle sitzen, verhindern uns nicht an unserm Vergnügen, sondern erregen wohl eher eine unschuldige Freude.

Viele Landschaften machen uns ein außerordentlich Ver-

17. vergangene, 1 vergangne.

gnügen, wenn sie uns Gegenden vorstellen, wo große Thaten geschehen sind, als Schlachten und andere große Begebenheiten der Geschichte. Wenn Reisende solche Gegenden gesehen haben und finden sie nun mit Treue und angenehmer Wahrheit im Gemälde vorgestellt, so erweckt es ihnen eine ganze Reihe historischer und anderer bedeutenden Vorstellungen. Auch Gegenden, wo berühmte Männer gelebt und gewohnt haben, als Horazens Villa bei Tivoli, a Licenza, Vaucluse, wo Petrarca sich aufhielt, solche Landschaften interessieren öfters Liebhaber und Halbkenner.

Im schrecklichen Stil ist es nicht allein genug, daß die Gegend rauh und schrecklich sei, ja, die Figuren können öfters allein das Schreckliche ausmachen, wie in der Landschaft des Nikolaus Poussin, wo die Person bei der Quelle von der großen Wasserschlange umwunden wird.

Über Ölmalerei.

Zu der Zeit, als die Kunst, mit Ölfarben zu malen, nicht allgemein bekannt und noch eine Art von Geheimnis war, dachte ein jeder Künstler selbst nach, studierte seine Öle und seine Farben und ließ sie sich zu Hause reiben. Seitdem aber die Farbenhändler geriebene Farben und gegründete Tücher verkaufen, so ist die Kunst in Ansehung der Dauer der Farben sehr zurückgekommen, weil wenig Maler selbst darauf nachgedacht haben und andere an diesem Haupterfordernis zu sparen gedenken. Vorzüglich aber haben die Farbenhändler, um ihre Farben und Tücher wohlfeil zu geben, die Sache nachlässig getrieben, ja ihre Waren aus betrügerischer Habsucht verfälscht.

Die Zeit von Jahrhunderten hat uns über Dinge belehrt, welche die alten Maler nicht wissen konnten, zum Beispiel, daß die Terra verde in Öl mit der Zeit schwarz wird, daß der Lack, von Cochenille gemacht, mit Weiß vermischt, durchs Weiß zerfressen wird, daß alle Farbe, worin sich Vitriol oder Kupfer gemischt findet, schwarz wird.

Durch Erfahrung, Nachdenken und Untersuchung alter wohlerhaltener Gemälde habe ich vieles gelernt; besonders aus an-

14. Wasserschlange. Von dieser berühmten, „l'Echo" oder „Le Paysage de la peur" genannten Landschaft Poussins (um 1650) ist unseres Wissens nur noch die Nachbildung in einem Stiche E. Baudets bekannt. Vergl. Andresen, Nicolaus Poussin. Leipzig 1863. Nr. 442. — 33 f. wohlerhaltener, 1 wohlerhaltner.

gefangenen und halbfertigen Bildern alter Meister habe ich bei genauer Untersuchung vieles gesehen. Ich will mich hier in keine besondere Beschreibung, wie die alten Meister ihr Malen behandelt, einlassen, sondern bloß beschreiben, wie ich es behandle, und was ich am beständigsten und dauerhaftesten gefunden habe. Von meinem Vater habe ich vieles gelernt, der es von unsern Voreltern überliefert erhielt, welche sämtlich Maler waren. Das Übrige habe ich nach meiner eignen Art und Nachdenken zugesetzt.

An alten Bildern, die auf dünne Leinwand mit Bolus, Ocker oder andern leichten Erdfarben schlecht gegründet waren, habe ich bemerkt, daß nicht allein der Vitriol, der sich öfters in diesen Farben befand, die Bilder schwarz machte, sondern auch, daß die Luft, die das Öl ziemlich aus den Farben herausgezogen hatte, so daß sie durch die Leinwand durchstreichen konnte, daß die Luft, sag' ich, die Farben schwarz gemacht hatte. Ich sah ein schönes Bild von Salvator Rosa in Rom, welches auf solche schlecht gegründete Leinwand gemalt war. Man hatte die Leinwand auf den Blendrahmen rings herum und auch in der Mitte, wo das Querholz des Rahmens sich befand, angeleimt. Hier war die Farbe gut stehen geblieben und sah sehr schön aus; hingegen zu beiden Seiten des Querholzes bis an den Blendrahmen war es so schwarz geworden, daß ich es kaum erkennen konnte. Wie schön aber das Bild gewesen, sah man bloß in der Mitte an einem breiten Strich, wo, wie gesagt, die Leinwand an das Querholz angeleimt war, und ringsherum an den Rändern, wo die Luft also nicht hatte durchstreichen können. —

Leider bricht hier der Aufsatz ab und ist wahrscheinlich auch niemals weitergeführt worden. Es würde in manchem Sinne interessant gewesen sein, Hackerts technische Bemerkungen zu erfahren, weil er sowohl im Malen als im Restaurieren der Bilder besondere Einsichten hatte. Von dem Letzten zeugt seine kleine Schrift in Form eines Sendschreibens an den Ritter Hamilton: Sul uso della Vernice nella Pittura, 1788, welche

9. Bolus. Siegelerde, braun oder rotgelb, in der Fresko- und Stubenmalerei vielfach zum Grundieren verwendet. — 16. schönes, 1 schön. — 26 f. wo ... können fehlt bei Hackert. — 32 ff. Lettera di Filippo Hackert a Sua Eccellenza il Signor Cavaliere Hamilton etc Napoli 20. Dec. 1787. 16 S. gr. IV. Deutsche Ausgabe: „Über den Gebrauch des Firnis in der Mahlerey". Ein Sendschreiben des berühmten

auch ins Deutsche durch den Galerie-Inspektor Riedel in Dresden 1801 übersetzt worden. In diesem Aufsatz wird die oben Seite 213 erwähnte Restauration der Bilder durch Andres und das Firnissen der Bilder gegen damalige Tadler in Schutz genommen.

Philipp Hackerts Brief an den Herausgeber.

Datiert vom 4. März 1806.

Seit meinem letzten Brief habe ich leider in kurzem vieles erfahren, nach dem gelben Fieber in Livorno, Krieg und andern Fatalitäten, den Tod meines Bruders Georg den 4. November verwichnen Jahres. Die Stütze meines Alters ist verloren; indes bin ich gesund und mit einem kleinen Husten und Schnupfen der Grippe, die viel Unheil angerichtet hat, glücklich entwischt. Ich male und studiere fleißig wie ein junger Bursche.

Ihr Werk Winckelmann und sein Jahrhundert habe ich gelesen, welches mir unser Prediger Schulthesius in Livorno geliehen. Ich mache Ihnen und Ihrem Freund Meyer mein aufrichtig Kompliment über dieses Buch. Es ist mit Wahrheit, Kenntnis und Unparteilichkeit geschrieben, deutlich und belehrend. Es ist das einzige Werk, das ich kenne, was über die Kunst geschrieben ist, das ich gut finde. Warum haben Sie mir aber nicht eher geschrieben, daß meine Vorgründe grell sind; ich würde es gleich abgeändert haben; deswegen bin ich ein wenig böse auf Sie.

Landschaftsmahlers Philipp Hackert an den Ritter Hamilton, ehemaligen Großbrittanischen Gesandten in Neapel. Aus dem Italiänischen frey übersetzt von F. L. R. (Nebst fünf Anhängen.) Dresden 1800. Schon in Meusels „Neuen Miscellaneen artistischen Inhalts", Stück 9, Leipzig 1799, war ein Auszug erschienen. Hauptinhalt dieser Streitschrift ist die Empfehlung eines sorgsam bereiteten Firnisses bei der Restauration von Bildern. Eiweiß dagegen sei schädlich. Hackert beweist in dieser Schrift neben seinen technischen Kenntnissen auch ein eingehenderes Studium der Malart älterer Meister, doch wird schon in der gleichzeitigen Kritik (in Meusels „Neuen Miscellaneen" a. a. O.) mit Recht betont, daß dieser Aufsatz für deutsche Leser nichts Neues enthalte und mehr von lokalem Interesse — „eine verdiente Zurechtweisung der Neapolitaner Zunftgenossen" — sei.

1. Johann Anton Riedel, Sohn des Galerie-Inspektors Johann Gottfried Riedel, geb. 1733 zu Prag, wurde 1753 neben Österreich (vergl. S. 51, Z. 23 Anm.) Unter-Inspektor und nach dem Tod des Vaters 1755 und der Abberufung Österreichs 1757 alleiniger Inspektor der Dresdner Galerie; gest 1816. — 3. Andres. Vergl. S. 213. — 6. Philipp Hackerts Brief an den Herausgeber. Auch dieser Brief, dessen Original im Goethe-Archiv liegt, ist von Goethe stilistisch überarbeitet und gekürzt. Der Eingang ist fortgefallen: „Es wird beynahe ein Jar sein, das ich die Ehre gehabt habe Ihnen zu Schreiben, und zugleich 20 Stück Medallien von Ertz zu Schicken, worüber ich bis jetz Keine Antwort bekomen habe. Seit der zeit habe ich ..." — 21 f. Warum ... grell sind? S. 229: „... man findet an seinen (Hackerts) Bildern bloß einige etwas harte Stellen und zuweilen grelle Farbentöne zu tadeln".

Nun glauben Sie nicht, daß ich mich entschuldigen will, um meine Fehler zu bedecken. Jenen Vorwurf ziehe ich mir vielleicht dadurch zu, daß ich mich einzeln gemachter Studien bediene, die allein wohlthun, im ganzen aber, mit so viel andern Objekten zusammen, schädlich sind, wenn sie nicht vollkommen mit der Harmonie des Übrigen verbunden werden.

Öfters überläßt man es auch der Zeit, die durch ihre Patina mitmalt, den durchsichtigen Ton läßt und das Ganze harmonisch macht. Wollte man dieses durch Kunst gleich anfangs thun, so würde es dem Gemälde mit der Zeit sehr nachteilig werden. Diese Patina ist nützlich und unvermeidlich; denn ungeachtet aller erdenklichen Sorgfalt, Reinlichkeit in Öl und Farben u. s. w. ist es doch der Natur der Sache gemäß, daß ein Ölgemälde sich auf der Oberfläche ein wenig verändert und nach und nach die kleine Patina bekommt und doch den Silberton behält, wenn er in die Gemälde wirklich gemalt ist. Claudes Landschaften sind wesentliche Beweise davon.

Dietrichs Landschaften, wie sie neu waren, schienen grell; jetzt sind sie sehr harmonisch, einige zu gelbe Steine ausgenommen.

Der Speckton oder Rauchton, der vielmals in niederländischen Gemälden herrscht, ist öfters dem Künstler, aber auch öfter dem Torf- oder Steinkohlenrauch, der in der Luft herrscht, zuzuschreiben, und der sich, wenn das Gemälde frisch ist, so in die Farben versaugt, daß es keine Möglichkeit ist, ihn herauszubringen. Dieses geschieht leicht im Winter und ehe Firnis auf dem Bilde ist; denn alsdann dringt die Biesterluft in die Poren der Farben leicht ein. Mein Bruder, der selige Johann, hatte in London im Winter eine Landschaft gemalt, die ich nach seinem Tode kommen ließ, wo die Biesterluft so eingedrungen war, daß sie auch Andres, der geschickte Bilderputzer, nicht herausbringen konnte. Es hatte den Speckton wie viele Niederländer. Die er in Italien gemalt hat, haben den Silberton behalten.

13 f. sich auf ... nach und nach. Zusatz Goethes. — 18 ff. Dietrichs ... ausgenommen. Im Briefe an einer späteren Stelle. Über Dietrich vergl. S. 51, Z. 23 Anm. — 26. Biesterluft. Bister = brauner Lack, Jod, chemisch Braun. Man unterscheidet den aus Glanzruß bereiteten vegetabilischen Bister, der als Lasurfarbe brauchbar ist, „aber gern Feuchtigkeit aus der Atmosphäre anzieht und die mit ihm ausgeführten Malereien stets feucht erhält", vom sog. mineralischen, durch Auflösung von Ätzkali in schwefelsaurem Mangan entstehenden Bister. — 32. behalten. Im Briefe folgt: „Da jetz wenig Fremde in Italien Reisen, so sind wenige Bestellungen, ohn erachtet, so mache ich immer Kleine Geschäfte, habe noch vor Achtage 4 Stück Landschaften a 60 Zech. nach Franckreich Geschicket."

Ihr Buch hat mich auf eine Idee gebracht. (Ich hoffe, daß Sie meiner nicht spotten werden, daß ich in meinem Alter noch neue Dinge unternehmen will.) Es ist nämlich, mit dem großen idealischen Stil Wahrheit der Natur sowohl in Ton als Formen zu verbinden. Poussin, Carracci, Domenichino u. s. w. haben einen großen Stil; allein die Objekte sind auch öfters so unwahr, als wären sie aus einer andern Welt. Diese Konvention, wie bekannt, ist einmal angenommen. Was das Kolorit betrifft, so ist es nicht allein unwahr, sondern hart. Man entschuldigt diese respektabeln Männer, daß die Zeit und ihre Art zu malen ihre Gemälde schwarz gemacht habe. Ich kann aber durch Poussins Wasserfarbengemälde im Palast Colonna und die des Francesco di Bologna (Grimaldi) im Palast Borghese beweisen, daß Poussin nie harmonisch in der Farbe gewesen ist. Seine Luft ist immer hart; die gewöhnlichen roten Streifen, die zu dunkelblaue Fernung, die hartgrünen monotonen Bäume, die allzugelben Felsen und Wege, wo der bloße Ocker herrscht, können nie übereinstimmend gewesen sein. Diese Wasserfarbengemälde haben sich nicht verändert; durch das Verdunkeln der Terra verde sind hingegen seine Ölgemälde eher harmonisch geworden. Francesco di Bologna ist in seinen Wasserfarben harmonischer. Seine Bäume haben denselben Fehler, daß sie dunkelgrün und monoton sind. Boguet hat in Pistoja einen Saal gemalt und des Poussin gelbe Felsen und kohlschwarze Bäume so imitiert, daß einem angst und bange wird, wenn man es ansieht. Es ist mir unbegreiflich, wie ein Mann wie Boguet, der wirklich so viele Geschicklichkeit hat und ernsthafte gute Studien im Portefeuille besitzt, solch tolles Zeug darstellen konnte.

Wenn ich nun meine neuen Versuche ins Werk richte, gelingt es mir vielleicht, einen großen verschönten Stil, den Silberton der schönen Natur, die neblichten Dünste, die schönen Formen der Bäume, ohne den Charakter zu vernachlässigen, kurz alles mögliche Idealschöne, was die Natur einer Landschaft darbietet, in einem Gemälde darzustellen, was den Eindruck einer vollkommenen Landschaft gebe.

1. Ihr Buch. Winckelmann und sein Jahrhundert. — 12. Palast Colonna: die 10 berühmten Landschaften des Gaspard Poussin im Vestibül zum Hauptsaal. — 12 f. Francesco di Bologna. Giovanni Francesco Grimaldi, genannt il Bolognese (1606—1680), der hervorragendste Landschaftsmaler der Bologneser Schule urter dem Einfluß Annibale Caraccis. — 22. Nicolas Didier Boguet (1755—1839), französischer Landschaftsmaler und Stecher, in Rom thätig. Italienische Reise 2, 86: „Boguet erwirbt als Landschaftsmaler im Sinne Poussins einen guten Namen.“ Meyer (Kgsch. des 18. Jahrh. S. 333) spendet ihm nur ein maßvolles Lob. Boguet stach u. a. ein Suite von sechs römischen Landschaften.

Um nun aber nicht in das Manierierte zu fallen und die großen Meister zu bestehlen oder schwach nachzuspotten, wie es leicht den Nachahmern geschieht, so habe ich in meinem Portefeuille Gegenden gewählt, die wirklich schon den Stempel des großen Stils an sich tragen. Wenn ich nun diese idealisch verschönere, so hoffe ich, daß meine Werke die Originalität behalten werden und man darin die Wahrheit der Natur verschönert wiederfinden wird. Jetzt wird es nur darauf ankommen, wie diese Werke von den Liebhabern der Kunst aufgenommen werden. Bis hieher ist der Geschmack ausschließlich für das Wahre gewesen; ein jeder hat entweder zur Erinnerung Italiens getreu nachgeahmte Gegenden verlangt, oder um seinen Freunden im Vaterlande nach seiner Rückkunft zu zeigen, was er gesehen hat, und Anekdoten dabei zu erzählen u. s. w. Giebt es für diesen neuen Stil nicht im allgemeinen Liebhaber, so wird es doch einige Kunstkenner geben, die mir, wenn es wirklich glückt, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Künstlern wird es freilich gefallen; die sind aber die nicht, die da zahlen können. Herr Fabre, der seit der Bassevillischen Geschichte aus Rom hierher geflüchtet ist, muß als ein sehr geschickter Mann gerühmt werden. Er malt mit Geschmack und hat ein sehr gutes brillantes Kolorit. Er malt auch dann und wann Landschaften mit kleinen historischen Figuren, im Poussinischen Stil, welche besser sein würden, wenn er den Poussin weniger nachahmte. Er traf, als er mich besuchte, mich bei meiner neuen Unternehmung, welche ihm sehr gefiel, ob ich ihm gleich noch nicht deutlich meine Idee entdecken wollte.

Benvenuti ist jetzt hier Direktor der Akademie. Desmarets ist hier; er komponiert vortrefflich, ob er gleich kein Schüler von David ist. Seine Farbe ist schwer, kompakt, sein Pinsel nicht angenehm. Seine Kompositionen, besonders in kleinen Gemälden, sind ausnehmend schön, die Sujets aber immer grausam, Mord und Totschlag. Noch seh' ich keinen, der die Simplicität und

18. François Xavier Fabre (1766—1837), Historien- und Landschaftsmaler, Schüler des Jean Coustou und Davids, war bis 1826 in Rom. Am reichsten an seinen Werken ist das von ihm in seiner Vaterstadt Montpellier gegründete Museum. — 18 f. seit der Bassevillischen Geschichte. Basseville, der französische Geschäftsträger in Rom, war vom römischen Pöbel ermordet worden. — 28 f. Desmarets, wohl Frédéric Desmarais, geb. zu Paris, gest. zu Carrara 1814, an dessen in Stoff und Form antikisierenden Gemälden die Sammlung von Montpellier reich ist. Der von Fiorillo und Nagler erwähnte Maler Desmares (Demarez) soll schon 1803 gestorben sein.

Schönheit der Alten hat. Gauffier und seine in häuslichen Gemälden so geschickte Frau starben vor einigen Jahren, eins gleich nach dem andern, an der Schwindsucht. Gauffier war auf dem Gipfel seiner Kunst und hatte sich sein Lebelang gequält, ihn zu erreichen; da er genießen sollte, so starb er. —

Hinterlassenes.

Nach Hackerts Ableben sind seine sämtlichen Besitzungen an die in Berlin sich befindenden Erben gekommen, darunter zuerst mehrere Gemälde, von welchen ein gedruckter Katalog ausgegeben wird. Man hat die Absicht, diese Kunstwerke auszuspielen, und wird deshalb zu seiner Zeit dem Publikum nähere Nachricht erteilen, weshalb wir auch eine beschreibende Anzeige nicht für nötig erachtet.

Die von Georg Hackert verfertigten Kupferplatten hat der Kunsthändler Domenico Negri zu Livorno in Verlag genommen, welcher davon gute Abdrücke zu liefern verspricht. Wahrscheinlich wird er zunächst ein Verzeichnis davon bekannt machen, um die Freunde der Kunst noch mehr zu interessieren. Diese Arbeiten sind um so mehr zu empfehlen, als sie einen großen Teil von Hackerts Leben und Bemühungen dem Kunstfreunde darstellen und einen Begriff geben, wie er sich in der von ihm so hoch gehobenen Prospektmalerei benommen habe.

Auch hat er eine Anzahl geschnittener Steine hinterlassen, wovon wir nur der wenigen wirklich antiken namentlich und umständlich erwähnen.

1. Kopf des Sextus Pompejus, in Karneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist von der ersten Reinheit und Feuer. Der Schnitt gehört zu dem Vollkommensten, was man in Steinschneidekunst sehen kann. Unter dem Halse steht *ΑΓΑΘΑΓΓΕΛΟΥ*. Man

1. Gauffier. Der Historienmaler Louis Gauffier, geb. in la Rochelle 1761, starb zu Florenz am 20. Oktober 1801; seine Gattin, geborene Pauline Châtillon, war Genre- und Porträtmalerin. — 5. so starb er. Der fortgelassene Schluß des Briefes lautet: „Verzeihen Sie mein Weitleuftiges Schreiben, ein so langer Brief wird Ihnen ermüden zu leßen. Ich habe die Ehre" u. s. w. — „P. S. Bitte meine Empfehlung an D. Gore seit langer Zeit höre ich nichts mehr von ihm. Man hat mir gesagt Mis Emelie wäre verheyratet. ich weiß nicht an wem sie Verheyrathet ist." — 6. Hinterlassenes. Über den Verbleib des Nachlasses siehe auch die Einleitung. Im Goethe-Archiv befindet sich ein Verzeichnis der geschnittenen Steine aus Hackerts Nachlaß, von Hirt unterzeichnet. Goethe hat es für diesen Abschnitt benutzt — 27. der ersten, 1 erster.

vergleiche: Geschichte der Kunst des Altertums von Johann Winckelmann, Wiener Ausgabe, S. 552 und 778, wie auch Bracci, Memorie degli antichi Incisori, Vol. I, p. 25—33, wo zugleich Tafel V eine ganz leidliche Abbildung, in Kupfer gestochen, beigebracht ist. Dabei findet sich noch der antike goldne Ring, in welchen er gefaßt war.

2. Kopf des Ulysses, in Karneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein, mehr ins Hellgelbe schimmernd, mit viel Feuer. Die Mütze ist mit einem Kranze umgeben. Am Halse ein Streifen von der Tunika. Die Arbeit ist höchst fleißig und vollendet.

3. Kopf eines alten Herkules, mit einem Kranz um die Haare und einem Stück Löwenhaut, vorn um den Hals zugeknüpft. Karneol, tiefgeschnitten. Der Stein ist rein gelblich, mehr von mildem als feurigem Ansehen, die Arbeit vortrefflich Oberwärts ist ein Stückchen von den Haaren ausgebrochen, auch die Stirn beschädigt.

4. Fragment einer Kamee. Der Charakter ist junonisch. Der noch vorhandene Grund ist schwärzlich grau. Das Relief besteht bloß noch in der Maske und einem Stückchen Halse. Das Weiße hat das Ansehen, vom Feuer gelitten zu haben; im Auge, an den Lippen und der Nase hin sitzt noch etwas vom Tartar. Die Arbeit ist die trefflichste.

5. Jupiter, auf seinem Thron mit niedriger Lehne sitzend, in der Rechten das Szepter und auf der ausgestreckten Linken die Viktoria, welche in der Rechten den Kranz und in der Linken den Palmzweig ausgestreckt hält. Einschnitt in Lapis Lazuli. Leichte, geistreiche Arbeit.

Diese Steine würden sämtlich zur größten Zierde auch selbst eines reich ausgestatteten Kabinetts dienen.

Die modernen Steine sind von mehreren bekannten Künstlern: von Antonius Pichler, dem Vater, aus Innsbruck; von Johann und Ludwig Pichler, seinen beiden Söhnen; von Friedrich Hecker aus Sachsen; von Alessandro Cades; von Bartolomeo Gravina; von Alfieri aus Rom; von Amastini aus Fossombrone; Johannes Wedder; Vetrarino; Tevoli; Antonio Berini; Selli; Sirletti; Cavaliere Constanzi; Camillo Piastrini aus Rom; Johann Mugnai; Ludovico Tarri-

16. Kamee. In Hirts Verzeichnis folgt: „Bacchus genannt". — 20. Tartar, Weinstein, Hilfsmittel beim Schneiden der Steine. — 26. Leichte, geistreiche Arbeit. Statt dessen bei Hirt: „die Arbeit mittelmäßig".

celli; Ludovico Siries aus Florenz; Therese Talani, geborne Moor, aus Venedig; von Marchand, einem Engländer; von Gaspare Capperoni della Guardia aus Abruzzo; von Santarelli aus Abruzzo; Filippo Rega; Grund und Rafaelli aus Rom.

Man sieht hieraus, daß diese Sammlung für die Geschichte der neuern Steinschneidekunst sehr unterrichtend sein muß. Abdrücke davon wird Herr Hofrat Behrendt in Berlin den Liebhabern auf Verlangen für ein Billiges überlassen.

Reden und Ansprachen.

Einleitung.

Daß Goethe sich des gesprochenen Wortes nicht minder hinreißend zu bedienen wußte, als des geschriebenen, beweist die lange Reihe seiner mündlichen Äußerungen, durch deren Herausgabe in der Sammlung „Goethes Gespräche“ sich der Freiherr von Biedermann den herzlichsten Dank aller derer verdient hat, die das Wesen und Wirken unsres Dichters zu erkennen streben.

Während jene Sammlung im wesentlichen vertrauliche Äußerungen zu Einzelnen enthält, werden im folgenden die von Goethe öffentlich gehaltenen Reden und Ansprachen zusammengestellt, so weit sie uns erhalten sind. Ihre Zahl ist im Verhältnis zu der vielfältigen amtlichen Thätigkeit und den mannigfachen geselligen Veranlassungen, bei denen Goethe das Wort zu führen bestimmt war, nicht groß. Er hat wohl, zumal bei der zweiten Kategorie von Anreden, meist aus dem Stegreif gesprochen und so sind uns, abgesehen von einigen durch glücklichen Zufall bewirkten Ausnahmen, die Zeugnisse für diesen Teil seiner geistigen Thätigkeit verloren. Das Bedauern darüber, das durch das Vorhandene geweckt wird, verstärkt sich noch, wenn wir lesen, wie er als Redner auf die Zeitgenossen gewirkt hat. So berichtet Knebels Schwester Henriette über

einen Vortrag bei der Versammlung der Mittwochsgesellschaft am 22. Januar 1806: „Goethe sprach von dem Bezug, den der Mensch zu sich selbst und zu den Dingen außer ihm hat, so reich, reif und mild, daß ich wirklich noch nie so habe sprechen hören. Ich wünschte, er hätte die Rede aufgeschrieben, sie allein müßte ihm den Ruhm eines seltenen Menschen machen."

Zum Glück ist uns wenigstens die Rede auf Wieland erhalten, die als ein Meisterwerk der Charakteristik trotz ihres geringen Umfanges noch heute als die glänzendste und tiefste Würdigung des Oberondichters zu betrachten ist. Sie wurde, entgegen ihrer ursprünglichen maurerischen Bestimmung, in die Ausgabe letzter Hand aufgenommen, zusammen mit den Worten zum Andenken Anna Amalias, die, zur Vorlesung von den Kanzeln bestimmt, rein sachlich und von jedem Ausdruck persönlichen Anteils frei gehalten sind.

Die übrigen schon früher gedruckten Reden hat Goethe von seinen Werken ausgeschlossen, da sie amtlichen Charakters oder für den engen Kreis der Loge bestimmt waren. Erst seit der Hempelschen Ausgabe sind sie, zusammen mit den inzwischen aufgefundenen gleichartigen Aufzeichnungen, den Werken einverleibt, von denen sie einen an Umfang zwar geringen, aber nicht unwichtigen Bestandteil bilden. Eine früher nicht aufgenommene kurze Ansprache in der Freitagsgesellschaft und die inzwischen bekannt gewordene Rede zur Einführung Augusts von Goethe als Mitglied der Hoftheaterintendanz erscheinen in unserer Ausgabe zum erstenmale.

Georg Witkowski.

Auf den Ilmenauer Bergbau Bezügliches.

Vorbemerkung.

Das weimarische, ehemals zur Grafschaft Hennegau gehörige Städtchen Ilmenau war verarmt, seit das einst blühende Silberbergwerk nach mannigfachen Störungen im Jahre 1739 durch den Durchbruch des oberen Freibacher Teiches zu Grunde gegangen war.*) Karl August faßte unmittelbar nach seinem Regierungsantritt den Plan, trotz der mehrmals (1752 und 1765) gescheiterten Versuche, das Werk wieder aufzunehmen und erhielt durch den sächsischen Berghauptmann von Trebra ein günstiges Gutachten über die Aussichten des Unternehmens. Am 13. Juli 1776 wurde eine aus Goethe, Kalb und dem Hofrat Eccard bestehende Bergwerkskommission eingesetzt, und nachdem der Herzog mit dem Erbprinzen, Goethen und andern am 20. Juli den alten Schacht befahren hatte, beschloß er, die Arbeiten von neuem zu beginnen.

Die übrigen sächsischen Höfe hatten sich bei der Teilung der Grafschaft Henneberg den gemeinsamen Besitz der Bergwerke vorbehalten. Sie übertrugen 1781 ihre Rechte auf das Ilmenauer Werk an Weimar, die Gläubiger wurden abgefunden und 1000 Kuxe ausgegeben, die schnellen Abgang fanden. Von der Kommission war Kalb schon im Frühjahr 1780, Eccard 1783 zurückgetreten; an ihre Stelle trat neben Goethe Christian Gottlob Voigt, seit 1777 Regierungsrat in Weimar.**)

Goethe war von Anfang die Seele des Unternehmens, das seiner Schaffenslust ein reiches Arbeitsfeld bot und durch seine unmittelbare Beziehung zur Natur seinen Neigungen durchaus entsprach. So war er denn sowohl durch seine äußere Stellung wie durch inneren Anteil berufen, als man endlich am 24. Februar 1784 nach Hinwegräumung der äußeren Schwierigkeiten zum Beginn der bergmännischen Arbeit schritt, dem neuen Werke durch eine Rede die Weihe zu geben.

Am 21. Februar fuhr er im Schlitten mit Voigt und den beiden jüngeren Söhnen der Frau von Stein nach Ilmenau, und am Fastnachts-

*) Vgl. Joh. Karl W. Voigt, Geschichte des Ilmenauer Bergbaues. Sondershausen und Nordhausen 1821.

**) Siehe über ihn und für das folgende Goethes Briefe an Christian Gottlob von Voigt. Herausgegeben von Otto Jahn. Leipzig 1868.

dienstag, der seit alter Zeit dort von den Bergleuten festlich begangen wurde, fand die Feierlichkeit statt. Im großen Zimmer des Posthauses hielt Goethe an die versammelten Honoratioren seine Ansprache, die bereits vorher gedruckt war und gleichzeitig an die vor dem Hause in Parade aufgestellte Knappschaft verteilt wurde. Die Rede war, wie Voigt am 12. März 1784 an Hufeland schreibt, mit Fleiß sehr populär gehalten, wurde aber von Goethe ganz vortrefflich gesprochen. Durch dieses Zeugnis wird die von Eckermann unterm 14. April 1831 erzählte Geschichte als unwahr bewiesen: Goethe habe den Faden verloren und die Anwesenden während einer unfreiwilligen Pause von fast zehn Minuten durch die Macht seiner Persönlichkeit wie gebannt gehalten, so daß jeder vollkommen ruhig geblieben sei.

Durch Vermittlung der Frau von Stein (siehe Goethes Brief an sie vom 21. Februar) erhielt Herder die Rede in dem Augenblicke, wo sie gesprochen wurde. Am 15. März 1784 sandte sie Goethe selbst an den Herzog von Gotha. Nur ein zeitgenössisches Urteil darüber ist uns erhalten: das Ifflands, der am 2. Oktober 1785 an den Freiherrn von Dalberg schrieb, er finde in der „Iphigenie“ „statt Erhabenheit oft solche Kälte als die, womit die Ministerialrede beim Bergbau zu Ilmenau geschrieben ist“, ein Urteil, in das wohl kein unbefangener Leser der herzlichen, vom wärmsten Anteil durchwehten Worte Goethes einstimmen wird.

Die Rede ist, wie schon erwähnt, gleichzeitig im Druck erschienen; eine zweite Ausgabe kann wenig später herausgekommen sein, da sie von demselben Satz, nur durchkorrigiert und in verändertem Format abgezogen ist.

W. Freiherr von Biedermann hielt (Hempelsche Ausgabe 29, 2, 6) den Druck in Quart für den früheren, ebenso Hirzel (Verzeichnis 4. Auflage, S. 28). Ich kann mich dieser Ansicht nicht anschließen. Die stilistischen Verschiedenheiten sind derart, daß sie meines Erachtens für die Priorität des Oktavdruckes sprechen (vergl. besonders die Varianten zu S. 310, 16, 22 f.; 312, 5, 8, 12, 20 f.; 313, 9, 14). Entscheidend dünkt mir aber die Thatsache, daß im Anfang des Oktavdruckes zwei offenbare Druckfehler (S. 310, 7, 10) stehen, die unmöglich bei der Korrektur des früher bereits richtig abgezogenen Satzes entstanden sein können.

Ein dritter Abdruck der Rede erschien im Januar 1785 im ersten Stück von Boies „Deutschem Museum“ S. 2—7. Sie wurde dort mit folgenden Worten eingeleitet: „Unser Publikum hat schon lange nichts mehr von seinem Lieblingsschriftsteller Göthe erhalten; aber er hat die Feder niedergelegt, um zu handeln. Ein Tausch, wobei das Ländchen, dessen Pfleger er ist, unendlich gewonnen hat. Ich schließe Ihnen hier einen Beleg bei, daß Göthe dermalen in andern Fächern eben das ist, was er sonst als dramatischer Dichter und Maler des menschlichen Herzens war. In demselben zeigt er sich von einer ganz neuen Seite, die dem Publikum diesen seinen alten Liebling höchst interessant machen muß. Er ist Chef des Bergbaues, und hielt als solcher die folgende Rede, an welcher man das

Warme und Herzliche und die damit innig verbundene Simplicität der Sprache, die Göthen schon immer als Schriftsteller auszeichnete, nicht mißkennen wird."

Ob nun, wie Weinhold (Heinrich Christian Boie S. 274) anzunehmen scheint, dieser Abdruck von Goethe veranlaßt und der angeführte Brief nur fingiert ist, ob ein anderer die Rede eingesandt hat, jedenfalls erscheint sie hier in einer von neuem durchgesehenen und verbesserten Gestalt. von Biedermann (a. a. O. S. 7) führt zum Beweis die Änderung (S. 311, 1 f.) von „als ein neuer Berg" in „als neue Berge" an. „Es ist dies," sagt er, „ein an dieser Stelle wohl nur Goethen zuzutrauendes Wortspiel, indem man bergmännisch unter „Bergen" das nicht erzhaltige Gestein versteht, das ausgebrochen werden muß, um zu dem reichen zu gelangen." Auch sonst zeigen die Abweichungen dieses Druckes von dem in Quart, welchem er im allgemeinen folgt, daß hier nicht nur typographische, sondern auch redaktionelle Änderungen vorliegen. Da wir kein Zeugnis dafür haben, daß diese von Goethe vorgenommen sind, muß unserem Abdruck, nach dem oben Gesagten, die Quarto zu Grunde gelegt werden, weil sie die letzte sicher von Goethe selbst herrührende Fassung darstellt. Denn die nächste Wiedergabe der Rede erfolgte erst nach dem Tode des Dichters in der Quartausgabe von 1837 (2, 2, 634). Diese kann daher so wenig wie alle späteren, da sie lediglich den Druck in Quart wiederzugeben suchen, irgend welchen textkritischen Wert beanspruchen.

Goethes Rede schloß mit der Aufforderung zur Teilnahme an dem sich daran anschließenden Gottesdienste. Nach der Beendigung desselben begab sich die Versammlung in feierlichem Zuge nach der Stelle, wo der neue Johannisschacht eröffnet werden sollte. Goethe that den ersten Hieb, voll freudiger Hoffnungen, denen er auch in der Folge mehrfach brieflich (z. B. an Knebel 24. April, an Frau von Stein 5. Oktober 1784 und 9. November 1785) Ausdruck gab.

Auch in den Nachrichten von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau, die in den folgenden Jahren (1785, 1787, 1788, 1791 zweimal, 1793 und 1794) an die Gewerke, d. h. die Inhaber der Kuxe, erstattet wurden, herrschte zumal anfangs der Ton mutiger Sicherheit. Von diesen Nachrichten, die sämtlich von Goethe und Voigt unterzeichnet sind, ist nur für eine, die vierte von 1791, Goethes Autorschaft, mit Ausnahme des eigentlichen Rechnungswerkes, durch Voigt (an Hufeland 13. März 1791) bezeugt. Da der Aufsatz, der eigentlich nicht in die Werke hineingehört, einmal in dieselben Eingang gefunden hat, sei er wenigstens an dieser Stelle wiedergegeben. Er ist datiert vom 24. Februar 1791.

Vierte Nachricht von dem Fortgang des neuen Bergbaues zu Ilmenau.

Wodurch zugleich ein auf den Sechsten Junius 1791 zu eröffnender Gewerkentag ausgeschrieben wird.

Das edle Schieferflöz in dem Ilmenauer Gebirge durch den neuen Johannis-Schacht zu ersinken, war der erste Zweck, den man sich bei dem Wiederangriff des Ilmenauer Bergbaues vorsteckte; man ist demselben auch bisher unermüdet entgegengegangen. Mehrere günstige Umstände belebten von Zeit zu Zeit die Hoffnung und den Mut derer, die sich damit beschäftigten, sowohl als derer, welche zu Rate gezogen wurden. Man kam ohne eine Spur von Wasser durch das mächtige Gipslager nieder; die ersten im 115ten Lachter auf dem Zechstein angehauenen Wasser waren mit 14 achtzolligen Sätzen durch ein dem Krummzapfen der Treibewelle angehängtes Kunstzeug leicht zu gewältigen; die in mehrerer Teufe häufiger zudringenden Gewässer liefen so mäßig auf den Stolln ab, daß es jedem Erfahrnen leicht schien, auch über sie Meister zu werden.

Was bis in den Monat März 1788 vorgegangen, ist einer ansehnlichen Gewerkschaft durch die dritte Nachricht bekannt gemacht worden. In dem Oktober 1789 wurde dieselbe durch ein vorläufiges Schreiben des damaligen Bergsekretärs Voigt von dem, was indessen geschehen, unterrichtet, und die zur Direktion dieses Bergbaues niedergesetzte Kommission verschob nur bisher eine detaillierte Darstellung, weil sie Ursache genug zu hoffen hatte, daß man das Flöz durch die angewandten Mittel ersinken, daß alsdenn jener Zeitpunkt eintreten würde, wo ein neuer Plan, eine neue Beratung für die Folge sich notwendig machte. Ist gleich die Epoche noch nicht völlig erschienen, so ist doch das bisher Geschehene wichtig genug und die gegenwärtige Lage aller Aufmerksamkeit würdig. Wir verspäten daher nicht länger eine Nachricht, welche die sämtliche Gewerkschaft nach unserm Versprechen erwarten kann, und hoffen, daß auch dadurch das Zutrauen zu dem Werke sowohl als zu denen, die das Werk bisher beschäftigt hat, sich befestigen werde.

Aus jener im Jahre 1788 mitgeteilten Nachricht wie aus einem von dem damaligen Bergsekretär Voigt in dem Jahre 1789 an die sämtliche Gewerkschaft abgelassenen Schreiben ist im all-

gemeinen bekannt, daß man, sogleich nach stärkern auf dem Zechstein angehauenen Wassern, welche mit dem Interimszeug nicht zu gewältigen gewesen, Anstalt machte, über dem tiefen Stolln ein starkes Kunstzeug vorzurichten, und sobald die Risse und Anschläge entworfen und von Kunstverständigen hinlänglich geprüft worden waren, unverzüglich zur Arbeit schritt.

In dem Monat Julius 1788 wurde die Ausbrechung der Radstube vollendet und das Rad gehängt, in dem Monat August war das ganze Kunstzeug fertig. Das oberschlägige 40 Fuß hohe Kunstrad wirkte in den beiden kurzen Stößen des Schachtes auf doppelte Gestänge; in dem einen Stoße brachte man in gehöriger Entfernung von einander zwei neue Kunstsätze an, in dem andern aber behielt man vorerst den achtzölligen Satz noch bei, dessen man sich bei der ersten Gewältigung der Wasser durch das Interimszeug bedient hatte.

So fing man die Gewältigung durch successive Vorrichtung der Kunstsätze an und kam damit nach vielen Schwierigkeiten bis 30 Lachter saigere Teufe nieder. Im Dezember 1788 brach über dieser Arbeit ein Krummzapfen, und während daß man diesen Schaden herzustellen bemüht war, trat die bekannte große Kälte dieses Monats ein, bei welcher der Kunstgraben, welcher auf zwei Stunden weit hergeführt ist, sich dergestalt mit Eis versetzte, daß die erforderlichen Wasser in demselben vor Eintritt des Frühjahrs nicht hereingebracht werden konnten.

Die Kommission hatte es an genauer Aufsicht der bisherigen Arbeiten nicht ermangeln lassen und im ganzen keine Ursache gehabt, mit dem Bau unzufrieden zu sein. Der Werkmeister hatte dabei, so wie er sich durch die Erbauung des Interimskunstzeugs vorteilhaft gezeigt und durch eine Reise auf den Harz noch mehr qualifiziert hatte, Proben seiner eigenen Fähigkeit und Thätigkeit gegeben. Es ließ sich aber doch bemerken, daß er durch seine Untergebenen nicht gehörig unterstützt wurde, zumal es ihnen an hinlänglicher Übung und Erfahrung zu einem so wichtigen Werke gebrach; ein Umstand, der um desto bedenklicher wurde, als der Werkmeister sich diesen Arbeiten nicht allein widmen konnte, sondern durch andere übernommene Baue abgehalten wurde, beständig genaue Aufsicht zu führen. Man hatte zwar seit dem Wiederangriff des Werks Bedacht genommen, gute Leute anzuziehen; allein noch hatte die Kürze der Zeit nicht erlaubt, den

Endzweck völlig zu erreichen. Ebenso hatte man sich bemühet, schon gebildete Arbeiter von fremden Orten zu erlangen; allein auch diese Bemühungen hatten nicht den erwünschten Erfolg. Demohnerachtet ließ man hierin nicht nach, besonders da man es bei den neuesten Ereignissen des Bergbaues auf alle Fälle rätlicher finden mußte, das Werk lieber etwas länger, als es ohnehin zur Notwendigkeit geworden war, stehen zu lassen, statt dasselbe ohne erfahrne und geprüfte Arbeiter fortzusetzen.

Um desto eifriger war man bemühet, die auswärts gepflogenen Unterhandlungen zu kontinuieren, und man war so glücklich, daß von Sr. kurfürstl. Durchl. zu Sachsen auf Verwendung unsers gnädigsten Herrn hochfürstl. Durchl. einigen geschickten, im Erzgebirge bisher angestellten Leuten die Erlaubnis erteilt wurde, sich nach Ilmenau zu begeben und dort der Gewältigung der Wasser vorzustehen. Dieser höchsten Vergünstigung und einer gefälligen Mitwirkung eines hohen Geheimen Finanzkollegii zu Dresden und des kurfürstl. Oberbergamts zu Freiberg verdankt man, daß in dem Oktober 1789 zwei geschickte Leute, Steiger Süß und Schreiber, in Ilmenau eintreffen konnten. Die Kommission versäumte nicht, teils beide Männer selbst aufs baldigste mit dem Werke bekannt zu machen, teils durch sie alles vorzubereiten, was nötig war, um einen gleichfalls erbetenen Kunstverständigen bei seiner bald zu hoffenden Ankunft von der Lage der Sache in kurzer Zeit aufs genaueste zu unterrichten.

Gegen Ende des Februars kam dieser Mann, nämlich der Herr Berggeschworne Baldauf aus Schneeberg, in Ilmenau an, und fürstl. Kommission begab sich auch dahin, um die nötigen Deliberationen an Ort und Stelle vorzunehmen. Man hatte inzwischen zwar nicht unterlassen, durch vorbenannte Kunststeiger den Versuch der Gewältigung mit der erbaueten Maschine unter Anwendung verschiedener praktischen Vorteile fortzusetzen. Hierbei war aber immer mehr wahrzunehmen, daß, je tiefer man kam, die Wasser stärker aufgingen und also schwerer zu gewältigen waren.

Es wurde dieses die Veranlassung, daß der Herr Berggeschworne Baldauf sogleich die Anlegung eines andern Kunstzeugs über dem ersten rätlich fand; es wurde auch nach genauer Besichtigung und Ausmessung des Lokals ein Plan dazu entworfen und der Riß dazu verfertiget. Ein oberschlägiges Rad sollte über das erste gehängt und durch zwei liegende Schwingen, in welche

die vertikal in die Höhe schiebenden Kurbstangen eingreifen, das Gestänge in Bewegung gesetzt werden. Diese neue, statt des Gebrauchs der sonst gewöhnlichen Kreuze empfohlene Vorrichtung hat sich auch in der Folge sehr vorteilhaft legitimiert. Nachdem auf diese Weise sowohl die Verbesserung des ältern Kunstzeugs als die Anlegung des gedachten neuen festgesetzt worden war, wurden die beiden Steiger auf das Genaueste von der vorzunehmenden Arbeit unterrichtet.

In der Zwischenzeit hatte sich der Herr Bergrat Voigt entschlossen, seinen beständigen Aufenthalt in Ilmenau zu nehmen und mit Beibehaltung seiner bisherigen Inkumbenz der Führung des Gewerkenbuchs und Unterhaltung der gewerkschaftlichen Korrespondenz über den neu zu führenden Kunstbau gemeinschaftlich mit dem schon bestellten Bergbauamte die genaueste Aufsicht zu führen. Es mußte dieses der Kommission um so angenehmer sein, da sie durch einen der Sache völlig kundigen und zugleich in der Feder genugsam geübten Mann von der Ausführung des festgesetzten Planes ununterbrochene Nachricht erhalten konnte, welches auch durch ein umständlich geführtes Tagebuch geschah und noch fortgesetzt wird.

Auf diese Weise war man mit dem Brechen der Radstube und Erbauung des Kunstzeugs fertig geworden; man fing die Gewältigung an, und indem man solche ununterbrochen fortsetzte, war man am Ende des vorigen Jahres in 60 Lachter Teufe unter dem Stolln niedergekommen.

Hier wird zuvörderst mit wenigem zu bemerken sein, daß man in dieser Zeit den Stolln gehörig unterhalten und die Aufsicht darüber dem neu angekommenen Steiger, Schreiber, gegeben.

Gleichfalls hat man durch einen neu angestellten Grabensteiger die möglichste Sorgfalt auf den Graben wenden lassen und durch dessen zeitige Deckung und andere Vorkehrungen diesen ganzen Winter die Aufschlagwasser ununterbrochen in die Grube leiten können.

Auch kann man nicht unangezeigt lassen, daß Ihro des regierenden Herzogs von Weimar hochfürstl. Durchlaucht Ihre gnädigste landesherrliche und landesväterliche Vorsorge bis auf diesen Augenblick fortzusetzen geruhet und diejenigen Kosten, welche die Direktion des Werks betreffen und zur Erreichung der Einleitung und Übersicht erfordert worden, aus ihren Kammermitteln bezahlen lassen.

So ist auch das in Ilmenau zum Besten der Bergleute angelegte Kornmagazin in diesen letzten Zeiten des teuren Fruchtpreises den Bergleuten immer eröffnet geblieben und hat solchen besonders in diesen Jahren zu großer Erleichterung gedient, ja man kann wohl sagen, ihre Subsistenz allein möglich gemacht.

Um so weniger hat die Kommission es als ein Opfer ansehen können, wenn auch sie ohne den mindesten Privatvorteil das Beste der Gewerkschaft zu besorgen fortfuhr.

Ferner verdient hier erwähnt zu werden, daß diese ganze Zeit über würdige, sachkundige Männer Deutschlands dem Ilmenauer Werke ihre Aufmerksamkeit nicht entzogen, vielmehr teils schriftlich, teils mündlich bei verschiedenen Anlässen ihr Gutachten gefällig eröffnet und thätige Mitwirkung in mehreren Fällen nicht versagt haben. Wir dürfen hier die Namen eines von Trebra, eines Grafen von Reden, von Heinitz, Gerhard, Rosenstiel, Werner, Mende, Beyer anführen und ihnen für ihre Teilnehmung öffentlichen Dank abstatten.

Ein zweiter, wenig abweichender Druck dieser „Nachricht", den ich nicht gesehen habe, ist, nach von Biedermann, im Bergmännischen Journal IV. Jahrgang, I. Band, herausgegeben von A. W. Köhler, S. 384—400 erschienen.

Es hatte seinen guten Grund, daß Goethe persönlich für das von ihm mit so viel Liebe gepflegte Werk eintrat. Selbst von Italien aus hatte er daran lebhaft teilgenommen; aber gerade während er dort weilte, war im September 1787 beim Schachtabteufen Wasser angehauen worden, das immer heftiger wiederkehrte, so daß man, wie oben berichtet, zwei große Maschinen zur Bewältigung bauen mußte. Die dadurch verursachten großen Kosten machten Nachzahlungen nötig, zu deren Bewilligung der Gewerkentag auf den 6. Juni 1791 einberufen wurde. Um die Gewerke, die von ihrem seit sieben Jahren aufgewendeten Kapital noch keinen Ertrag erhalten hatten, zur Genehmigung zu bestimmen, hielt Goethe den Eröffnungsvortrag. Er erschien mit der Schlußrede, die den glücklichen Ausgang der Tagung zeigt, in der „Fünften Nachricht von dem neuen Bergbau zu Ilmenau. Wodurch der Erfolg des am Sechsten Junius 1791 eröffneten Gewerkentages bekannt gemacht wird. Weimar, den 1. Julius 1791"; von Biedermann erwähnt, daß der Abdruck beider Ansprachen nach den von Goethe zu den Akten gegebenen Konzepten erfolgte. Dann erschienen beide Reden erst wieder in der Hempelschen Ausgabe.

Nur mit wenigen Worten sei noch des Ausgangs der so viele Jahre

von Goethe geleiteten Unternehmung gedacht. Am 3. September 1792, dem Geburtstage des Herzogs, wurde endlich, nachdem man des Wassers Herr geworden war, die erste Tonne Schiefer zu Tage gefördert. 1793 begannen die Schmelzarbeiten; aber ihr Ergebnis war nicht günstig. Trotzdem brachten die Gewerke und der Herzog neue große Opfer (vergl. Annalen 1794), bis 1795, 1796 und 1798 neue Durchbrüche alle Hoffnung auf Erfolg nahmen. 1798 blieb die Zahlung der Zubußen aus, die Kassen waren erschöpft und einige tausend Thaler Schulden vorhanden, für die der Herzog gebürgt hatte. Für die Wiederherstellung der Wasserkunst und die Hebung des 400 Fuß unter dem Stollen angesammelten Wassers hätte es neuer großer Summen bedurft, und so mußte man das Werk liegen lassen, das Goethes Interesse zuerst auf geologische und mineralogische Fragen entschieden hingelenkt hatte. Am 16. März 1824 sagte er, indem er an die Besprechung der ersten Ilmenauer Rede anknüpfte, zum Kanzler von Müller: „Ich kam höchst unwissend in allen Naturstudien nach Weimar und erst das Bedürfnis, dem Herzog bei seinen mancherlei Unternehmungen, Bauten, Anlagen praktische Ratschläge geben zu können, trieb mich zum Studium der Natur. Ilmenau hat mir viele Zeit, Mühe und Geld gekostet, dafür habe ich aber auch etwas dabei gelernt und mir eine Anschauung der Natur erworben, die ich um keinen Preis umtauschen möchte.“

Rede bei Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau.

Den 24. Februar 1784.

Nach einer alten löblichen Gewohnheit feierten die hiesigen Bergleute jährlich diesen Tag. Sie zogen versammlet zu dem Gottesdienste mit stiller Hoffnung und frommen Wünschen, daß dereinst die Vorsicht an diesen Ort das Leben und die Freude voriger Zeiten wieder zurückführen werde. Heute aber kommen sie mit herzlicher Munterkeit und einem fröhlichen Zutrauen, uns zu dem angenehmsten Gange abzuholen; sie finden uns bereit und eine Anzahl für den Bergbau wohlgesinnter Männer hier versammlet, die uns auf diesem Wege zu begleiten geneigt sind. Ich freue mich mit einem jeden, der heute sich zu freuen die nächste Ursache hat; ich danke einem jeden, der an unsrer Freude auch nur entferntern Anteil nimmt.

Denn endlich erscheint der Augenblick, auf den diese Stadt schon beinahe ein halbes Jahrhundert mit Verlangen wartet, dem ich selbst seit acht Jahren, als so lange ich diesen Landen angehöre, mit Sehnsucht entgegensehe. Das Fest, das wir heute feiern, war einer der ersten Wünsche unsers *gnädigsten Herrn* bei dem Antritte *Seiner* Regierung, und wir freuen uns um des guten Herrn so wie um des gemeinen Besten willen, daß auch dieser *Sein* Wunsch endlich zur Erfüllung kommt.

Wer die Übel kennt, welche den ehemaligen Bergbau zu Grunde gerichtet; wer von den Hindernissen nur einigen Begriff

1 ff. 1. Titel wie oben. 4 Blätter in 8°. — 2. Derselbe Titel. 4 Blätter in 4°. — 3. Deutsches Museum. Erster Band. 1785. S. 2—7. *Rede ... Ilmenau, gehalten von J. W. von Goethe den 24. Februar 1784.* — 5. *zu dem*, 3 zum. — 7. *diesen*, 1 diesem. — 10. *dem*, 1 den. — 11. *für den Bergbau*, fehlt 3. — 16. *Augenblick*, 1, 3 Tag. — 18. *selbst seit*, 3 selbst schon seit. — 22 f. *dieser Sein Wunsch endlich*, 1 endlich dieser sein Wunsch.

hat, die sich dessen Aufnahme entgegensetzten, sich gleichsam als ein neuer Berg auf unser edles Flöz häuften und, wenn ich so sagen darf, es noch in eine größre Tiefe druckten: der wird sich nicht wundern, daß wir nach so vielen eifrigen Bemühungen, nach so manchem Aufwande erst heute zu einer Handlung schreiten, die zum Wohl dieser Stadt und dieser Gegend nicht früh genug hätte geschehen können. Er wird sich vielmehr wundern, daß es schon heute geschieht. Denn wie viele sind nicht, die es für unmöglich gehalten haben, daß man dieses Werk wieder werde aufnehmen, daß man diesen Bergbau wieder in Umtrieb werde setzen können! Und nicht ganz ohne Wahrscheinlichkeit. Denn belebte unsern gnädigsten Herrn nicht ein anhaltender, unermüdeter Eifer für jede nützliche Anstalt; hätten die höchsten Herren Teilhaber durch eine gefällige Beistimmung das Geschäfte nicht erleichtert; wären die Kunstverständigen, die wir um Rat gefragt, nicht so aufgeklärte und gleich Freunden an dem Werke teilnehmende Männer; wäre man durch Verzögerungen ermüdet worden: so könnten wir unsern Weg auch gegenwärtig noch nicht zusammen antreten.

Doch Glück auf! wir eilen einem Platze zu, den unsere Vorfahren sich schon ausersehen hatten, um daselbst einen Schacht niederzubringen. Nicht weit von dem Orte, den sie erwählten, an einem Punkte, der durch die Sorgfalt unsers Geschwornen bestimmt ist, denken wir heute einzuschlagen und unsern neuen Johannisschacht zu eröffnen. Wir greifen ihn mit Beistimmung der verständigsten Kenner aller Zeiten an und befolgen einen durch Jahrhunderte vernachlässigten guten Rat. Denn man sah von jeher, selbst da noch das Sturmheyder Werk im Umtriebe war, diesen Schacht für unentbehrlich an; man wollte mit demselben dem Flöze in einem tiefern Punkte beikommen, den alten Bergbau, der fehlerhaft aus dem Höchsten ins Tiefste ging, verbessern und ihm Dauer auf die Folge geben. Auch als das Sturmheyder Werk sich seinem Untergange näherte, erkannte man diesen Schacht für das einzige Rettungsmittel des ohne Rettung verlornen Werks.

1. die, 1 welche. — Aufnahme, 3 Wiederaufnahme. — 2. ein neuer Berg, 3 neue Berge. — 2f. und, wenn ... darf, es noch in eine größre, 3 und es, wenn ... darf, in eine noch entferntere. — 3. druckten, 3 drückten. — 6. früh, 3 frühe. — 8. geschieht, 1 geschiehet. — 14. Geschäfte, 3 Geschäft. — 18. zusammen, 3 miteinander. — 19f. unsere Vorfahren sich, 3 sich unsre Vorfahren. — 22. unsers, 3 unsres. — unsers Geschwornen, 1 unsers Herrn Geschwornen. — 26. guten fehlt 3. — sah, 3 sahe. — 33. Werks, 1, 3 Werkes.

Nunmehr aber, da wir jene ersoffne abgebaute Tiefen den Wassern und der Finsternis auf immer überlassen, soll er uns zu einem neuen, frischen Felde führen, wo wir gewisse, unangetastete Reichtümer zu ernten hoffen können.

Lassen Sie uns also die geringe Öffnung, die wir heute in die Oberfläche der Erde machen werden, nicht mit gleichgültigen Augen ansehen; lassen Sie uns die ersten Hiebe der Keilhaue nicht als eine unbedeutende Zeremonie betrachten! Nein, wir wollen vielmehr die Wichtigkeit dieser Handlung lebhaft empfinden, uns herzlich freuen, daß wir bestimmt waren, sie zu begehen und Zeugen derselben zu sein.

Dieser Schacht, den wir heute eröffnen, soll die Thüre werden, durch die man zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigt, durch die jene tiefliegende Gaben der Natur an das Tageslicht gefördert werden sollen. Wir selbst können noch, wenn es uns Gott bestimmt hat, da auf- und niederfahren und das, was wir uns jetzt nur im Geiste vorstellen, mit der größten Freude vor uns sehen und betrachten. Glück auf also, daß wir so weit gekommen sind!

Nun sei aber auch unsre Vorsicht und unser Eifer bei dem Angriffe des Werks dem Mute gleich, mit welchem wir dazu gehen! Denn es ist gewiß, daß nunmehr die Schwierigkeiten der Ausführung uns erst fühlbar werden müssen. Ich bin von einem jeden, der bei der Sache angestellt ist, überzeugt, daß er das Seine thun wird. Ich erinnere also niemanden mit weitläufigen Worten an seine Pflicht; ich schildre nicht das Unheil, das nachlässige und untreue Beamte dem alten Werke zugezogen haben. Ich will und kann das Beste hoffen. Denn welcher innerliche Trieb wird nicht aufgemuntert werden, wenn wir bedenken, daß wir imstande sind, zum Wohl dieser Stadt, ja eines Teils dieser Gegend vieles mit leichter Mühe zu wirken; daß Glück und Ruf eines so vortrefflichen, so vernachlässigten Werkes von unserm Betragen abhängt, und daß wir alle Bewohner der Staaten

1. ersoffne, 3 ersoffene. — abgebaute, 1, 3 abgebauete. — 5 ff. Lassen Sie uns also … derselben zu sein fehlt 3. — 5. geringe, 1 unbedeutende. — 8. unbedeutende, 1 gleichgültige. — 12. Thüre, 1 Thür. — 13. man … hinabsteigt, 1 wir und unsre Nachkommen zu den verborgenen Schätzen der Erde hinabsteigen. — Schätzen, 3 Reichtümern. — 14. tiefliegende, 1 tiefliegenden. — 17 f. vor uns sehen und betrachten, 1 gegenwärtig betrachten. — 20 f. Nun sei aber auch … gleich, mit, 1 Und nun lassen Sie unsre Vorsicht und unsern Eifer … gleich sein, mit. — 25. weitläufigen, 1, 3 weitläuftigen. — 32. Werkes, 3 Werks.

unsers Fürsten, unsere Nachbarn, ja einen großen Teil von Teutschland zu Beobachtern und Richtern unsrer Handlungen haben werden. Lassen Sie uns alle Kräfte vereinigen, damit wir dem Vertrauen genugthun, das unser gnädigster Herr auf uns gesetzt hat, der Zuversicht, womit so viele Gewerken eine ansehnliche Summe Geldes in unsre Hände legen. Möge sich zu diesem schönen und guten Zwecke das ganze hiesige Publikum mit uns vereinigen!

Ja, meine Herren, auch Sie werden es thun. Ein jeder Ilmenauer Bürger und Unterthan kann dem neu aufzunehmenden Bergwerke nutzen und schaden. Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohlthat forthilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde; und so wünsche ich, daß ein jeder die unsrige ansehen möge. Es thue ein jeder, auch der Geringste, dasjenige, was er in seinem Kreise zu deren Beförderung thun kann, und so wird es gewiß gut gehen. Gleich zu Anfange, jetzo, meine Herren, ist es Zeit, dem Werke aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Mißverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken, und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau in einen lebendigern Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flor, so kann ein jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig gethan, zu sich sagen: Auch ich bin nicht müßig geblieben, auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen, ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude auf die Nachkommenschaft dauern. Ja, möge uns diese Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen und die Unsrigen diesen Segen genießen! —

Und nun wollen wir nicht länger verweilen, sondern uns einem Orte, auf den alle unsere Wünsche gegenwärtig gerichtet

1. unsers, 3 unsres. — unsere, 3 unsre. — 2. Teutschland, 3 Deutschland. — 6. in unsre Hände legen, 1 uns anvertrauen. — 9. auch Sie ... Ein, 1 auch Sie, auch ein. — 10. neu fehlt 3. — 14. die unsrige, 1 dieses neue Werk. — 15. deren, 1, 3 dessen. — 20. zu dem gemeinen Besten, 1 für das gemeine Beste. — Kommt, 3 Kömt. — 20f. der Bergbau, 1 das Werk. — 21. in einen, 3 zu einem. — 22. die Stadt fehlt 3. — 23. ihrem, 3 seinem. — 25. ich bin nicht müßig geblieben, 1 ich habe hierzu mitgewirkt. — 31. diesen Segen, 3 dieses Segens — 33. unsere, 3 unsre.

sind, nähern, vorher aber noch in dem Hause des Herrn einkehren, des Gottes, der die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages hervorzubringen. Lassen Sie uns ihn bitten, daß er unserm Vorhaben beistehe, daß er uns bis in die Tiefe begleite, und daß endlich das zweideutige Metall, das öfter zum Bösen als zum Guten angewendet wird, nur zu seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werden möge! —

Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir gehen.

---

5. Tiefe, 3 Tiefen.

Vortrag bei Eröffnung des Gewerkentags

vom 6. Junius 1791.

Das Geschäft, das uns hierher zusammenruft, hat ein Unternehmen zum Gegenstand, das von mehr als einer Seite wichtig ist, und es muß uns desto mehr erfreuen, diese Versammlung vor uns zu sehen und erfahrne Männer aus mehrern Gegenden willkommen zu heißen, welche durch Einsicht in die gegenwärtige Lage des Ilmenauer Bergbaues in den Stand gesetzt werden, ihren Beirat zu künftigen Operationen zu geben und durch ihre Beistimmung dem Werke ein neues Leben, ja eine unzerstörliche Dauer zu verleihen.

Es siehet sich die zu diesem Geschäfte gnädigst verordnete Kommission heute in dem Fall, in dem sie sich seit mehrern Jahren öfters gewünscht und manchmal gesehen, nämlich an dem Orte selbst mit sachverständigen Männern das Beste des Werks zu überlegen. Bei dieser Zusammenkunft, die aus Personen besteht, welche teils selbst bei dem Werke interessiert sind, teils von einer ansehnlichen Gewerkschaft Aufträge haben, werden sich viel leichter Entwürfe machen, Plane prüfen, Entschließungen nehmen lassen als sonst, wenn man gegen sein eigen Urteil mißtrauisch, mit dem besten und lebhaftesten Willen oft dem Zweifel ausgesetzt bleibt.

Die Wichtigkeit des Geschäfts für die Gewerkschaft fällt am meisten in die Augen. Bei der ersten Übernahme des Werks war sie überzeugt, daß schon dasjenige, was ihr damals überliefert wurde, ein ansehnliches Besitztum sei. Ein Schacht, ein Stolln, ein schon eingeleiteter Graben, Gebäude, Plätze, Gerechtsame, das alles konnte die Hoffnungen sichern, die man sich damals machte, und die Entschließung zu einem ansehnlichen Aufwande befördern, zu dem man sich verstand. Gegenwärtig, da durch die bisherigen

Bemühungen die Arbeit dem Punkte ganz nahe gebracht worden, welchen man sich zuerst vorsetzte, ist eine genaue Prüfung des Zustandes, eine Überlegung der Mittel, wie nunmehr weiter zu verfahren wäre, ein Entschluß für die Zukunft von der größten Wichtigkeit; ja, man kann wohl sagen, daß es ein entscheidender Augenblick sei.

Mit welchen Gesinnungen die wohlmeinenden Ilmenauer Einwohner uns deswegen versammelt sehen, läßt sich leicht schließen. Dieser Ort, der seine Entstehung dem Bergbau zu danken hat, verkennt nicht, daß er einen großen Teil seines jetzigen Wohlstandes den erneuerten Bemühungen schuldig ist, und verdankt denselben einer ansehnlichen Gewerkschaft.

Dieser Zeitpunkt ist auch in doppeltem Sinn unserm gnädigst regierenden Herrn interessant, welcher ebensowohl wünscht, daß ein unter seinem Schutze unternommenes Werk das Vertrauen dererjenigen belohnen möge, die sich dabei interessiert haben, als daß seinen Unterthanen ein natürlicher und billiger Nutzen zufließen möge. Dadurch allein werden diesem verehrungswürdigen Fürsten die Bemühungen, Kosten und Aufopferungen, welche er seit dem Antritt seiner Regierung auf dieses Werk gewendet und die noch immer fortdauren, belohnt werden.

Auch die übrigen höchsten teilnehmenden Häuser haben durch bisherige günstige Mitwirkung gezeigt, daß ihr Interesse nicht von dem diesseitigen getrennt ist, und daß auch sie Erwartungen und Hoffnungen von dieser Unternehmung fassen.

Sehr wichtig muß auch dieser Zeitpunkt für die Kommission selbst sein, indem erst gegenwärtig das Detail ihrer Bemühungen der Gewerkschaft bekannt werden kann.

Die Schwierigkeiten, welche mit diesem Geschäfte verknüpft sein würden, konnten ihr vom Anfange an nicht unbemerkt bleiben, ob sich gleich dieselben mit dem Fortgange des Werks immer vermehrten. Ein Werk wieder aufzunehmen, das so lange still gestanden, wozu man sich nur gewissermaßen vorbereiten konnte, wo alles erst zu bilden, ja gleichsam erst zu schaffen war, wo man in Herbeiziehung und Wahl der in fremden Landen oft zu suchenden Personen an Sorgfalt, bei Prüfung der Vorschläge an Überlegung, bei Ausführung derselben an Genauigkeit, bei Abstellung der sich zeigenden Mängel an Sorge und an Behendigkeit nichts wollte fehlen lassen, war es gewiß keine geringe Last, die

auf derselben lag und welche durch die Entfernung vom Orte noch oft in einem hohen Grade vermehrt wurde.

Da dieses Geschäft neben den übrigen ihr obliegenden Arbeiten ohne weitern eigenen Vorteil diese Jahre geführt und bisher durch den Beifall ihres gnädigsten Herrn und das Zutrauen der Gewerkschaft belohnt worden, so hat sie bei der gegenwärtigen Epoche nur zu wünschen, daß ihr beides bleiben, auf die Zukunft gesichert und sie in den Stand gesetzt werden möge, ihre aufrichtigen und wohlgemeinten Bemühungen auch fernerhin fortzusetzen.

Ebenso hoffen die bei dem Werke angestellten Personen, welche bisher mit Eifer, Treue, Fleiß, ja mit Leidenschaft gearbeitet, künftighin ihre Bemühungen ununterbrochen fortzusetzen. Ja, es kann nur ein allgemeiner übereinstimmender Wunsch sein, daß wir den rechten Punkt treffen, das Beste wählen und beschließen mögen.

Bedenkt man nun noch, daß die Aufmerksamkeit eines großen Publikums auf uns gerichtet ist, so wird die natürliche Neigung eines jeden, dieses Geschäft ernsthaft und reiflich zu überlegen, auf alle Weise gemehrt werden.

Durch die Publizität, womit man die Sache von jeher betrieben hat, sind auch die entfernten Gewerken in den Fall gesetzt worden, das Geschehene zu beurteilen, und man findet diese gegenwärtige Zusammenkunft um desto erwünschter, als man dasjenige im Detail vorlegen kann, was man dort nur allgemein anführte, und dasjenige umständlich bekannt machen kann, was nur anzudeuten war.

Diejenigen der gegenwärtigen Herren Abgeordneten, welche noch nicht mit dem Werke bekannt sind, werden ersucht, sich mit dem Lokal überhaupt und dessen gebirgischer Natur, mit dem, was von dem alten Werke herstammt und was von daher auf die neue Gewerkschaft übergekommen, mit dem, was indessen planmäßig geschehen, mit dem Punkte, worauf wir uns gegenwärtig befinden, gefällig bekannt zu machen.

Sie werden sich dadurch in den Stand setzen, die neuesten Vorschläge zu beurteilen und zu prüfen und ihren Rat und Beistimmung mit Überzeugung abzugeben, auch in der Folge abwesend die Fortschritte des Werks genau zu beurteilen und der Kommission das Vergnügen verschaffen, mit so vielen zerstreuten Gewerken durch Mittelspersonen in Verbindung zu bleiben. Sie werden

nicht verkennen, daß die Gewerkschaft für die verwendete Summe sich in einem ansehnlichen Besitze befindet, daß man sich mit der bisherigen Arbeit dem Zwecke planmäßig immer mehr genähert, daß, wenn auch der Erfolg nicht ganz erwünscht gewesen, doch nichts vergebens unternommen worden, noch das Unternommene ohne merkliche Wirkung geblieben.

Der Zustand des Schachtes, des Stollns, des Grabens, die Kräfte der Maschinen, die übrigen vorkommenden Umstände können auf der Stelle geprüft und der Punkt, wo sich gegenwärtig das Werk befindet, deutlich eingesehen werden.

Verschiedene Vorschläge zu Fortsetzung des Werks werden mit Planen und Anschlägen zur Beurteilung vorgelegt werden.

Das genau geführte Gewerkenbuch wird das Personal der Gewerkschaft, die Rechnungen, wie die Verwendung der Gelder bisher geschehen, und den Zustand der Kasse deutlich machen; sodann werden die Mittel nebst dem künftigen Aufwand dasjenige sein, was unsere Beratschlagungen vorzüglich beschäftigen wird.

Wir können nichts mehr wünschen, als daß sämtliche gegenwärtige Herren Abgeordnete uns in diesem Geschäfte, welchem die nächsten Tage gewidmet sind, gefällig beistehen und uns helfen mögen, alles auf die möglichste Klarheit und Bestimmtheit zu bringen, damit man nicht durch Mehrheit der Stimmen, sondern einmütig einen Entschluß fassen, sämtliche Gewerkschaft beruhigen und sowohl ihr als denenjenigen, die sich mit der Ausführung weiter zu beschäftigen haben, für die Folge Mut zusprechen könne.

Soviel möchte zu Einleitung des Geschäfts hinreichen, und wir werden die verschiedenen Punkte desselben in den folgenden Sessionen nach ihrer Ordnung vorzulegen nicht verfehlen.

Vortrag beim Schlusse des Gewerkentags

am 11. Junius 1791.

Das Geschäft, dessen Eröffnung vor einiger Zeit hier in eben dieser Versammlung geschah, ist nunmehr glücklich vollendet, und wir sind abermals zusammengekommen, um die Resultate der bisher gepflogenen Deliberationen öffentlich bekannt zu machen.

Als die neue Ilmenauer Gewerkschaft sich zuerst formierte und man die künftigen gewerkschaftlichen Zusammenkünfte voraussah, war man bedacht, denselben eine Konstitution zu geben, nach welcher von den zu pflegenden Deliberationen für das Werk der größte Vorteil zu hoffen war. Man schloß daher keinen einzelnen Gewerken von dem Zutritt an einem solchen Tage aus, erteilte aber nur denjenigen eine entscheidende Stimme, welche im Auftrag für hundert Stimmen sprachen. Es schien diese Vorsicht um so nötiger, als man durch die Erfahrung belehrt war, daß die Meinung so verschiedener Menschen bei dieser wie bei andern Gelegenheiten schwerlich in einen Schluß zu vereinigen sei.

Um desto angenehmer war es der gnädigst verordneten Kommission in dem gegenwärtigen Falle, gar bald zu bemerken, daß, wie sie von ihrer Seite nichts zu unterlassen glaubte, was zur Aufklärung und Beschleunigung des Geschäfts dienen konnte, sämtliche Herren Abgeordnete auch von der ihrigen auf eine Weise zu Werke schritten, welche das Geschäft erleichtern und beschleunigen mußte.

Alle hingelegte Vorschläge sind mit so vieler Unparteilichkeit geprüft, mit so vieler Einsicht in die Lage des Werks überlegt und die sämtlichen Beratschlagungen mit so vieler Mäßigung und Gründlichkeit gepflogen worden, daß es kein Wunder ist, gegenwärtig das Geschäft durch einen einstimmigen Schluß vollendet

und jene anfängliche Vorsicht, wenigstens für diesmal, überflüssig zu sehen. Man wünscht, daß bei allen zukünftigen dergleichen Zusammenkünften nicht die Zahl, sondern die Gründlichkeit, nicht die Mehrheit, sondern die Übereinstimmung entscheiden möge.

Ebenso angenehm war es, durch die gegenwärtigen Herren Abgeordneten die entschlossenen Gesinnungen ihrer Herren Kommittenten zu erfahren, welche sämtlich dahin gingen, daß ein so weit geführtes Unternehmen, besonders auf dem gegenwärtigen Punkt, durch einen raschen, entschlossenen Angriff zu seinem Zweck zu führen sei.

Es war dieses um so erwünschter, als man einem Teil der Gewerken wie einem Teil des Publikum nicht verargen konnte, wenn es, besonders in der letzten Zeit, weniger vorteilhafte Begriffe von dem Unternehmen faßte. Denn wenn derjenige, welcher über der Erde vor den Augen der Menschen bauet, dem Tadel derselben ausgesetzt ist, so können diejenigen, welche unter der Erde ein gleichsam unsichtbares Werk unternehmen, wohl schwerlich auf das Vertrauen der Menge rechnen; denn sie ist nicht leicht so unbefangen aufmerksam, um ein gründliches Urteil über ein solches Werk fällen zu können, und wie viele sind es, welche, so lange der Zweck noch nicht erreicht ist, unterscheiden können, ob man sich demselben nähert oder sich von demselben entfernt?

Über alle diese Besorgnisse hat uns die Kenntnis, die Aufmerksamkeit, die Einsicht und das Urteil der sämtlichen gegenwärtigen Herren Abgeordneten beruhigt, und das Resultat der gepflogenen Deliberationen ist dahin ausgefallen, daß das Werk mit erneuerter Lebhaftigkeit anzugreifen sei, und daß man solche Maßregeln zu nehmen habe, wodurch man, ohne sich im mindesten von dem Hauptzwecke zu entfernen, denselben in der kürzesten Zeit mit dem wenigsten Aufwande erreichen muß.

Es sind daher, wie die Protokolle besagen, welche sämtlichen Herren Interessenten mitgeteilt werden können, verschiedene Vorschläge, als: die Ersinkung eines neuen Schachtes, die Führung eines Querschlags nach dem aufsteigenden Flöz, die Wiedereröffnung des Stollns nach dem alten Baue, um die gespannten Wasser abzufangen, zwar als dem Werke in der Folge nützlich angesehen, die Ausführung derselben für den Augenblick aber abgelehnt worden, weil sowohl die Aufmerksamkeit als der Aufwand dadurch von dem Hauptpunkte, dem vor allen Dingen zu ersinkenden Flöze, abgeleitet würde.

Dagegen hat man die in der letzten Nachricht schon vorläufig angezeigte Idee, den gegenwärtigen Schacht dergestalt einzurichten, daß in demselben noch zwei Kunstzeuge angebracht werden können, bei der genauesten Prüfung vollkommen ausführbar gefunden und daher einmütig gebilliget.

Um also im Gefolg des ersten Plans den Zweck, welchem man sich so nahe befindet, zu erreichen, ist beschlossen worden, sogleich noch zwei Radstuben zu brechen und zwei Kunstzeuge zu erbauen. Die innere künftige Einrichtung des Schachtes bringt es mit sich, daß diese Zeuge nicht successiv, sondern zu gleicher Zeit angelegt werden.

Diese Vorrichtung wird nach dem Urteil der Kunstverständigen hinreichend sein, die von den beiden schon erbauten Kunstzeugen in der Tiefe nicht völlig bezwungenen Wasser bis auf das Flöz hinab zu gewältigen und sich auf demselben vorerst zu erhalten.

Man hat die Summen, welche sowohl zu Ausführung dieses Plans als zu Bestreitung der allgemeinen Kosten auf ein Jahr nötig sind, auf 7800 Rthlr. berechnet, wozu der durch die vierte Nachricht bekannte Rezeß des Werks von 5000 Rthlr. noch hinzukommt.

Diese Kosten beizubringen, war der Beschluß folgender: der gegenwärtige Termin, welcher 6500 Rthlr. Kurrent einträgt, würde sogleich zu Fortsetzung des Werks angewendet werden, die Frist zu Bezahlung desselben würde bis Michaelis dieses Jahres erstreckt, wo sodann alle diejenigen, welche ihren Beitrag nicht eingesendet, präkludiert und die Kuxe kaduziert werden; um aber doch die ganze Summe, als worauf man gerechnet, nicht zu entbehren, so ist einmütig beschlossen worden, sämtliche kaduzierte Kuxe nicht wieder zu verleihen, sondern lieber den geringen Nachtrag von seiten der Gewerkschaft selbst zu übernehmen und die Sozietät dadurch ins Enge zu ziehen.

Um nun teils das Erforderliche für die vorzunehmenden Baue völlig aufzubringen, auch den Rezeß binnen hier und Ostern abzutragen, ist auf Weihnachten dieses Jahrs ein abermaliger Termin von *einem* neuen Louisdor oder 4 Laubthalern verwilligt worden.

27. *präkludiert*, ihrer Rechte verlustig erklärt. — *kaduziert*, für verfallen erklärt.

An Michaelis wird eine Nachricht, wie weit man mit der Arbeit gekommen, ingleichen wie viele Kuxe kaduziert worden, ins Publikum ausgehen und die Interessenten aufs neue von der Lage der Sachen unterrichten.

Nach diesem Plane, welcher mit möglichster Vorsicht und Nachdenken gemacht worden, würde man, wenn keine ganz unvorzusehende Fälle eintreten, binnen einem Jahre das Flöz ersunken haben, bis dahin die fortgehenden allgemeinen Kosten bestreiten und das Werk schuldenfrei sehen, besonders wenn man durch Beibringung der ältern Reste, durch zu machende Ersparnis, durch Verkaufung einiger gewerkschaftlichen Grundstücke, welche vorerst von den Herren Deputierten abgelehnt worden, die Summe, womit der Anschlag die Einnahme übersteigt, beizubringen suchte.

Da nun alle diese Beschlüsse einmütig von den gegenwärtigen Herren Abgeordneten des größten Teils der Gewerkschaft gefaßt worden, auch bei fürstl. Kommission mehrere Gewerken ihre Erklärung dahin gegeben, daß sie diesen Entschließungen beizutreten gemeinet und sich der Beiträge zu einem entscheidenden Versuch nicht entziehen wollten, auch nunmehr die Lage der Sache und die nächsten Aussichten noch mehr aufgeklärt sind, als es durch die ausgebreitete vierte Nachricht nicht geschehen können, so kann man die nicht erschienenen Gewerken nunmehr mit größerer Zuversicht aufrufen, auch ihre rückständige Beiträge bis Michaelis einzusenden. Es ist keine Proportion zwischen dem, was von einem jeden schon aufgewendet ist und durch Kaduzierung verloren geht, und demjenigen, was nach einer so standhaften und wohl überdachten Entschließung noch gegenwärtig zu hoffen ist.

Es werden sich die nicht erschienenen und in der Zahlung rückstehenden Gewerken überzeugen können, daß diese Erinnerung bloß ihren eigenen Vorteil zur Absicht hat, indem der oben bemerkte Entschluß der beständigen Gewerkschaft, die Beiträge der Abtretenden zu übernehmen, die Kasse und das Werk für aller Verlegenheit sichert.

Dieses sind die Hauptpunkte, worüber deliberiert, die Hauptentschließungen, welche gefaßt worden; das Übrige zeigen die Protokolle an.

Und so wäre denn abermal dieses wichtige Geschäft dergestalt eingeleitet, daß man die beste Hoffnung von dessen Unternehmung fassen kann, und wir beschließen mit der größten Zufriedenheit

eine wichtige, eine glücklich geendigte Handlung mit wiederholtem Danke gegen alle diejenigen, welche in diesem Geschäfte eifrig mitgewirkt und dessen Beendigung beschleunigt haben. Wir beschließen sie um so freudiger, als wir unserm gnädigsten Herrn mit einer angenehmen Nachricht entgegengehen konnten, da er diesen Ort, welchem er seit dem Antritte seiner Regierung eine fortgesetzte Aufmerksamkeit schenkte, gestern wieder betrat und durch seinen Anteil an diesem Geschäfte unsern Eifer aufs neue belebte und belohnte.

Zum Andenken
der Herzogin Anna Amalia.

Vorbemerkung.

Wie schon das Fehlen jeder Anspielung auf die langjährigen innigen Beziehungen, die Goethen mit der verehrten Fürstin Anna Amalia verbanden, zeigt, ist diese Rede nicht ein Ausdruck seines Schmerzes bei ihrem Ableben, sondern eine amtliche Arbeit, die er in seiner Eigenschaft als Minister verfaßte, „damit unsrer guten Fürstin Andenken nicht unwürdig gefeiert werde“. Die Schemata und Notizen dazu lieferte ihm Voigt*); auf Grund derselben gedachte Goethe einen kleineren Aufsatz zum Ablesen von den Kanzeln und einen andern, etwas umständlicheren an Cotta für das Morgenblatt zu liefern, um ein ähnliches Unternehmen Böttigers zu vereiteln (an Voigt Nr. 119). Doch wurde nur die erste Arbeit ausgeführt und für beide Zwecke verwendet. Am 12. April diktierte er nach Tische den Aufsatz, dann wurde er gemeinsam mit Voigt durchgegangen und am 13. revidiert und umgeschrieben. Er gewann dabei an Gehalt und Form. Auf 4 Seiten Folio gedruckt wurde er mit einer Verordnung des Geheimen Rats vom 13. April an die Geistlichen versandt und am 19. nach der Leichenpredigt von den Kanzeln abgelesen. Bei dem Abdruck im Morgenblatt wird erwähnt, wie sehr dadurch die allgemeine Rührung gehoben worden sei, trotzdem, wie Goethe in den Annalen 1807 sagt, der eilige Aufsatz, mehr in Geschäftsform als in höherem inneren Sinne abgefaßt, nur Bekenntnis bleiben sollte, wie viel mehr ihrem Andenken er zu widmen verpflichtet sei.

Weitere Drucke, sämtlich den ersten wiederholend, erschienen in demselben Jahre im Intelligenzblatt der Jenaischen Litteraturzeitung Nr. 30 vom 18. April, in der Zeitung für die elegante Welt Nr. 65 vom 23. April und im Morgenblatt Nr. 102 vom 29. April. Der Abdruck im Intelligenzblatt, betitelt „Nekrolog“, beginnt mit einer andern, wohl von Eichstädt verfaßten Einleitung, setzt dann bei den Worten „Entsprossen aus“ ein und schließt mit dem drittletzten Absatz („angstvolle Nebenumstände“).

*) Er schreibt an Eichstädt den 16. April: „Der Stoff ist umständlich von mir, selbst mit Reflexionen; die Bearbeitung des Ganzen ist von Goethe.“

Bertuch scheint Böttiger, dem Leiter des Neuen deutschen Merkurs, vorgeschlagen zu haben, die Rede auch in diese Zeitschrift aufzunehmen; aber Böttiger antwortete am 24. April ablehnend: „Ich habe die Blume schon in Händen, die Goethe auf Amaliens Grab gestreut hat. Es ist nicht zu leugnen, daß sie manch aromatische Ausdüftung verstreut, aber hie und da riecht man doch auch den Minister, der den Lebenden schön thut. Da ich als Redakteur des Merkurs bekannt bin und sich Goethe noch das letzte Mal, in Karlsbad, so bäurisch grob gegen mich benommen hat, daß es aller Welt auffiel, so kann ich, verzeihen Sie mir diese Weigerung, sein Specimen nicht in den Merkur aufnehmen, ohne den Anschein zu haben, als wollt' ich ihm den Hof machen. Auch ist es eine große Frage, ob Vater Wieland mit allem was Goethe sagte oder verschwieg, zufrieden ist. Endlich erscheint dies Andenken auch sogleich in Eichstädts Allg. Litt.-Zeit., wir kommen viel zu spät damit."

Die Ausgabe letzter Hand brachte die Rede (16°. Bd. 32, S. 223—232) bis auf eine geringfügige Änderung (S. 331, Z. 36 geahnet st. geahndet) mit dem ersten Drucke gleichlautend. Ebenso wie dort waren hier die Jahreszahlen an den Rand gestellt, während sie in den späteren Cottaschen Drucken, wie schon früher in den Zeitschriften zum Teil, in den Text eingeschoben, und zwar nicht immer an den richtigen Stellen, erscheinen.

Zum feierlichen Andenken

der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau

Anna Amalia,

verwittweten Herzogin zu Sachsen-Weimar und Eisenach,

geborenen Herzogin von Braunschweig und Lüneburg.

Wenn das Leben der Großen dieser Welt, so lange es ihnen von Gott gegönnt ist, dem übrigen Menschengeschlecht als ein Beispiel vorleuchten soll, damit Standhaftigkeit im Unglück und teilnehmendes Wirken im Glück immer allgemeiner werde, so ist die Betrachtung eines bedeutenden vergangenen Lebens von gleich großer Wichtigkeit, indem eine kurzgefaßte Übersicht der Tugenden und Thaten einem jeden zur Nacheiferung als eine große und unschätzbare Gabe überliefert werden kann.

Der Lebenslauf der Fürstin, deren Andenken wir heute feiern, verdient mit und vor vielen andern sich dem Gedächtnis einzuprägen, besonders derjenigen, die früher unter ihrer Regierung und später unter ihren immerfort landesmütterlichen Einflüssen manches Guten teilhaft geworden und ihre Huld, ihre Freundlichkeit persönlich zu erfahren das Glück hatten.

Entsprossen aus einem Hause, das von den frühesten Vor- 1739. Okt. 24. eltern an bedeutende, würdige und tapfere Ahnherren zählt; Nichte eines Königs, des größten Mannes seiner Zeit; von Jugend auf umgeben von Geschwistern und Verwandten, denen Großheit eigen war, die kaum ein ander Bestreben kannten als ein solches, das ruhmvoll und auch der Zukunft bewundernswürdig wäre; in der Mitte eines regen, sich in manchem Sinne weiter bildenden Hofes, einer Vaterstadt, welche sich durch mancherlei Anstalten zur Kultur

der Kunst und Wissenschaft auszeichnete: ward sie bald gewahr, daß auch in ihr ein solcher Keim liege, und freute sich der Ausbildung, die ihr durch die trefflichsten Männer, welche späterhin in der Kirche und im Reich der Gelehrsamkeit glänzten, gegeben wurde.

1756. Von dort wurde sie früh hinweggerufen zur Verbindung mit einem jungen Fürsten, der mit ihr zugleich in ein heiteres Leben einzutreten, seiner selbst und der Vorteile des Glücks zu genießen
1757. begann. Ein Sohn entsprang aus dieser Vereinigung, auf den sich alle Freuden und Hoffnungen versammelten; aber der Vater sollte sich wenig an ihm und an dem zweiten gar nicht erfreuen, der erst nach seinem Tode das Licht der Welt erblickte.

1758. Vormünderin von Unmündigen, selbst noch minderjährig, fühlte sie sich bei dem einbrechenden siebenjährigen Kriege in einer bedenklichen Lage. Als Reichsfürstin verpflichtet, auf derjenigen Seite zu stehen, die sich gegen ihren großen Oheim erklärt hatte, durch die Nähe der Kriegswirkungen selbst gedrängt, fand sie eine Beruhigung in dem Besuch des großen heerführenden Königs. Ihre Provinzen erfuhren viel Ungemach, doch kein Verderben erdrückte sie.

Endlich zeigte sich der erwünschte Frieden, und ihre ersten Sorgen waren die einer zwiefachen Mutter, für das Land und für ihre Söhne. Sie ermüdete nicht, mit Geduld und Milde das Gute und Nützliche zu befördern, selbst wo es nicht etwa gleich Grund fassen wollte. Sie erhielt und nährte ihr Volk bei
1772. anhaltender furchtbarer Hungersnot. Gerechtigkeit und freier Edelmut bezeichneten alle ihre Regentenbeschlüsse und Anordnungen.

Ebenso war im Innern ihre herzlichste Sorge auf die Söhne gewendet. Vortreffliche, verdienstvolle Lehrer wurden angestellt, wodurch sie zu einer Versammlung vorzüglicher Männer den Anlaß gab und alles dasjenige begründete, was später für dieses besondre Land, ja für das ganze deutsche Vaterland so lebhaft und bedeutend wirkte.

Alles Gefällige, was das Leben zieren kann, suchte sie sogleich nach dem gegebenen Maß um sich zu versammeln, und sie war im Begriff, mit Freude und Zutrauen das gewissenhaft Verwaltete ihrem durchlauchtigsten Sohn zu übergeben, als das un-
1774. erwartete Unglück des Weimarischen Schloßbrandes die gehoffte Freude in Trauer und Sorgen verwandelte. Aber auch hier zeigte

sie den eingebornen Geist; denn unter großen Vorbereitungen zu Milderung sowie zu Benutzung der Folgen dieses Unglücks übergab sie ruhm- und ehrenvoll ihrem zur Volljährigkeit erwachsenen Erstgebornen die Regierung seiner väterlichen Staaten und trat eine sorgenfreiere Abteilung des Lebens an.

Ihre Regentschaft brachte dem Lande mannigfaltiges Glück, ja das Unglück selbst gab Anlaß zu Verbesserungen. Wer dazu fähig war, nahm sie an. Gerechtigkeit, Staatswirtschaft, Polizei befestigten, entwickelten, bestätigten sich. Ein ganz anderer Geist war über Hof und Stadt gekommen. Bedeutende Fremde von Stande, Gelehrte, Künstler wirkten besuchend oder bleibend. Der Gebrauch einer großen Bibliothek wurde freigegeben, ein gutes Theater unterhalten und die neue Generation zur Ausbildung des Geistes veranlaßt. Man untersuchte den Zustand der Akademie Jena. Der Fürstin Freigebigkeit machte die vorgeschlagenen Einrichtungen möglich, und so wurde diese Anstalt befestigt und weiterer Verbesserung fähig gemacht.

Mit welcher freudigen Empfindung mußte sie nun unter den Händen ihres unermüdeten Sohnes selbst über Hoffnung und Erwartung alle ihre früheren Wünsche erfüllt sehen, um so mehr, als nach und nach aus der glücklichsten Eheverbindung eine würdige, frohe Nachkommenschaft sich entwickelte.

Das ruhige Bewußtsein, ihre Pflicht gethan, das was ihr oblag, geleistet zu haben, begleitete sie zu einem stillen, mit Neigung gewählten Privatleben, wo sie sich, von Kunst und Wissenschaft sowie von der schönen Natur ihres ländlichen Aufenthaltes umgeben, glücklich fühlte. Sie gefiel sich im Umgang geistreicher Personen und freute sich, Verhältnisse dieser Art anzuknüpfen, zu erhalten und nützlich zu machen; ja, es ist kein bedeutender Name von Weimar ausgegangen, der nicht in ihrem Kreise früher oder später gewirkt hätte. So bereitete sie sich vor zu einer Reise 1788.
jenseits der Alpen, um für ihre Gesundheit Bewegung und ein milderes Klima zu nutzen; denn kurz vorher erfuhr sie einen Anfall, der das Ende ihrer Tage herbeizurufen schien. Aber einen höheren Genuß hoffte sie von dem Anschauen dessen, was sie in den Künsten so lange geahndet hatte, besonders von der Musik, von der sie sich früher gründlich zu unterrichten wußte, eine neue Erweiterung der Lebensansichten durch die Bekanntschaft edler und gebildeter Menschen, die jene glücklichen Gegenden als Ein-

heimische und Fremde verherrlichten und jede Stunde des Umgangs zu einem merkwürdigen Zeitmoment erhöhten.

Manche Freude erwartete sie nach ihrer Zurückkunft, als sie, mit mancherlei Schätzen der Kunst und der Erfahrung geschmückt, 1804. ihre häusliche Schwelle betrat. Die Vermählung ihres blühenden Enkels mit einer unvergleichlichen Prinzessin, die erwünschten ehelichen Folgen gaben zu Festen Anlaß, wobei sie sich des mit rastlosem Eifer, tiefem Kunstsinn und wählendem Geschmack wieder aufgerichteten und ausgeschmückten Schlosses erfreuen konnte und uns hoffen ließ, daß zum Ersatz für so manches frühe Leiden und Entbehren ihr Leben sich in ein langes und ruhiges Alter verlieren würde.

Aber es war von dem alles Lenkenden anders vorgesehen. Hatte sie während dieses gezeichneten Lebensganges manches Ungemach tief empfunden, vor Jahren den Verlust zweier tapferen Brüder, die auf Heereszügen ihren Tod fanden, eines dritten, der, sich für andere aufopfernd, von den Fluten verschlungen ward, eines geliebten entfernten Sohnes, später eines verehrten, als Gast bei ihr einkehrenden Bruders und eines hoffnungsvollen lieblichen Urenkels, so hatte sie sich mit inwohnender Kraft immer wieder zu fassen und den Lebensfaden wieder zu ergreifen gewußt. Aber in diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg, nachdem er unser so lange geschont, uns endlich und sie ergriff; da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flamme sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängte; nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohl erworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr mutiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Übergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Äußern ruhig, gefällig, anmutig, teilnehmend und mitteilend, und niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen,

1807. April 10.

wie sie gelebt hatte. Ihr Tod, ihr Verlust sollte nur schmerzen als notwendig, unvermeidlich, nicht durch zufällige, bängliche, angstvolle Nebenumstände.

Und wem von uns ist in gegenwärtigen Augenblicken, wo die Erinnerung vergangener Übel, zu der Furcht vor zukünftigen gesellt, gar manches Gemüt beängstigt, nicht ein solches Bild standhaft ruhiger Ergebung tröstlich und aufrichtend! Wer von uns darf sagen: Meine Leiden waren so groß als die ihrigen! Und wenn jemand eine solche traurige Vergleichung anstellen könnte, so würde er sich an einem so erhabenen Beispiele gestärkt und erquickt fühlen.

Ja, — wir kehren zu unserer ersten Betrachtung zurück — das ist der Vorzug edler Naturen, daß ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt wie ihr Verweilen auf der Erde; daß sie uns von dort her gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; daß diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hülfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehnsuchtsvollen Blicke nach sich ziehen als Vollendete, Selige.

Rede
bei der Stiftung des Falkenordens.

Vorbemerkung.

Durch Dekret vom 18. Oktober 1815 erneuerte Karl August den bereits 1732 gestifteten Orden der Wachsamkeit oder vom weißen Falken. Es sollte damit Männern, die durch Rat und That zur Befreiung Deutschlands beigetragen hätten, ein Zeichen der Würdigung ihrer Verdienste gewidmet werden. Am Geburtstag der Großherzogin, den 30. Januar 1816, fand die feierliche Handlung der Neuerrichtung des Ordens statt. Goethe hielt nach einem Gedicht von Voigt (abgedruckt in Goethes Briefen an Voigt S. 437) die Festrede. Er hatte an demselben Tage eines der zwölf Großkreuze empfangen. Goethe wollte seine Rede nur drucken lassen, wenn man ihm die Redaktion des Berichts über die Feierlichkeit anvertraue. „Der Moment ist zu wichtig, als daß man ihn den Zufälligkeiten der Industrie überließe" (an Voigt 31. Januar 1816). Im gleichen Sinn schrieb er den folgenden Tag an Bertuch, als dieser und der Kanzler von Müller einen Bericht über die Feier geben wollten. Diese Veröffentlichung unterblieb, wohl wegen Goethes Weigerung, und die Rede wurde erst in Goethes Leben von Schäfer (Bremen 1851, II, 223 ff.) nach einer Sauppeschen Abschrift gedruckt.

Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens

am 30. Januar 1816.

Durchlauchtigster Großherzog!
Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Königl. Hoheit haben in diesen neusten Zeiten Ihre sämtlichen Angehörigen mit so viel Huld und Gnaden überrascht, daß es besser schien, stillschweigend das mannigfaltige Gute zu verehren, als die reinen heiligen Empfindungen des Dankes durch Wiederholung zu erschöpfen oder abzustumpfen. Wie verlegen muß ich mich daher fühlen, wenn ich mich berufen sehe, in Ew. Königl. Hoheit Gegenwart die Empfindungen gleichfalls gegenwärtiger, aufs neue höchst begünstigter Männer anständig auszudrücken.

Glücklicherweise kommt mir zu statten, daß ich nur dasjenige wiederholen darf, was seit mehr als vierzig Jahren ein jeder, dem beschieden war, in Ew. Königl. Hoheit Kreise zu wirken, sodann jeder Deutsche, jeder Weltbürger mit Überzeugung und Vergnügen ausspricht, daß Höchstdieselben mehr für andere als für sich selbst gelebt, für andere gewirkt, gestritten und keinen Genuß gekannt, als zu dessen Teilnahme zahlreiche Gäste geladen wurden, so daß, wenn die Geschichte für Höchstdieselben einen Beinamen zu wählen hat, der Ehrenname des Mitteilenden gleich zur Hand ist.

Und auch gegenwärtig befinden wir uns in demselben Falle; denn kaum haben Ihro Königl. Hoheit nach langem Dulden und Kämpfen sich neubelebten Ruhmes, erhöhter Würde, vermehrten Besitzes zu erfreuen, so ist Ihre erste Handlung, einem

jeden der Ihrigen daran freigebig seinen Teil zu gönnen. Älteren und neueren Kriegsgefährten erlauben Sie, sich mit der hohen Purpurfarbe zu bezeichnen, und aus denen sorgsam und weislich erworbenen Schätzen sieht ein jeder sein häusliches Glück begünstigt. Nun aber machen Sie eine Anzahl der Ihrigen und Verbundenen Ihrer höchsten Würde teilhaftig, indem ein Zeichen verliehen wird, durch welches alle sich an Höchstdieselben herangehoben fühlen. Diese dreifach ausgespendeten Gaben sind mehr als hinreichend, um unvergeßlich scheinende Übel auf einmal auszulöschen, allen in dem Winkel des Herzens noch allenfalls verborgenen Mißmut aufzulösen und die ganze Kraft der Menschen, die sich bisher in Unglauben verzehrte, an neue, lebendige Thätigkeit sogleich heranzuwenden. Jede Pause, die das Geschäft, jede Stockung, die das Leben noch aufhalten möchte, wird auf einmal zu Schritt und Gang, und alles bewegt sich in einer neuen, fröhlichen Schöpfung.

Betrachten wir nun wieder den gegenwärtigen Augenblick, so erfreut uns das hohe Zeichen der Gnade, welches, vom Ahnherrn geerbt, Ew. Hoheit in der Jugend schmückte. Gesinnungen, Ereignisse, Unbilden der Zeit hatten es dem Auge entrückt, damit es aufs neue zur rechten Stunde glänzend hervorträte. Nun bei seiner Wiedererscheinung dürfen wir das darin enthaltene Symbol nicht unbeachtet lassen.

Man nennt den Adler den König der Vögel; ein Naturforscher jedoch glaubt ihn zu ehren, wenn er ihm den Titel eines Falken erteilt. Die Glieder dieser großen Familie mögen sich mit noch so vielerlei Namen unterscheiden: der weiß gefiederte, der uns gegenwärtig als Muster aufgestellt ist, wird allein der edle genannt. Und doch wohl deswegen, weil er nicht auf grenzenlosen Raub ausgeht, um sich und die Seinigen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen ist, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorcht, der nach dem Ebenbilde Gottes alles zu Zweck und Nutzen hinleitet. Und so steigt das schöne, edle Geschöpf von der Hand seines Meisters himmelauf, bekämpft und bezwingt die ihm angewiesene Beute und setzt durch wiederholt glücklichen Fang Herrn und Herrin in den Stand, das Haupt mit der schönsten Federzierde zu schmücken.

Und so dürfen wir denn schließlich den hohen Sinn unseres Fürsten nicht verkennen, daß er zu dieser Feier den friedlichsten

Tag gewählt, als einen, der uns schon so lange heilig ist und welchem seit so vielen Jahren die Künste ihren mannigfaltigsten Schmuck, so viel sie nur vermochten, anzueignen und zu widmen suchten. Heute wendet sich diese Zierde gegen uns, wir begehen diesen Tag mit ernsten Betrachtungen, die doch nur immer dorthin führen können, daß wir mehr als jemals auf Blick und Wink des Herrn zu achten haben, dessen Absichten ganz und gar auf unser Wohl gerichtet sind. Möge das Glück einem gemeinsamen Bestreben günstig bleiben und wir zunächst die Früchte eifriger Bemühungen dem höchsten Paare und dessen erlauchtem Hause als bescheidenen aufrichtigen Dank getrost entgegenbringen und so den Wahlspruch kühn bethätigen:

Vigilando ascendimus!

13. Vigilando ascendimus, die Devise des Ordens.

Rede
bei Einführung Augusts von Goethe
als Mitglied
der Großherzogl. Hoftheater-Intendanz.

Vorbemerkung.

Lange Jahre hindurch hatte Goethe bei der Leitung des Hoftheaters, das als seine eigenste Schöpfung ihm vor allen andern seiner Fürsorge anvertrauten Anstalten am Herzen lag, gegen feindselige Einflüsse zu kämpfen, deren Seele Karoline Jagemann war, die 1809 durch die Gunst Karl Augusts zur Frau von Heygendorf erhoben wurde. Im Januar 1817 setzte sie es durch, daß der ältere Genast, dem sie nicht gewogen war, seiner Stellung als Regisseur enthoben wurde und Öls an seine Stelle trat. In dem herzoglichen Reskript vom 29. Januar, das diese Veränderung anordnete, wurde aber auch, wohl auf Goethes Wunsch, um seinen Einfluß in der Intendanz zu verstärken und eine Leitung des Theaters, die seinen Wünschen entspräche, zu sichern, August von Goethe als Mitglied in die Intendanz berufen und mit der eigentlichen Direktion betraut. Die Rede, durch die Goethe ihn einführte, läßt nichts davon ahnen, daß unmittelbar zuvor wieder neue Intriguen ihn beinahe zur Aufgabe seiner Stellung veranlaßt hätten. Am 29. Januar war gegen seinen Willen Kotzebues dramatische Legende „Der Schutzgeist" mit verdientem Mißerfolg aufgeführt worden. Er beantragte nach der Vorstellung seine Entlassung; aber der Großherzog verweigerte sie, indem er ihn von allen geschäftlichen Sorgen entlastete und ihm allein die künstlerische Leitung vorbehielt. Nach dieser befriedigenden Neuordnung der Dinge, die durch unsre Rede angekündigt wird, ging er mit frischer Kraft an die Arbeit für das Theater, und richtete selbst den „Schutzgeist" und seinen „Mahomet" neu für die Bühne ein. Im März entwarf er eine neue Ordnung für das Theater, dem er, wie er schrieb, seinen Anteil niemals entziehen könne und auf das er zur Zufriedenheit seiner höchsten Gönner mit Rat und That fernerhin zu wirken hoffe.

Indessen machte Frau von Heygendorf ihren Einfluß gegen die neuen Bestimmungen beim Großherzog geltend und als Anfang April die bekannte Pudelaffaire hinzutrat, erhielt Goethe am 13. April, ohne seinen Antrag, die Enthebung von der Theaterintendanz.

Die Rede zur Einführung seines Sohnes ist somit wohl seine letzte offizielle Amtshandlung in dieser Stellung. Sie wurde zuerst 1889 im zehnten Bande des Goethe-Jahrbuchs S. 114 ff. nach einer Reinschrift Kräuters gedruckt.

Rede bei Einführung Augusts von Goethe als Mitglied der Großherzoglichen Hoftheater-Intendanz.

Gehalten am 6. Februar 1817.

Die heutige Zusammenkunft ist für uns alle von Bedeutung und Wichtigkeit; für mich am meisten, denn indem ich dem gnädigsten Reskripte vom 29. Januar gemäß meinen Sohn, den Kammerjunker und Kammerrat von Goethe, als Mitglied der ansehnlichen Theater-Intendanz einführe, weiß ich recht gut, was für eine müh- und sorgenvolle Laufbahn ich ihm eröffne, und in diesem Sinne müßte mir der gegenwärtige Augenblick schmerzlich sein. Bedenke ich aber, daß dieser Schritt nach dem eigensten Willen unseres gnädigsten Fürsten und Herrn geschieht, so muß ich darin die größte Belohnung der vieljährigen in diesem Fache erduldeten Mühseligkeiten betrachten: denn es zeigt an, daß Höchstdieselben mit der bisherigen Führung und Leitung dergestalt zufrieden gewesen, daß Sie wünschen, künftighin möge das Geschäft nach gleichen Grundsätzen und auf gleiche Weise fortgeführt werden. Dadurch seh' ich mich denn, bei merklicher Abnahme an Kräften, durch jugendlichen Mut und Thätigkeit im Bilde wieder hergestellt und ich darf hoffen, von dem Geschäft dereinst nicht ganz abzugehen.

Und so mag ich denn gern der Zeiten denken, wo diese durch mancherlei Wechsel sich hindurch windende Anstalt begonnen, begründet und nach und nach auferbauet worden. Dieses ist durch gemeinsame treue Mitwirkung vorzüglicher, treugesinnter und ausdauernder Männer geschehen, so daß wir gegenwärtig wohl mit gutem Gewissen einen jungen Mann auffordern können, an unsern Bemühungen teil zu nehmen: denn es ist bei uns nicht etwa von

einer Reform oder Veränderung die Rede, nicht von einer neuen Gestaltung der Dinge, sondern das Vorhandene soll erhalten und das Bestehende frisch angeregt werden.

Unsere ökonomischen Einrichtungen und Zustände, Dank sei es demjenigen, der sich besonders damit beschäftigt! sind untadelhaft und alles Zutrauns würdig. Alles was zur technischen Einrichtung der Bühne gehört, ist auf das Genauste schon auf einem solchen Punkte, daß selbst das Wenige was noch abgehen möchte, bereits angeordnet und vorgearbeitet ist. Worauf wir aber gegenwärtig alle Aufmerksamkeit zu richten haben, ist gerade die Hauptsache, nämlich die öffentliche Erscheinung unserer Bühne, in der wir, ohne unsere Schuld, zurückgekommen sind. Denn da hiebei alles auf Talent und Persönlichkeit des Schauspielers ankommt, so dürfen wir uns nicht leugnen, daß wir manchen Verlust erlitten haben und mancher uns bevorsteht. Den möglichen Ersatz des Verlornen, die Vermannigfaltigung eines befriedigenden geistreichen Zusammenspiels, die Sorge für ununterbrochene bedeutende Vorstellungen, das ist es, worauf wir jetzo losarbeiten müssen. Daß es hiezu neuer Mittel, frischer Anstrengungen, anhaltender Bemühungen bedürfe, werden wir uns nicht ableugnen, und ich gedenke in kurzer Zeit hierüber meine Vorschläge den verehrten Mitgeordneten zur Prüfung vorzulegen. Sind sie durch ihren Beirat der Vollkommenheit näher gebracht und wert befunden, von Serenissimo beurteilt zu werden; so können wir uns eine beifällige Genehmigung oder wenigstens eine gnädigste Zurechtweisung versprechen.

Indem ich nun meinen allgemeinen aber wohlgefühlten Dank für die bisherigen Mitwirkungen allen Gliedern unseres Vereins hiemit ausspreche, so ersuche ich um Wohlwollen, Geneigtheit und Zutrauen für den soeben Eingeführten, damit jugendlich guter Wille und Kraft ohngehindert wirksam werden könne.

Mich selbst aber erbiete sowohl in Gegenwart als Abwesenheit zu der treulichsten Beachtung des Vorteils dieser schönen Anstalt und verspreche mir, wie bisher, auch für die Zukunft geneigten Anteil und Mitwirkung.

Hiermit endet die Einführungsrede. Sodann fuhr Goethe zur Erledigung seiner geschäftlichen Fragen in folgender Weise fort:

Da nun aber in Gemäßheit des gnädigsten Reskripts noch einige Punkte zu erledigen sind und zwei Verordnungen sich not-

wendig machen: an den bisherigen Regisseur Herrn Genast und an den gegenwärtigen Herrn Öls, so habe ich solche alsobald aufgesetzt und will sie, der Kürze wegen, mit Erlaubnis vorlesen.

Sodann wäre wohl, da unser guter Kapellmeister, Herr Müller, krankheitswegen nicht in der Session erscheinen kann, solchem durch eine gleichfallsige Verordnung die neue Einrichtung bekannt zu machen. Sie würde ohngefähr lauten wie folgt ....

Schlüßlich aber könnte die Notifikation der neuen Einrichtung dem sämtlichen Personal des Theaters durch die heutige Austeilung bekannt gemacht werden und zwar folgendergestalt .... Wie man denn auch künftig gerade diese Austeilung benutzen könnte, um mancherlei Wünschenswertes, wie es bisher wohl auch geschehen, zur Sprache zu bringen.

Aus der Freitagsgesellschaft von 1791.

Vorbemerkung.

Unter den Vereinigungen, in denen die weimarer Großen und die ihnen Nahestehenden sich zu geselligem und wissenschaftlichem Verkehr verbanden, ist das Mittwochskränzchen am berühmtesten geworden, das sich seit dem 11. November 1801 alle vierzehn Tage bei Goethe versammelte und dem er und Schiller eine Reihe köstlicher geselliger Lieder widmeten.

Minder bekannt, aber ihrem Wesen nach bedeutsamer ist die Freitagsgesellschaft, die Goethe 1791 stiftete. Er selbst entwarf die vom 5. Juli dieses Jahres datierten Statuten. Danach war die Absicht, monatlich einmal zusammenzukommen und drei Stunden einer gemeinsamen Unterhaltung durch Vorlesungen und andere Mitteilungen zu widmen. Außer Goethe und Voigt, den eigentlichen Gründern, traten sogleich Wieland, Bertuch, Herder, Bode, Knebel und der Apotheker Buchholtz bei.

Am 9. September, sechs Tage nach dem Geburtstag des Herzogs, fand im Palais der Herzogin Anna Amalia in Gegenwart der höchsten Herrschaften die erste Sitzung statt. Goethe sprach die Eröffnungsworte und trug eine Einleitung aus der Lehre des Lichts und der Farben vor. In der zweiten Versammlung vom 13. Oktober wurden einige Erweiterungen der Statuten beschlossen und Goethe erhielt für den ersten Winter den Vorsitz. Die dritte Sitzung am 21. Oktober brachte wieder eine Reihe von wissenschaftlichen Mitteilungen und eine kurze Ansprache Goethes, die auf die Bedeutung des Tages hinwies.

Die beiden Ansprachen sind uns als Beilagen zu den von Goethe eigenhändig geführten Protokollen der drei ersten Zusammenkünfte erhalten, abgedruckt zuerst in Goethes Briefen an Voigt S. 446—449 und S. 451 f. Der Titel der ersten Rede ist, nach dem Vorbild der Hempelschen Ausgabe, dem Protokoll Goethes entnommen.

Über drei Sitzungen des ersten Winters berichtet Böttiger (Litterarische Zustände I, 23 ff.), aus dessen Schilderung man sich ein Bild von der

Art wissenschaftlicher Geselligkeit, die in dem Verein herrschte, bilden kann. An einer späteren Stelle (I, 81 ff.) spricht er von den Versammlungen des Winters 1794/95, in denen Goethe regelmäßig je einen Gesang der Ilias in der Vossischen Übersetzung vorlas, woran sich dann die Bemerkungen der Anwesenden knüpften. In den Annalen 1796 ist dieser Ilias-Vorlesungen und der Gesellschaft, „die sich mehr und mehr bestätigte", im allgemeinen gedacht. Möglich, daß die Beschäftigung mit dem homerischen Gedicht auch im folgenden Winter noch fortgesetzt wurde. Bis zu welchem Zeitpunkt die Freitagsgesellschaft bestanden hat, kann ich nicht angeben.

Die Absicht und die Hoffnungen der verbundenen Mitglieder der Freitagsgesellschaft.

Gesprochen am 9. September 1791.

Es ist keinem Zweifel ausgesetzt, daß derjenige, der in Geschäften arbeitet und um der Menschen willen manches unternimmt, auch mit Menschen umgehen, Gleichgesinnte aufsuchen und sich, indem er ihnen nützt, auch ihrer zu seinen Zwecken bedienen müsse.

Bei Künsten und Wissenschaften hingegen fällt es nicht so sehr in die Augen, daß auch diese der Geselligkeit nicht entbehren können. Es scheint, als bedürfe der Dichter nur sein Selbst und horche am sichersten in der Einsamkeit auf die Eingebung der Musen; man überredet sich manchmal, als seien die trefflichsten Werke dieser Art von einsamen Menschen hervorgebracht worden. Man hört oft, daß ein bildender Künstler, in seine Werkstatt geschlossen, gleich einem andern Prometheus oder Pygmalion von seiner angebornen Kraft getrieben, unsterbliche Werke hervorbringe und keinen Ratgeber brauche außer seinen Genius.

Es möchte dieses alles aber wohl nur Selbstbetrug sein; denn was wären Dichter und bildende Künstler, wenn sie nicht die Werke aller Jahrhunderte und aller Nationen vor sich hätten, unter welchen sie wie in der auserlesensten Gesellschaft ihr Leben hinbringen und sich bemühen, dieses Kreises würdig zu werden? Was kommen für Werke zum Vorschein, wenn der Künstler nicht das edelste Publikum kennt und immer vor Augen hat!

Und jene so verdient gepriesenen Alten, haben sie sich nicht eben auch darum auf den Gipfel der Kunst gesetzt, weil an ihrem Bestreben ganze Nationen teil nahmen, weil sie Gelegenheit hatten, sich nach und mit ihresgleichen zu bilden, weil ein edler Wetteifer einen jeden nötigte, mit der äußersten Anstrengung dasjenige zu leisten, dessen unsre Natur fähig ist?

Die Freunde der Wissenschaften stehen auch oft sehr einzeln und allein, obgleich der ausgebreitete Bücherdruck und die schnelle Zirkulation aller Kenntnisse ihnen den Mangel von Geselligkeit unmerklich macht.

Auch in diesem Felde, wo das Gefühl der größten Allgemeinheit eintreten sollte, tritt gar zu oft der beschränkte Begriff seines eigenen Selbst, seiner Schule hervor und verdunkelt das Übrige. Streitigkeiten zerstören die gesellige Wirksamkeit, und wechselseitige Entfernung ist gewöhnlich die Folge von gemeinsamen Studien. Glücklich, daß die Wissenschaften wie alles, was ein echtes reines Fundament hat, ebenso viel durch Streit als durch Einigkeit, ja oft mehr gewinnen! Aber auch der Streit ist Gemeinschaft, nicht Einsamkeit, und so werden wir selbst durch den Gegensatz hier auf den rechten Weg geführt.

Wir verdanken daher dem Bücherdruck und der Freiheit desselben undenkbares Gute und einen unübersehbaren Nutzen; aber noch einen schönern Nutzen, der zugleich mit der größten Zufriedenheit verknüpft ist, danken wir dem lebendigen Umgang mit unterrichteten Menschen und der Freimütigkeit dieses Umgangs. Oft ist ein Wink, ein Wort, eine Warnung, ein Beifall, ein Widerspruch zur rechten Zeit fähig, Epoche in uns zu machen, und wenn wir oft solche heilsame Einflüsse durch den Zufall einem längst abgeschiedenen Schriftsteller zu danken haben, so ist es doch zehnfach angenehm, einem lebenden, gefühlvollen, vernünftigen Freunde dafür Dank abstatten zu können.

Man giebt nicht mit Unrecht großen Städten deshalb den Vorzug, weil sie so vieles Notwendige versammlen und einem jeden die Auswahl für sein Bedürfnis oder seine Liebhaberei überlassen. Aber auch ein kleiner Ort kann in gewissem Sinne dergestalt begünstigt sein, daß er wenig zu wünschen übrig läßt.

Wo in mehreren Menschen ein natürlicher, unüberwindlicher Trieb durch die Lage und äußere Verhältnisse immer aufs neue angefeuert wird; wo an dem Platze selbst so viel Gelegenheit, Aufmunterung und Unterstützung stattfindet, so daß alles gleichsam von selbst gerät; wo so manche Schätze der echten Kunst aufbewahrt, so manche Kenntnisse von Reisenden zusammengebracht werden; wo die Nachbarschaft thätige Männer in allen Fächern versammelt; wo neue Bücher sowohl als Privatkorrespondenz den Gedankenkreis immer in einer frischen Bewegung erhalten, — an einem

solchen Orte scheint es natürlich, daß man gewisse festliche Tage auszeichne, um sich gemeinschaftlich des Guten zu erfreuen, das man so bequem findet und genießt.

Der Gewinst der Gesellschaft, die sich heute zum erstenmal versammlet, wird die Mitteilung desjenigen sein, was man von Zeit zu Zeit hier erfährt, denkt und hervorbringt. Jede Bemühung wird lebhafter, wenn eine Zeit bestimmt ist, wo man mitten unter den Zerstreuungen des Lebens sich des Anteils geschätzter Menschen an dem, was man unternimmt, zum voraus versprechen kann.

Der Ort, an dem wir zusammenkommen, die Zeit, in der wir uns zum erstenmal versammlen, die aufmerksame Gegenwart dererjenigen, denen wir im einzelnen und im ganzen so vieles schuldig sind, alle vereinigten Umstände lassen uns hoffen, daß diese nur auf eine Zeit lang verbundene Gesellschaft ihre Dauer auf mehrere Jahre nützlich erstrecken werde.

Ansprache am 21. Oktober 1791.

Es sei mir erlaubt mit wenig Worten zu bemerken, daß unsre heutige Versammlung in eine schöne Epoche fällt: zwischen die Rückkehr unsers gnädigsten Fürsten zu den Seinigen und zwischen den Geburtstag seiner geliebten Mutter.

Möge jede Lebensepoche unsrer verehrten Beschützer so unumwölkt wiederkehren, als es diesmal geschieht, und möge es unsern Bemühungen gelingen zu Ihrem Vergnügen und Ihrer Zufriedenheit einiges beizutragen.

---

4. Rückkehr ... Fürsten Vom 13. September bis zum Tage der Versammlung war Karl August auf einer Reise nach Berlin von Weimar abwesend. — 5. Geburtstag ... Mutter. Am 24. Oktober.

Aus der Loge Amalia.

Vorbemerkung.

Über Goethe als Freimaurer sind, zumal bei Gelegenheit der hundertjährigen Wiederkehr des Tages seines Eintritts in die Loge, eine Reihe von Schriften erschienen, aus denen die Einzelheiten seiner maurerischen Thätigkeit leicht ersehen werden können.*) Hier seien daher nur die Hauptdaten angegeben.

Am 23. Februar 1780 richtete Goethe an den Minister von Fritsch das Gesuch um Aufnahme in die Weimarer Loge Amalia, da er auf seiner Schweizer Reise mit dem Herzog die Vorteile der Zugehörigkeit zu dem Bunde erkannt hatte. Am 23. Juni wurde er aufgenommen, ein Jahr später Geselle, am 2. März 1782, dem Tage des Eintritts Karl Augusts, Meister. Aber noch in demselben Jahre wurden die Arbeiten der Loge unterbrochen und erst im Jahre 1808 auf Anregung Goethes wieder aufgenommen. Bis 1815 übernahm er bisweilen das Amt des Redners, ohne aber die Stellung dauernd zu bekleiden; schon am 5. Oktober 1812 hatte er in einem Briefe an Ridel gebeten, ihn seiner maurerischen Verpflichtungen zu entheben, da es ihm unmöglich falle, den Logen regelmäßig beizuwohnen. Daß er trotzdem auch später hin und wieder thätig an den Arbeiten teilnahm, zeigen die zweite und dritte hier aufgenommene Äußerung, sowie die unter dem Titel „Loge“ vereinigten Gedichte aus den Jahren 1815—1830 (Werke 3, 1, 1 ff.).

Nur eine von Goethes Maurerreden ist uns erhalten, die Trauerrede auf Wieland, die aber unter allen seinen Ansprachen nach Umfang und Bedeutung als die hervorragendste bezeichnet werden muß.

*) J. Pietsch, Goethe als Freimaurer. Leipzig 1880. (Auf S. 5 die frühere Litteratur über den Gegenstand.) — Jak. Auerbach, Rede über Goethe als Freimaurer. Bauhütte 1880, Nr. 35. — Rau, Zur Säkularfeier u. s. w. Freimaurerische Vorträge. Frankfurt a. M. 1880. — R. Fischer, Deutsche Geistesheroen in ihrer Wirksamkeit auf dem Gebiete der Freimaurerei. Leipzig 1881. — Vergl. auch Strehlke, Goethes Briefe I, 418 ff.

Als Wieland, der am 4. April 1809 der Loge beigetreten war, am 20. Januar 1813 sein langes gesegnetes Leben beschlossen hatte, bereiteten ihm die Brüder eine würdige Bestattung. Goethe nahm mit Bereitwilligkeit den Auftrag an, bei der Trauerfeier, die als Schwesternloge am 18. Februar in Gegenwart der gesamten fürstlichen Personen stattfand, die Gedächtnisrede auf Wieland zu halten. Bertuch schreibt darüber an Böttiger am 4. Februar 1813: „Nach dem Standpunkt der Loge muß es reine Abwägung seiner Verdienste sein, und da bin ich sehr begierig, wie sein Br. in Apollo diese wichtige Aufgabe löst." Am 21. Februar berichtet Bertuch über den Verlauf: „Nach einem beredten Eingang von Ridel hielt Goethe 3/4 Stunden lang eine Rede zum Andenken des Gefeierten, wo er mit Meisterzügen ein biographisches Gemälde entwarf, welches ein Grundpfeiler für jeden künftigen Biographen bleiben wird. Welch' eine glückliche Sensation diese Teilnahme Wielands und Goethes an unserm Bund für die gesamte Maurerei in Teutschland machen wird, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen."

Goethe hatte es, wie Bertuch in dem ersten der angeführten Briefe berichtet, vorläufig zur Bedingung gemacht, daß diese Rede nie gedruckt würde.

Indessen erschienen bald darauf drei für Freimaurer bestimmte Drucke: 1. Wielands Andenken in der Loge Amalia zu Weimar gefeyert den 18. Februar 1813 von Goethe. Als Manuskript. 28 S. in 4°. — 2. Wielands Todtenfeier in der Loge Amalia zu Weimar am 18. Februar 1813. Gedruckt als Manuskript für Brüder. 8°. Als Beilage V Goethes Rede, besonders paginiert S. 1—30. — 3. Freimaurer-Analekten. II. Abteilung. Weimar 1813. S. 38—65.

Am 23. März erhielt Frau von Stein, am 27. Knebel ein Exemplar des ersten Druckes,*) beide mit der Bitte, sie nicht weiter zu verbreiten. „Sie sind zwar kein Geheimnis, aber das Geschlecht der Tags- und Wochenblättler ist gar zu gierig, und die Not zwingt sie, alles gleich vors Publikum zu schleppen."

Wie aus dieser Äußerung, und der früheren Bertuchs, hervorgeht, hatte Goethe die entschiedene Absicht, die Rede der großen Masse der Leser vorzuenthalten. Trotzdem erschien schon im Morgenblatt vom 12. bis 17. April (Nr. 87—92) ein vollständiger öffentlicher Abdruck, der vierte.**) Nachdem die Rede so einmal der Allgemeinheit bekannt gemacht war, zögerte Goethe nicht, Wünschen nach Mitteilung derselben (Ernst Meyer an Goethe 10. März 1825) in der Ausgabe letzter Hand zu entsprechen. Sie erschien dort (16°. 32, 233—268) fast unverändert (5) unter dem Titel: „Zu brüderlichem Andenken Wielands 1813".

*) Auch der Kaiserin von Österreich ließ Goethe die Rede überreichen (Goethe an die Gräfin O'Donnell 1. Juni 1813).

**) Bertuch gab seinem Unwillen darüber in dem Briefe an Böttiger vom 27. Mai 1813 Ausdruck.

Noch kürzer können wir uns über die beiden auf die Wielandrede folgenden Fragmente von Ansprachen in der Loge fassen. Goethes Anteil an der Gedächtnisrede auf fünf verstorbene Brüder ist nur allmählich bekannt geworden. Nachdem bereits in den Annalen 1821 (Absatz 1055 der Hempelschen Ausgabe) bemerkt war: „kleinere Biographien zur Trauerloge gelangen freundlich in ruhigen Zwischenräumen“, schrieben ihm die nach seinem Tode 1832 erschienenen „Freymaurer-Analekten“ (5. Heft S. 16) die Einleitung zu, eine Mitteilung Varnhagens von Ense (Hirzel, Verzeichnis [4] S. 90) bezeichnete ihn als Verfasser des Schlusses von Jagemanns Charakteristik (auf S. 15 und 16 des ersten Druckes) und endlich wurde 1853 in dem von Düntzer herausgegebenen Briefwechsel mit dem Staatsrat Schultz durch einen Brief Goethes an diesen vom 24. September 1821 der ganze Umfang des ihm Gehörigen bekannt. Er sagt dort nämlich: „Nehmen Sie ferner ein kleines Heft, das zu mancherlei Betrachtungen Anlaß giebt; die ersten 16 Seiten sind von mir, wenigstens redigiert. Gelegenheiten sind mir unwiderstehlich, und ich konnte dies aus dem Stegreif nicht versagen; der zweite Bogen ist mehr überlegt und gearbeitet. Unsere jungen Männer überhaupt haben reden gelernt. Sie werden das Ganze nicht ohne Interesse lesen; dergleichen giebt immer vielerlei zu denken.“ Das Heft, von dem Goethe hier spricht, kann der Zeit des Briefes nach nur dasjenige sein, welches den Titel führt: „Ridels und der heimgegangenen Brüder Kästner, Krumbholz, Slevoigt und Jagemann Todtenfeyer in der Loge Amalia zu Weimar, am 15. Juni 1821. Gedruckt als Manuskript für Brüder. 8°.“ Die ersten 16 Seiten daraus sind, Goethes Angabe gemäß, hier wie schon in der Hempelschen Ausgabe nach dem ersten und einzigen früheren Druck wiedergegeben.

Unter den vier Brüdern, deren Lebensabriß Goethe giebt, hat nur Ferdinand Jagemann, gleich seiner Schwester Karoline ein Günstling Karl Augusts, persönliche Beziehungen zu dem Dichter gehabt. Goethe erbat für ihn, als er nach Paris gehen wollte, am 23. November 1801 von Jacobi Auskunft über die dortigen Verhältnisse, er ließ sich 1806 und 1817 von Jagemann malen (Zarnckes kurzgefaßtes Verzeichnis Nr. 30 und 39), empfahl ihn 1806 an die römischen Freunde und vertrat ihn während der letzten Krankheit mehrfach in seinem Amte als Direktor der Weimarer Zeichenschule.

Kaum hierher gehörig, aber schwer an einer anderen Stelle in Goethes Werken unterzubringen sind die wenigen Zeilen, die den Schluß unseres Bandes bilden. Wir lassen ihnen die Überschrift, die sie durch den ersten Herausgeber, W. Frhrn. von Biedermann, in der Hempelschen Ausgabe erhalten haben. Bei der Feier des fünfzigjährigen Regierungsjubiläums Karl Augusts in der Loge Amalia am 3. September 1825 hielt der Minister Karl Wilhelm Freiherr von Fritsch die Festrede. Ehe sie gedruckt wurde, sandte er sie an Goethe, der „die Hauptstelle in dem Sinne

verfassen zu müssen glaubte, wie sie etwa in funfzig Jahren ein freidenkender Geschichtsschreiber ausführen würde". Er fügte einem Briefe vom 7. Januar 1826 seinen Entwurf bei und Fritsch nahm Goethes Worte unverändert in den Druck der Rede auf, der im dritten Heft der Freymaurer-Analekten (datiert Weimar 1825) erschien. Der von Goethe verfaßte Passus steht dort S. 30 f. Die darin berührten politischen Vorgänge sind zu bekannt, als daß sie einer Erläuterung bedürften.

Zum Andenken des edlen Dichters, Bruders und Freundes Wieland.

Durchlauchtigster Protektor,
Sehr Ehrwürdiger Meister,
Verehrungswürdigste Anwesende!

Ob es gleich dem Einzelnen unter keiner Bedingung geziemen will, alten ehrwürdigen Gebräuchen sich entgegenzustellen und das, was unsere weisen Vorfahren beliebt und angeordnet, eigenwillig zu verändern, so würde ich doch, stände mir der Zauberstab wirklich zu Gebote, den die Muse unserm abgeschiedenen Freunde geistig anvertraut, ich würde diese ganze düstere Umgebung augenblicklich in eine heitere verwandeln; dieses Finstere müßte sich gleich vor Ihren Augen erhellen, und ein festlich geschmückter Saal mit bunten Teppichen und munteren Kränzen, so froh und klar als das Leben unseres Freundes, sollte vor Ihnen erscheinen. Da möchten die Schöpfungen seiner blühenden Phantasie Ihre Augen, Ihren Geist anziehn, der Olymp mit seinen Göttern, eingeführt durch die Musen, geschmückt durch die Grazien, sollte zum lebendigen Zeugnis dienen, daß derjenige, der in so heiterer Umgebung gelebt und dieser Heiterkeit gemäß auch von uns geschieden, unter die glücklichsten Menschen zu zählen und keineswegs mit Klage, sondern mit Ausdruck der Freude und des Jubels zu bestatten sei.

Was ich jedoch den äußern Sinnen nicht darstellen kann, sei den innern dargebracht. Achtzig Jahre; wie viel in wenigen Silben! Wer von uns wagt es, in der Geschwindigkeit zu durchlaufen und sich zu vergegenwärtigen, was so viele Jahre, wohl angewandt, bedeuten? Wer von uns möchte behaupten, daß er

9. stände, 1 stünde. — 23. jedoch, 1 doch.

den Wert eines in jedem Betracht vollständigen Lebens sogleich zu ermessen und zu schätzen wisse?

Begleiten wir unsern Freund auf dem Stufengange seiner Tage, sehen wir ihn als Knaben, Jüngling, Mann und Greis, so finden wir, daß ihm das ungemeine Glück zu teil ward, die Blüte einer jeden dieser Jahreszeiten zu pflücken; denn auch das hohe Alter hat seine Blüte, und auch dieser auf das heiterste sich zu freuen, war ihm gegönnt. Nur wenig Monate sind es, als die verbundenen Brüder ihre geheimnisvolle Sphinx für ihn mit Rosen bekränzten, um auszudrücken, daß, wenn Anakreon, der Greis, seine erhöhte Sinnlichkeit mit leichten Rosenzweigen zu schmücken unternahm, die sittliche Sinnlichkeit, die gemäßigte, geistreiche Lebensfreude unseres Edlen einen reichen, gedrängt gewundenen Kranz verdiene.

Wenige Wochen sind es, daß dieser treffliche Freund noch unsern Zusammenkünften nicht nur beiwohnte, sondern auch in ihnen thätig wirkte. Er hat seinen Ausgang aus dem Irdischen durch unsern Kreis hindurch genommen; wir waren ihm auch noch zuletzt die Nächsten, und wenn das Vaterland sowie das Ausland sein Andenken feiert, wo sollte dies früher und kräftiger geschehen als bei uns!

Den ehrwürdigen Geboten unserer Meister habe ich mich daher nicht entziehen dürfen und spreche in dieser angesehenen Versammlung zu seinem Andenken um so lieber einige Worte, als sie flüchtige Vorläufer sein können dessen, was künftig die Welt, was unsere Verbrüderung für ihn thun wird. Diese Gesinnung ist's, diese Absicht, um derentwillen ich mir ein geneigtes Gehör erbitten darf; und wenn dasjenige, was ich mehr aus einer fast vierzig Jahre geprüften Neigung als aus rednerischer Überlegung, keineswegs in gehöriger Verbindung, sondern vielmehr in kurzen Sätzen, ja sprungweise vortrage, weder des Gefeierten noch der Feiernden würdig erscheinen dürfte, so muß ich bemerken, daß hier nur eine Vorarbeit, ein Entwurf, ja nur der Inhalt und, wenn man will, Marginalien eines künftigen Werkes zu erwarten seien. Und so werde denn ohne weiteres Zaudern zu dem uns so lieben, werten, ja heiligen Gegenstand geschritten!

Wieland war in der Nähe von Biberach, einer kleinen Reichsstadt in Schwaben, 1733 geboren. Sein Vater, ein evan-

12. unternahm, die, 1 unternahm, daß die.

gelischer Geistlicher, gab ihm eine sorgfältige Erziehung und legte bei ihm den ersten Grund der Schulkenntnisse. Hierauf ward er nach Kloster Bergen an der Elbe gesendet, wo eine Erziehungs- und Lehranstalt unter der Aufsicht des wahrhaft frommen Abtes Steinmetz in gutem Rufe stand. Von da begab er sich auf die Universität zu Tübingen, sodann lebte er einige Zeit als Hauslehrer in Bern, ward aber bald nach Zürich zu Bodmern gezogen, den man in Süddeutschland, wie Gleimen nachher in Norddeutschland, die Hebamme des Genies nennen konnte. Dort überließ er sich ganz der Lust, welche das Selbsthervorbringen der Jugend verschafft, wenn das Talent unter freundlicher Anleitung sich ausbildet, ohne daß die höheren Forderungen der Kritik dabei zur Sprache kommen. Doch entwuchs er bald jenen Verhältnissen, kehrte in seine Vaterstadt zurück und ward von nun an sein eigner Lehrer und Bildner, indem er auf das Rastloseste seine litterarisch-poetische Neigung fortsetzte. Die mechanischen Amtsgeschäfte eines Vorstehers der Kanzlei raubten ihm zwar Zeit, aber nicht Lust und Mut, und damit ja sein Geist in so engen Verhältnissen nicht verkümmerte, wurde er dem in der Nähe begüterten Grafen Stadion, kurfürstlich mainzischem Minister, bekannt. In diesem angesehenen, wohleingerichteten Hause wehte ihn zuerst die Welt- und Hofluft an; innere und äußere Staatsverhältnisse blieben ihm nicht fremd, und ein Gönner für das ganze Leben ward ihm der Graf. Hierdurch blieb er dem Kurfürsten von Mainz nicht unbekannt, und als unter Emmerich Joseph die Akademie zu Erfurt wieder belebt werden sollte, so berief man unsern Freund dahin und bethätigte dadurch die duldsamen Gesinnungen, welche sich über alle christlichen Religionsverwandten, ja über die ganze Menschheit vom Anfange des Jahrhunderts her verbreitet.

Er konnte nicht lange in Erfurt wirken, ohne der Herzogin Regentin von Weimar bekannt zu werden, wo ihn der für alles Gute so thätige Karl von Dalberg einzuführen nicht ermangelte. Ein auslangend bildender Unterricht ihrer fürstlichen Söhne war

5f. Von da ... Tübingen. Nicht genau. Er lebte nach dem Aufenthalt in Bergen erst ein Jahr bei dem Arzt und Professor der Philosophie Dr. Baumer in Erfurt und kehrte dann auf kurze Zeit nach Biberach zurück, ehe er nach Tübingen ging. — 6ff. sodann ... gezogen. Nach der Universitätszeit (November 1750 bis Juni 1752) weilte Wieland ein halbes Jahr in der Heimat und ging dann im Oktober 1752 direkt nach Zürich. — 7. Bodmern, 1 Bodmer. — 8. Gleimen, 1 Gleim. — 13f. Doch entwuchs ... zurück. Dazwischen liegt der Aufenthalt in Bern vom Juni 1759 bis zum Mai 1760. — 26f. berief ... dahin. Im Frühjahr 1769. — 28. christlichen Religionsverwandten, 1 christliche Religionsverwandte.

das Hauptaugenmerk einer zärtlichen, selbst höchst gebildeten Mutter, und so ward er herüber berufen, damit er seine litterarischen Talente, seine sittlichen Vorzüge zum besten des fürstlichen Hauses, zu unserm Wohl und zum Wohl des Ganzen verwendete.

Die ihm nach Vollendung des Erziehungsgeschäftes zugesagte Ruhe wurde ihm sogleich gegeben, und als ihm eine mehr als zugesagte Erleichterung seiner häuslichen Umstände zu teil ward, führte er seit beinah vierzig Jahren ein seiner Natur und seinen Wünschen völlig gemäßes Leben.

Die Wirkungen Wielands auf das Publikum waren ununterbrochen und dauernd. Er hat sein Zeitalter sich zugebildet, dem Geschmack seiner Jahresgenossen sowie ihrem Urteil eine entschiedene Richtung gegeben, dergestalt, daß seine Verdienste schon genugsam erkannt, geschätzt, ja geschildert sind. In manchem Werke über deutsche Litteratur ist so ehrenvoll als sinnig über ihn gesprochen: ich gedenke nur dessen, was Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn von ihm gerühmt haben.

Und woher kam die große Wirkung, welche er auf die Deutschen ausübte? Sie war eine Folge der Tüchtigkeit und der Offenheit seines Wesens. Mensch und Schriftsteller hatten sich in ihm ganz durchdrungen: er dichtete als ein Lebender und lebte dichtend. In Versen und Prosa verhehlte er niemals, was ihm augenblicklich zu Sinne, wie es ihm jedesmal zu Mute sei, und so schrieb er auch urteilend und urteilte schreibend. Aus der Fruchtbarkeit seines Geistes entquoll die Fruchtbarkeit seiner Feder.

Ich bediene mich des Ausdrucks Feder nicht als einer rednerischen Phrase; er gilt hier ganz eigentlich, und wenn eine fromme Verehrung manchem Schriftsteller dadurch huldigte, daß sie sich eines Kiels, womit er seine Werke gebildet, zu bemächtigen suchte, so dürfte der Kiel, dessen sich Wieland bediente, gewiß vor vielen dieser Auszeichnung würdig sein. Denn daß er alles mit eigener Hand und sehr schön schrieb, zugleich mit Freiheit

2. so ward . . . berufen. September 1772. — 16 f. Küttner, Eschenburg, Manso, Eichhorn. Küttner, Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten. Berlin 1781. S. 417—420. — Eschenburg, Beispielsammlung zur Theorie und Litteratur der schönen Wissenschaften. Berlin 1788—1795. Bd. 1, S. 102, 209; Bd. 2, S. 99, 409; Bd. 4, S. 198; Bd. 5, S. 360; Bd. 6, S. 78—80, 165, 286. — Manso, Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie (Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste Bd. 8. Leipzig 1808. S. 121, 129, 145, 151, 160, 187—192, 213, 232, 252, 257, 267 f., 286 f.). — Eichhorn, Geschichte der Litteratur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten. Bd. 4, 1. Göttingen 1807. S. 792 f., 809, 812—814, 847, 881, 931, 941 f., 973, 1004, 1044, 1081.

und Besonnenheit, daß er das Geschriebene immer vor Augen hatte, sorgfältig prüfte, veränderte, besserte, unverdrossen bildete und umbildete, ja nicht müde ward, Werke von Umfang wiederholt abzuschreiben, dieses gab seinen Produktionen das Zarte, Zierliche, Faßliche, das Natürlich-Elegante, welches nicht durch Bemühung, sondern durch heitere, genialische Aufmerksamkeit auf ein schon fertiges Werk hervorgebracht werden kann.

Diese sorgfältige Bearbeitung seiner Schriften entsprang aus einer frohen Überzeugung, welche zu Ende seines schweizerischen Aufenthaltes in ihm mag hervorgetreten sein, als die Ungeduld des Hervorbringens sich in etwas legte und der Wunsch, ein Vollendetes dem Gemeinwesen darzubringen, entschiedener und deutlicher rege ward.

Da nun bei ihm der Mann und der Dichter eine Person ausmachten, so werden wir, wenn wir von jenem reden, auch diesen zugleich schildern. Reizbarkeit und Beweglichkeit, Begleiterinnen dichterischer und rednerischer Talente, beherrschten ihn in einem hohen Grade; aber eine mehr angebildete als angeborne Mäßigung hielt ihnen das Gleichgewicht. Unser Freund war des Enthusiasmus im höchsten Grade fähig, und in der Jugend gab er sich ihm ganz hin, und dieses um so lebhafter und anhaltender, als jene schöne Zeit, in welcher der Jüngling den Wert und die Würde des Vortrefflichsten, es sei erreichbar oder unerreichbar, in sich fühlt, für ihn sich durch mehrere Jahre verlängerte.

Jene frohen, reinen Gefilde der goldenen Zeit, jene Paradiese der Unschuld bewohnte er länger als andere. Sein Geburtshaus, wo ein gebildeter Geistlicher als Vater waltete, das uralte, an den Ufern der Elbe lindenumgebene Kloster Bergen, wo ein frommer Lehrer patriarchalisch wirkte, das in seinen Grundformen noch klösterliche Tübingen, jene einfachen Schweizerwohnungen, umrauscht von Bächen, bespült von Seen, umschlossen von Felsen: überall fand er sein Delphi wieder, überall die Haine, in denen er als ein schon erwachsener, gebildeter Jüngling noch immer schwelgte. Dort zogen ihn die Denkmale mächtig an, die uns von der männlichen Unschuld der Griechen hinterlassen sind. Cyrus, Araspes und Panthea und gleich hohe Gestalten lebten in ihm auf; er fühlte den Platonischen Geist in sich weben, er fühlte, daß er dessen bedurfte, um jene Bilder für sich und für andere wiederherzustellen, und dieses um so eher, als er nicht sowohl dichterische

Schattenbilder hervorrufen, sondern vielmehr wirklichen Wesen einen sittlichen Einfluß zu verschaffen hoffte.

Aber gerade, daß er so lange in diesen höheren Regionen zu verweilen das Glück hatte, daß er alles, was er dachte, fühlte, in sich bildete, träumte, wähnte, lange Zeit für die vollkommenste Wirklichkeit halten durfte, eben dieses verbitterte ihm die Frucht, die er von dem Baum des Erkenntnisses zu pflücken endlich genötigt ward.

Wer kann dem Konflikt mit der Außenwelt entgehen? Auch unser Freund wird in diesen Streit hineingezogen; ungern läßt er sich durch Erfahrung und Leben widersprechen, und da ihm nach langem Sträuben nicht gelingen will, jene herrlichen Gestalten mit denen der gemeinen Welt, jenes hohe Wollen mit den Bedürfnissen des Tags zu vereinigen, entschließt er sich, das Wirkliche für das Notwendige gelten zu lassen, und erklärt das ihm bisher wahr Geschienene für Phantasterei.

Aber auch hier zeigt sich die Eigentümlichkeit, die Energie seines Geistes bewundernswürdig. Bei aller Lebensfülle, bei so starker Lebenslust, bei herrlichen innern Anlagen, bei redlichen geistigen Wünschen und Absichten fühlt er sich von der Welt verletzt und um seine größten Schätze bevorteilt. Nirgends kann er nun mehr in der Erfahrung wiederfinden, was so viele Jahre sein Glück gemacht hatte, ja der innigste Bestand seines Lebens gewesen war; aber er verzehrt sich nicht in eitlen Klagen, deren wir in Prosa und Versen von andern so viele kennen, sondern er entschließt sich zur Gegenwirkung. Er kündigt allem, was sich in der Wirklichkeit nicht immer nachweisen läßt, den Krieg an, zuvörderst also der Platonischen Liebe, sodann aller dogmatisierenden Philosophie, besonders den beiden Extremen, der Stoischen und Pythagoreischen. Unversöhnlich arbeitet er ferner dem religiösen Fanatismus und allem, was dem Verstande exzentrisch erscheint, entgegen.

Aber sogleich überfällt ihn die Sorge, er möge zu weit gehen, er möge selbst phantastisch handeln, und nun beginnt er zugleich einen Kampf gegen die gemeine Wirklichkeit. Er lehnt sich auf gegen alles, was wir unter dem Wort Philisterei zu begreifen gewohnt sind, gegen stockende Pedanterei, kleinstädtisches Wesen, kümmerliche äußere Sitte, beschränkte Kritik, falsche Sprödigkeit, platte Behaglichkeit, anmaßliche Würde, und wie diese Ungeister, deren Name Legion ist, nur alle zu bezeichnen sein mögen.

Hierbei verfährt er durchaus genialisch, ohne Vorsatz und Selbstbewußtsein. Er findet sich in der Klemme zwischen dem Denkbaren und dem Wirklichen, und indem er beide zu gewältigen oder zu verbinden Mäßigung anraten muß, so muß er selbst an sich halten und, indem er gerecht sein will, vielseitig werden.

Die verständige reine Rechtlichkeit edler Engländer und ihre Wirkung in der sittlichen Welt, eines Addison, eines Steele, hatten ihn schon längst angezogen; nun findet er aber in dieser Genossenschaft einen Mann, dessen Sinnesart ihm weit gemäßer ist. Shaftesbury, den ich nur zu nennen brauche, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtnis zu rufen, Shaftesbury lebte zu einer Zeit, wo in der Religion seines Vaterlandes manche Bewegung vorging, wo die herrschende Kirche mit Gewalt die Andersgesinnten zu bezähmen dachte. Auch den Staat, die Sitten bedrohte manches, was einen Verständigen, Wohldenkenden in Sorge setzen muß. Gegen alles dieses, glaubte er, sei am besten durch Frohsinn zu wirken; nur das, was man mit Heiterkeit ansehe, werde man recht sehn, war seine Meinung. Wer mit Heiterkeit in seinen eigenen Busen schauen könne, müsse ein guter Mann sein. Darauf komme alles an, und alles übrige Gute entspringe daher. Geist, Witz, Humor seien die echten Organe, womit ein solches Gemüt die Welt anfasse. Alle Gegenstände, selbst die ernstesten, müßten eine solche Klarheit und Freiheit vertragen, wenn sie nicht mit einer nur anmaßlichen Würde prunkten, sondern einen echten, die Probe nicht scheuenden Wert in sich selbst enthielten. Bei diesem geistreichen Versuch, die Gegenstände zu gewältigen, konnte man nicht umhin, sich nach entscheidenden Behörden umzusehen, und so ward einerseits der Menschenverstand über den Inhalt, und der Geschmack über die Art des Vortrags zum Richter gesetzt.

An einem solchen Manne fand nun unser Wieland nicht einen Vorgänger, dem er folgen, nicht einen Genossen, mit dem er arbeiten sollte, sondern einen wahrhaften älteren Zwillingsbruder im Geiste, dem er vollkommen glich, ohne nach ihm gebildet zu sein; wie man denn von Menächmen nicht sagen könnte, welcher das Original und welcher die Kopie sei.

Was jener, in einem höheren Stande geboren, an zeitlichen Mitteln mehr begabt, durch Reisen, Ämter, Weltumsicht mehr

16. Sorge, 1 Sorgen.

begünstigt, in einem weiteren Kreise, zu einer ernsteren Zeit in dem meerumflossenen England leistete, eben dieses bewirkte unser Freund von einem anfangs sehr beschränkten Punkt aus durch eine beharrliche Thätigkeit, durch ein stetiges Wirken in seinem, überall von Land und Bergen umgrenzten Vaterlande, und das Resultat davon war, damit wir uns bei unserm gedrängten Vortrage eines kurzen, aber allgemein verständlichen Wortes bedienen, jene Popularphilosophie, wodurch ein praktisch geübter Sinn zum Urteil über den moralischen Wert der Dinge sowie über ihren ästhetischen zum Richter bestellt wird.

Diese, in England vorbereitet und auch in Deutschland durch Umstände gefordert, ward also durch dichterische und gelehrte Werke, ja durchs Leben selbst von unserm Freunde in Gesellschaft von unzähligen Wohlgesinnten verbreitet.

Haben wir jedoch, insofern von Ansicht, Gesinnung, Übersicht die Rede sein kann, Shaftesbury und Wieland vollkommen ähnlich gefunden, so war doch dieser jenem an Talent weit überlegen; denn was der Engländer verständig lehrt und wünscht, das weiß der Deutsche in Versen und Prosa, dichterisch und rednerisch auszuführen.

Zu dieser Ausführung aber mußte ihm die französische Behandlungsweise am meisten zusagen. Heiterkeit, Witz, Geist, Eleganz ist in Frankreich schon vorhanden; seine blühende Einbildungskraft, welche sich jetzt nur mit leichten und frohen Gegenständen beschäftigen will, wendet sich nach den Feen- und Rittermärchen, welche ihm die größte Freiheit gewähren. Auch hier reicht ihm Frankreich in der Tausend und Einen Nacht, in der Romanenbibliothek schon halb verarbeitete, zugerichtete Stoffe, indessen die alten Schätze dieses Fachs, welche Deutschland besitzt, noch roh und ungenießbar dalagen.

Gerade diese Gedichte sind es, welche Wielands Ruhm am meisten verbreiteten und bestätigten. Ihre Munterkeit fand bei jedermann Eingang, und selbst die ernsteren Deutschen ließen sie sich gefallen; denn alle diese Werke traten wirklich zur rechten und günstigen Zeit hervor. Sie waren alle in dem Sinne geschrieben, den wir oben entwickelt haben. Oft unternahm der

12. gefordert, 1 gefördert. — 27f. Tausend und Einen Nacht . . . Romanenbibliothek. Tausend und Eine Nacht wurde zuerst von Galland in Paris 1704—1708 herausgegeben; die Bibliothèque universelle des Romans erschien in Paris 1775—1789 in 224 Teilen (112 Bänden).

glückliche Dichter das Kunststück, ganz gleichgültigen Stoffen durch die Bearbeitung einen hohen Wert zu geben, und wenn es nicht zu leugnen ist, daß er bald den Verstand über die höheren Kräfte, bald die Sinnlichkeit über die sittlichen triumphieren läßt, so muß man doch auch gestehn, daß am rechten Ort alles, was schöne Seelen nur zieren mag, die Oberhand behalte.

Früher, wo nicht als alle, doch als die meisten dieser Arbeiten war die Übersetzung Shakespeares. Wieland fürchtete nicht, durch Studien seiner Originalität Eintrag zu thun, ja schon früh war er überzeugt, daß, wie durch Bearbeitung schon bekannter Stoffe, so auch durch Übersetzung vorhandener Werke ein lebhafter, reicher Geist die beste Erquickung fände.

Shakespearen zu übersetzen, war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Litteratoren die Möglichkeit leugneten, daß ein solches Unternehmen gelingen könne Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, ließ beiseite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer andern, seinem Zeitalter die Einsicht in die hohe Bildung vergangener Jahrhunderte.

Diese Übersetzung, so eine große Wirkung sie in Deutschland hervorgebracht, scheint auf Wieland selbst wenig Einfluß gehabt zu haben. Er stand mit seinem Autor allzusehr in Widerstreit, wie man genugsam erkennt aus den übergangenen und ausgelassenen Stellen, mehr noch aus den hinzugefügten Noten, aus welchen die französische Sinnesart hervorblickt.

Anderseits aber sind ihm die Griechen in ihrer Mäßigung und Reinheit höchst schätzbare Muster. Er fühlt sich mit ihnen durch Geschmack verbunden; Religion, Sitten, Verfassung, alles giebt ihm Anlaß, seine Vielseitigkeit zu üben, und da weder die Götter noch die Philosophen, weder das Volk noch die Völker so wenig als die Staats- und Kriegsleute sich unter einander vertragen, so findet er überall die erwünschteste Gelegenheit, indem er zu zweifeln und zu scherzen scheint, seine billige, duldsame, menschliche Lehre wiederholt einzuschärfen.

Zugleich gefällt er sich, problematische Charaktere darzustellen, und es macht ihm z. B. Vergnügen, ohne Rücksicht auf weibliche Keuschheit das Liebenswürdige einer Musarion, Lais und Phryne

18. herrlichsten, 1 herrlichen.

hervorzuheben und ihre Lebensweisheit über die Schulweisheit der Philosophen zu erhöhen.

Aber auch unter diesen findet er einen Mann, den er als Repräsentanten seiner Gesinnungen ausbilden und darstellen kann: ich meine Aristippen. Hier sind Philosophie und Weltgenuß durch eine kluge Begrenzung so heiter und wünschenswert verbunden, daß man sich als Mitlebender in einem so schönen Lande, in so guter Gesellschaft zu finden wünscht. Man tritt so gern mit diesen unterrichteten, wohldenkenden, gebildeten, frohen Menschen in Verbindung, ja man glaubt, so lange man in Gedanken unter ihnen wandelt, auch wie sie gesinnt zu sein, wie sie zu denken.

In diesen Bezirken erhielt sich unser Freund durch sorgfältige Vorübungen, welche dem Übersetzer noch mehr als dem Dichter notwendig sind, und so entstand der deutsche Lucian, der uns den griechischen um desto lebhafter darstellen mußte, als Verfasser und Übersetzer für wahrhafte Geistesverwandte gelten können.

Ein Mann von solchen Talenten aber, predige er auch noch so sehr das Gebührende, wird sich doch manchmal versucht fühlen, die Linie des Anständigen und Schicklichen zu überschreiten, da von jeher das Genie solche Wagstücke unter seine Gerechtsame gezählt hat Diesen Trieb befriedigte Wieland, indem er sich dem kühnen, außerordentlichen Aristophanes anzugleichen suchte und die ebenso verwegnen als geistreichen Scherze durch eigne angeborne Grazie gemildert überzutragen wußte.

Freilich war zu allen diesen Darstellungen auch eine Einsicht in die höhere bildende Kunst nötig, und da unserm Freund niemals das Anschauen jener überbliebenen alten Meisterwerke gegönnt ward, so suchte er durch den Gedanken sich zu ihnen zu erheben, sie durch die Einbildungskraft zu vergegenwärtigen, dergestalt, daß man bewundern muß, wie der vorzügliche Geist sich auch von dem Entfernten einen Begriff zu machen weiß; ja, es würde ihm vollkommen gelungen sein, hätte ihn nicht eben seine lobenswerte Behutsamkeit abgehalten, entschiedene Schritte zu thun; denn die Kunst überhaupt, besonders aber die der Alten, läßt sich ohne Enthusiasmus weder fassen noch begreifen. Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das innere Heiligtum. Unser Freund aber war viel zu bedächtig, und wie hätte er auch in diesem einzigen Falle eine Ausnahme von seiner allgemeinen Lebensregel machen sollen?

War er jedoch mit den Griechen durch Geschmack nah verwandt, so war er es mit den Römern noch mehr durch Gesinnung. Nicht daß er sich durch republikanischen oder patriotischen Eifer hätte hinreißen lassen, sondern er findet, wie er sich den Griechen gewissermaßen nur andichtete, unter den Römern wirklich seinesgleichen. Horaz hat viel Ähnliches von ihm; selbst kunstreich, selbst Hof- und Weltmann, ist er ein verständiger Beurteiler des Lebens und der Kunst; Cicero, Philosoph, Redner, Staatsmann, thätiger Bürger, und beide aus unscheinbaren Anfängen zu großen Würden und Ehren gelangt.

Wie gern mag sich unser Freund, indem er sich mit den Werken dieser beiden Männer beschäftigt, in ihr Jahrhundert, in ihre Umgebungen, zu ihren Zeitgenossen versetzen, um uns ein anschauliches Bild jener Vergangenheit zu übertragen, und es gelingt ihm zum Erstaunen. Vielleicht könnte man im ganzen mehr Wohlwollen gegen die Menschen verlangen, mit denen er sich beschäftigt, aber er fürchtet sich so sehr vor der Parteilichkeit, daß er lieber gegen sie als für sie Partei nehmen mag.

Es giebt zwei Übersetzungsmaximen: die eine verlangt, daß der Autor einer fremden Nation zu uns herübergebracht werde, dergestalt daß wir ihn als den Unsrigen ansehen können; die andere hingegen macht an uns die Forderung, daß wir uns zu dem Fremden hinüberbegeben und uns in seine Zustände, seine Sprachweise, seine Eigenheiten finden sollen. Die Vorzüge von beiden sind durch musterhafte Beispiele allen gebildeten Menschen genugsam bekannt. Unser Freund, der auch hier den Mittelweg suchte, war beide zu verbinden bemüht; doch zog er als Mann von Gefühl und Geschmack in zweifelhaften Fällen die erste Maxime vor.

Niemand hat vielleicht so innig empfunden, welch verwickeltes Geschäft eine Übersetzung sei, als er. Wie tief war er überzeugt, daß nicht das Wort, sondern der Sinn belebe. Man betrachte, wie er in seinen Einleitungen uns erst in die Zeit zu versetzen und mit den Personen vertraut zu machen bemüht ist; wie er alsdann seinen Autor auf eine uns schon bekannte, unserem Sinn und Ohr verwandte Weise sprechen läßt, und zuletzt noch manche Einzelheit, welche dunkel bleiben, Zweifel erregen, anstößig werden könnte, in Noten auszulegen und zu beseitigen sucht. Durch diese dreifache Bemühung, sieht man recht wohl, hat er sich erst

seines Gegenstandes bemächtigt, und so giebt er sich denn auch die redlichste Mühe, uns in den Fall zu setzen, daß seine Einsicht uns mitgeteilt werde, auf daß wir auch den Genuß mit ihm teilen.

Ob er nun gleich mehrerer Sprachen mächtig war, so hielt er sich doch fest an die beiden, in denen uns der Wert und die Würde der Vorwelt am reinsten überliefert ist. Denn so wenig wir leugnen wollen, daß aus den Fundgruben anderer alten Litteraturen mancher Schatz gefördert worden und noch zu fördern ist, so wenig wird man uns widersprechen, wenn wir behaupten, die Sprache der Griechen und Römer habe uns bis auf den heutigen Tag köstliche Gaben überliefert, die an Gehalt dem übrigen Besten gleich, der Form nach allem andern vorzuziehen sind.

Die deutsche Reichsverfassung, welche so viele kleine Staaten in sich begriff, ähnlichte darin der griechischen. Die geringste, unscheinbare, ja unsichtbare Stadt, weil sie ein eignes Interesse hatte, mußte solches in sich hegen, erhalten und gegen die Nachbarn verteidigen. Daher war ihre Jugend frühzeitig aufgeweckt und aufgefordert, über Staatsverhältnisse nachzudenken. Und so war auch Wieland als Kanzleiverweser einer der kleinsten Reichsstädte in dem Fall, Patriot und im bessern Sinne Demagog zu sein; wie er denn einmal über einen solchen Gegenstand die zeitige Ungnade des benachbarten Grafen Stadion, seines Gönners, lieber auf sich zu ziehen, als unpatriotisch nachzugeben die Entschließung faßte.

Schon sein Agathon belehrt uns, daß er auch in diesem Fache geregelten Gesinnungen den Vorzug gab; indes gewann er doch Gegenständen so viel Anteil ab, daß alle seine Beschäftigungen und Neigungen in der Folge ihn nicht hinderten, über dieselben zu denken. Besonders fühlte er sich aufs neue dazu aufgefordert, als er sich einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung hoffnungsvoller Fürsten versprechen durfte.

Aus allen den Werken, die er in dieser Art geliefert, tritt ein weltbürgerlicher Sinn hervor, und da sie in einer Zeit geschrieben sind, wo die Macht der Alleinherrschaft noch nicht erschüttert war, so ist sein Hauptgeschäft, den Machthabern ihre Pflichten dringend vorzustellen und sie auf das Glück hinzuweisen, das sie in dem Glück der Ihrigen finden sollten.

Nun aber trat die Epoche ein, in der eine aufgeregte Nation alles bisher Bestandene niederriß und die Geister aller Erdbewohner zu einer allgemeinen Gesetzgebung zu berufen schien. Auch hierüber erklärt er sich mit umsichtiger Bescheidenheit und sucht durch verständige Vorstellungen, die er unter mancherlei Formen verkleidet, irgend ein Gleichgewicht in der bewegten Menge hervorzubringen. Da aber der Tumult der Anarchie immer heftiger wird und eine freiwillige Vereinigung der Masse undenkbar erscheint, so ist er der Erste, der die Einherrschaft wieder anrät und den Mann bezeichnet, der das Wunder der Wiederherstellung vollbringen werde.

Bedenkt man nun hiebei, daß unser Freund über diese Gegenstände nicht etwa hinterdrein, sondern gleichzeitig geschrieben und als Herausgeber eines vielgelesenen Journals Gelegenheit hatte, ja genötigt war, sich monatlich aus dem Stegreife vernehmen zu lassen, so wird derjenige, der seinem Lebensgange chronologisch zu folgen berufen ist, nicht ohne Bewunderung gewahr werden, mit welcher Aufmerksamkeit er den raschen Begebenheiten des Tags folgte und mit welcher Klugheit er sich als ein Deutscher und als ein denkender, teilnehmender Mann durchaus benommen hat. Und hier ist es der Ort, der für Deutschland so wichtigen Zeitschrift, des Deutschen Merkurs, zu gedenken. Dieses Unternehmen war nicht das erste in seiner Art, aber doch zu jener Zeit neu und bedeutend. Ihm verschaffte sogleich der Name des Herausgebers ein großes Zutrauen; denn daß ein Mann, der selbst dichtete, auch die Gedichte anderer in die Welt einzuführen versprach, daß ein Schriftsteller, dem man so herrliche Werke verdankte, selbst urteilen, seine Meinung öffentlich bekennen wollte, dies erregte die größten Hoffnungen Auch versammelten sich wertvolle Männer bald um ihn her; und dieser Verein vorzüglicher Litteratoren wirkte so viel, daß man durch mehrere Jahre hin sich des Merkurs als Leitfadens in unserer Litterargeschichte bedienen kann. Auf das Publikum überhaupt war die Wirkung groß und bedeutend; denn wenn auf der einen Seite das Lesen und Urteilen über eine größere Masse sich verbreitete, so ward auch die Lust, sich augenblicklich mitzuteilen, bei einem jeden rege, der irgend etwas zu geben hatte. Mehr als er erwartete und verlangte, floß dem Herausgeber zu; sein Glück weckte Nachahmer, ähnliche Zeitschriften entstanden, die erst monatlich, dann wochen-

und tagweise sich ins Publikum drängten und endlich jene babylonische Verwirrung hervorbrachten, von der wir Zeuge waren und sind, und die eigentlich daher entspringt, daß jederman reden und niemand hören will.

Was den Wert und die Würde des Deutschen Merkurs viele Jahre durch erhielt, war die dem Herausgeber desselben angeborne Liberalität. Wieland war nicht zum Parteihaupt geschaffen; wer die Mäßigung als Hauptmaxime anerkennt, darf sich keiner Einseitigkeit schuldig machen. Was seinen regen Geist aufreizte, suchte er durch Menschenverstand und Geschmack bei sich selbst ins Gleiche zu bringen, und so behandelte er auch seine Mitarbeiter, für die er sich keineswegs enthusiasmierte; und wie er die von ihm so hoch geachteten alten Autoren, indem er sie mit Sorgfalt übersetzte, doch öfters in den Noten zu bekriegen pflegte, so machte er auch oft geschätzte, ja geliebte Mitarbeiter durch mißbilligende Noten verdrießlich, ja sogar abwendig.

Schon früher hatte unser Freund wegen größerer und kleinerer Schriften gar manche Anfechtung leiden müssen; um so weniger konnte es ihm als Herausgeber einer Zeitschrift an litterarischen Fehden ermangeln. Aber auch hier beweist er sich als immer derselbe. Ein solcher Federkrieg darf ihm niemals lange dauern, und wie sich's einigermaßen in die Länge ziehen will, so läßt er dem Gegner das letzte Wort und geht seines gewohnten Pfades.

Ausländer haben scharfsinnig bemerkt, daß deutsche Schriftsteller weniger als die Autoren anderer Nationen auf das Publikum Rücksicht nehmen und daß man daher in ihren Schriften den Menschen, der sich selbst ausbildet, den Menschen, der sich selbst etwas zu Danke machen will, und folglich den Charakter desselben gar bald abnehmen könne. Diese Eigenschaft haben wir schon oben Wielanden besonders zugeschrieben, und es wird um so interessanter sein, seine Schriften wie sein Leben in diesem Sinne zu reihen und zu verfolgen, als man früher und später den Charakter unseres Freundes aus eben diesen Schriften verdächtig zu machen suchte. Gar viele Menschen sind noch jetzt an ihm irre, weil sie sich vorstellen, der Vielseitige müsse gleichgültig und der Bewegliche wankelmütig sein. Man bedenkt nicht, daß der Charakter sich nur durchaus aufs Praktische beziehe. Nur in dem, was der Mensch thut, zu thun fortfährt, worauf er beharrt,

darin zeigt er Charakter, und in diesem Sinne hat es keinen festern, sich selbst immer gleichern Mann gegeben als Wieland. Wenn er sich der Mannigfaltigkeit seiner Empfindungen, der Beweglichkeit seiner Gedanken überließ, keinem einzelnen Eindruck Herrschaft über sich erlauben wollte, so zeigte er eben dadurch die Festigkeit und Sicherheit seines Sinnes. Der geistreiche Mann spielte gern mit seinen Meinungen, aber, ich kann alle Mitlebenden als Zeugen auffordern, niemals mit seinen Gesinnungen. Und so erwarb er sich viele Freunde und erhielt sie. Daß er irgend einen entschiedenen Feind gehabt, ist mir nicht bekannt geworden. Im Genuß seiner dichterischen Arbeiten lebte er viele Jahre in städtischer, bürgerlicher, freundlich-geselliger Umgebung und erreichte die Auszeichnung eines vollständigen Abdrucks seiner sorgfältig durchgesehenen Werke, ja einer Prachtausgabe derselben.

Aber er sollte noch im Herbst seiner Jahre den Einfluß des Zeitgeistes empfinden und auf eine nicht vorzusehende Weise ein neues Leben, eine neue Jugend beginnen. Der Segen des holden Friedens hatte lange Zeit über Deutschland gewaltet, äußere allgemeine Sicherheit und Ruhe traf mit den innern, menschlichen, weltbürgerlichen Gesinnungen gar schön zusammen. Der friedliche Städter schien seiner Mauern nicht mehr zu bedürfen, man entzog sich ihnen, man sehnte sich aufs Land. Die Sicherheit des Grundbesitzes gab jedermann Vertrauen, das freie Naturleben zog jedermann an, und wie der gesellig geborne Mensch sich öfters den süßen Trug vorbilden kann, als lebe er besser, bequemer, froher in der Abgesondertheit, so schien auch Wieland, dem bereits die höchste litterarische Muße gegönnt war, sich nach einem noch musenhaft ruhigern Aufenthalt umzusehen; und als er gerade in der Nähe von Weimar sich ein Landgut zuzueignen Gelegenheit und Kräfte fand, faßte er den Entschluß, daselbst den Rest seines Lebens zuzubringen. Und hier mögen die, welche ihn öfters besucht, welche mit ihm gelebt, umständlich erzählen, wie er gerade hier in seiner ganzen Liebenswürdigkeit erschien als Haus- und Familienvater, als Freund und Gatte, besonders aber, weil er sich den Menschen wohl entziehen, die Menschen ihn aber nicht entbehren konnten, wie er als gastfreier Wirt seine geselligen Tugenden am anmutigsten entwickelte.

5. zeigte, 1 zeigt. — 22 f. Grundbesitzes, 5 Grundbesitzers.

Indes ich nun jüngere Freunde zu dieser idyllischen Darstellung auffordere, so muß ich nur kurz und teilnehmend gedenken, wie diese ländliche Heiterkeit durch das Hinscheiden einer teuern mitwohnenden Freundin und dann durch den Tod seiner werten, sorgsamen Lebensgefährtin getrübt worden. Er legt diese teueren Reste auf eignem Grund und Boden nieder, und indem er sich entschließt, die für ihn allzusehr verflochtene landwirtschaftliche Besorgung aufzugeben und sich des einige Jahre froh genossenen Grundbesitzes zu entäußern, so behält er sich doch den Platz, den Raum zwischen beiden Geliebten vor, um dort auch seine ruhige Stätte zu finden. Und dorthin haben denn die verehrten Brüder ihn begleitet, ja gebracht, und dadurch seinen schönen und anmutigen Willen erfüllt, daß die Nachkommen seinen Grabhügel in einem lebendigen Haine besuchen und heiter verehren sollten.

Nicht ohne höhere Veranlassung aber kehrte der Freund nach der Stadt zurück; denn das Verhältnis zu seiner großen Gönnerin, der Herzogin Mutter, hatte ihm jenen ländlichen Aufenthalt mehr als einmal verdüstert. Er fühlte nur zu sehr, was es ihm koste, von ihr entfernt zu sein. Er konnte ihren Umgang nicht entbehren und desselben doch nur mit Unbequemlichkeit und Unstatten genießen. Und so, nachdem er seine Familie bald erweitert bald verengt, bald vermehrt bald vermindert, bald versammelt bald zerstreut gesehen, zieht die erhabene Fürstin ihn in ihren nächsten Kreis. Er kehrt zurück, bezieht eine Wohnung ganz nahe der fürstlichen, nimmt teil an dem Sommeraufenthalt in Tiefurt und betrachtet sich nun als Glied des Hauses und Hofes.

Wieland war ganz eigentlich für die größere Gesellschaft geboren, ja die größte würde sein eigentliches Element gewesen sein; denn weil er nirgends obenan stehen, wohl aber gern an allem teilnehmen wollte und über alles mit Mäßigung sich zu äußern geneigt war, so mußte er notwendig als angenehmer Gesellschafter erscheinen, ja er wäre es unter einer leichtern, nicht jede Unterhaltung allzu ernst nehmenden Nation noch mehr gewesen.

Denn sein dichterisches sowie sein litterarisches Streben war unmittelbar aufs Leben gerichtet, und wenn er auch nicht gerade immer einen praktischen Zweck suchte, ein praktisches Ziel hatte er doch immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfaßlich; und da er bei ausgebreiteten Kenntnissen stets an dem Interesse des

Tags festhielt, demselben folgte, sich geistreich damit beschäftigte, so war auch seine Unterhaltung durchaus mannigfaltig und belebend; wie ich denn auch nicht leicht jemand gekannt habe, welcher das, was von andern Glückliches in die Mitte gebracht wurde, mit mehr Freudigkeit aufgenommen und mit mehr Lebendigkeit erwidert hätte.

Bei dieser Art zu denken, sich und andere zu unterhalten, bei der redlichen Absicht, auf sein Zeitalter zu wirken, verargt man ihm nun wohl nicht, daß er gegen die neuern philosophischen Schulen einen Widerwillen faßte. Wenn früher Kant in kleinen Schriften nur von seinen größern Ansichten präludierte und in heitern Formen selbst über die wichtigsten Gegenstände sich problematisch zu äußern schien, da stand er unserm Freunde noch nah genug; als aber das ungeheure Lehrgebäude errichtet war, so mußten alle die, welche sich bisher in freiem Leben dichtend sowie philosophierend ergangen hatten, sie mußten eine Drohburg, eine Zwingfeste daran erblicken, von woher ihre heitern Streifzüge über das Feld der Erfahrung beschränkt werden sollten.

Aber nicht allein für den Philosophen, auch für den Dichter war bei der neuen Geistesrichtung, sobald eine große Masse sich von ihr hinziehen ließ, viel, ja alles zu befürchten. Denn ob es gleich im Anfang scheinen wollte, als wäre die Absicht überhaupt nur auf Wissenschaft, sodann auf Sittenlehre und was hievon zunächst abhängig ist, gerichtet, so war doch leicht einzusehen, daß, wenn man jene wichtigen Angelegenheiten des höheren Wissens und des sittlichen Handelns fester, als bisher geschehen, zu begründen dachte, wenn man dort ein strengeres, in sich mehr zusammenhängendes, aus den Tiefen der Menschheit entwickeltes Urteil verlangte, daß man, sag' ich, den Geschmack auch bald auf solche Grundsätze hinweisen und deshalb suchen würde, individuelles Gefallen, zufällige Bildung, Volkseigenheiten durchaus zu beseitigen und ein allgemeineres Gesetz zur Entscheidungsnorm hervorzurufen.

Dies geschah auch wirklich, und in der Poesie that sich eine neue Epoche hervor, welche mit unserm Freunde so wie er mit ihr in Widerspruch stehen mußte. Von dieser Zeit an erlebte er manches unbillige Urteil, ohne jedoch sehr davon gerührt zu werden, und ich erwähne dieses Umstands hier ausdrücklich, weil der daraus in der deutschen Litteratur entstandene Konflikt noch keineswegs

beruhigt und ausgeglichen ist, und weil ein Wohlwollender, wenn er Wielands Verdienst schätzen und sein Andenken kräftig aufrecht erhalten will, von der Lage der Dinge, von dem Herankommen sowie der Folge der Meinungen, von dem Charakter, den Talenten der mitwirkenden Personen genau unterrichtet sein müßte, die Kräfte, die Verdienste beider Teile wohl kennen und, um unparteiisch zu wirken, beiden Parteien gewissermaßen angehören.

Doch von jenen hieraus entsprungenen kleineren oder größeren Fehden zieht mich eine ernste Betrachtung ab, der wir uns nunmehr zu überlassen haben.

Die zwischen unsern Bergen und Hügeln, in unsern anmutig bewässerten Thälern viele Jahre glücklich angesiedelte Ruhe war schon längst durch Kriegszüge wo nicht verscheucht, doch bedroht. Als der folgenreiche Tag anbrach, der uns in Erstaunen und Schrecken setzte, da das Schicksal der Welt in unsern Spaziergängen entschieden ward, auch in diesen schrecklichen Stunden, denen unser Freund sorglos entgegenlebte, verließ ihn das Glück nicht; denn er ward, erst durch die Vorsorge eines jungen entschlossenen Freundes, dann durch die Aufmerksamkeit der französischen Gewalthaber gerettet, die in ihm den verdienten, weltberühmten Schriftsteller und zugleich ein Mitglied ihres großen wissenschaftlichen Instituts verehrten.

Er hatte bald hierauf mit uns allen den schmerzlichen Verlust Amaliens zu ertragen. Hof und Stadt waren eifrig bemüht, ihm jeden Ersatz zu reichen, und bald darauf ward er von zwei Kaisern mit Ehrenzeichen begnadet, dergleichen er in seinem langen Leben nicht gesucht, ja nicht einmal erwartet hatte.

Aber so wie am trüben, so auch am heitern Tage war er sich selbst gleich, und er bethätigt hiedurch den Vorzug zartgebildeter Naturen, deren mittlere Empfänglichkeit dem guten wie dem bösen Geschick mäßig zu begegnen versteht.

Am bewunderungswürdigsten jedoch erschien er, körperlich und geistig betrachtet, nach dem harten Unfall, der ihn in so hohen Jahren betraf, als er durch den Sturz des Wagens zugleich mit einer geliebten Tochter höchlich verletzt ward. Die schmerzlichen Folgen des Falles, die Langeweile der Genesung ertrug er mit dem größten Gleichmut und tröstete mehr seine Freunde als sich

36. Langeweile, 1 Langweile.

selbst durch die Äußerung: es sei ihm niemals ein dergleichen Unglück begegnet, und es möge den Göttern wohl billig geschienen haben, daß er auch auf diese Weise die Schuld der Menschheit abtrage. Nun genas er auch bald, indem sich seine Natur wie die eines Jünglings schnell wieder herstellte, und ward uns dadurch zum Zeugnis, wie der Zartheit und Reinheit auch eine hohe physische Kraft verliehen sei.

Wie sich nun seine Lebensphilosophie auch bei dieser Prüfung bewährte, so brachte ein solcher Unfall keine Veränderung in der Gesinnung, noch in seiner Lebensweise hervor. Nach seiner Genesung gesellig wie vorher, nahm er teil an den herkömmlichen Unterhaltungen des umgänglichen Hof- und Stadtlebens, mit wahrer Neigung und anhaltendem Bemühen an den Arbeiten der verbundenen Brüder. So sehr auch jederzeit sein Blick auf das Irdische, auf die Erkenntnis, die Benutzung desselben gerichtet schien — des Außerweltlichen, des Übersinnlichen konnte er doch, als ein vorzüglich begabter Mann, keineswegs entbehren. Auch hier trat jener Konflikt, den wir oben umständlich zu schildern für Pflicht gehalten, merkwürdig hervor; denn indem er alles abzulehnen schien, was außer den Grenzen der allgemeinen Erkenntnisse liegt, außer dem Kreise dessen, was sich durch Erfahrung bethätigen läßt, so konnte er sich doch niemals enthalten, gleichsam versuchsweise über die so scharf gezogenen Linien wo nicht hinauszuschreiten, doch hinüberzublicken und sich eine außerweltliche Welt, einen Zustand, von dem uns alle angebornen Seelenkräfte keine Kenntnis geben können, nach seiner Weise aufzuerbauen und darzustellen.

Einzelne Züge seiner Schriften geben hiezu mannigfaltige Belege; besonders aber darf ich mich auf seinen Agathodämon, auf seine Euthanasie berufen, ja auf jene schönen, so verständigen als herzlichen Äußerungen, die er noch vor kurzem offen und unbewunden dieser Versammlung mitteilen mögen. Denn zu unserm Brüderverein hatte sich in ihm eine vertrauensvolle Neigung aufgethan. Schon als Jüngling mit demjenigen bekannt, was uns von den Mysterien der Alten historisch überliefert worden, floh er zwar nach seiner heitern, klaren Sinnesart jene trüben Geheimnisse, aber verleugnete sich nicht, daß gerade unter diesen, vielleicht seltsamen Hüllen zuerst unter die rohen und sinnlichen Menschen höhere Begriffe eingeführt, durch ahnungsvolle Symbole

mächtige, leuchtende Ideen erweckt, der Glaube an einen über alles waltenden Gott eingeleitet, die Tugend wünschenswerter dargestellt und die Hoffnung auf die Fortdauer unsers Daseins sowohl von falschen Schrecknissen eines trüben Aberglaubens als von den ebenso falschen Forderungen einer lebenslustigen Sinnlichkeit gereinigt worden.

Nun als Greis von so vielen werten Freunden und Zeitgenossen auf der Erde zurückgelassen, sich in manchem Sinne einsam fühlend, näherte er sich unserm teueren Bunde. Wie froh er in denselben getreten, wie anhaltend er unsere Versammlungen besucht, unsern Angelegenheiten seine Aufmerksamkeit gegönnt, sich der Aufnahme vorzüglicher junger Männer erfreut, unsern ehrbaren Gastmahlen beigewohnt und sich nicht enthalten, über manche wichtige Angelegenheit seine Gedanken zu eröffnen, davon sind wir alle Zeugen; wir haben es freundlich und dankbar anerkannt. Ja, wenn dieser altgegründete und nach manchem Zeitwechsel oft wiederhergestellte Bund eines Zeugnisses bedürfte, so würde hier das vollkommenste bereit sein, indem ein talentreicher Mann, verständig, vorsichtig, umsichtig, erfahren, wohldenkend und mäßig, bei uns seinesgleichen zu finden glaubte, sich bei uns in einer Gesellschaft fühlte, die er, der besten gewohnt, als Vollendung seiner menschlichen und geselligen Wünsche so gern anerkannte.

Vor dieser so merkwürdigen und hochgeschätzten Versammlung, obgleich von unsern Meistern aufgefordert, über den Abgeschiedenen wenige Worte zu sprechen, würde ich wohl haben ablehnen dürfen, in der Betrachtung, daß nicht eine flüchtige Stunde, leichte, unzusammenhängende Blätter, sondern ganze Jahre, ja manche wohl überdachte und geordnete Bände nötig sind, um sein Andenken rühmlich zu feiern neben dem Monumente, das er sich selbst in seinen Werken und Wirkungen würdig errichtet hat. Auch übernahm ich diese schöne Pflicht nur in der Betrachtung: es könne das von mir Vorgetragene dem zur Einleitung dienen, was künftig bei wiederholter Feier seines Andenkens von andern besser zu leisten wäre. Wird es unsern verehrten Meistern gefallen, mit diesem Aufsatz in ihre Lade alle dasjenige niederzulegen, was öffentlich über unsern Freund erscheinen wird, noch mehr aber dasjenige, was unsere Brüder, auf die er am meisten und am

4. falschen, 5, 6 frischen. — 14. Angelegenheit, 1 Angelegenheiten. — 35. alle, 1 alles.

eigensten gewirkt, welche eines ununterbrochenen nähern Umgangs mit ihm genossen, vertraulich äußern und mitteilen möchten, so würde hiedurch ein Schatz von Thatsachen, Nachrichten und Urteilen gesammelt, welcher wohl einzig in seiner Art sein dürfte, und woraus denn unsere Nachkommen schöpfen könnten, um mit standhafter Neigung ein so würdiges Andenken immerfort zu beschützen, zu erhalten und zu verklären.

Aus der Trauerloge am 15. Juni 1821.

Die Betrachtung, die sich uns nur zu sehr aufdrängt: daß der Tod alles gleich mache, ist ernst, aber traurig und ohne Seufzer kaum auszusprechen; herzerhebend, erfreulich aber ist es, an einen Bund zu denken, der die Lebenden gleich macht, und zwar in dem Sinne, daß er sie zu vereintem Wirken aufruft, deshalb jeden zuerst auf sich selbst zurückweist und sodann auf das Ganze hinleitet.

Betrachten wir also die von uns abgeschiedenen Brüder, als wenn sie noch unter uns wären! Auch sind sie noch unter uns; denn wir haben wechselseitig auf einander gewirkt, und indem daraus grenzenlose Folgen sich entwickeln, deutet es auf ein ewiges Zusammensein.

Unser Bund hat viel Eigenes, wovon gegenwärtig nur das Eine herausgehoben werden mag, daß, sobald wir uns versammeln, die entschiedenste Art von Gleichheit entsteht; denn nicht nur alle Vorzüge von Rang, Stand und Alter, Vermögen, Talenten treten zurück und verlieren sich in der Einheit, sondern auch die Individualität muß zurücktreten. Jeder sieht sich an der ihm angewiesenen Stelle gehalten. Dienender Bruder, Lehrling, Geselle, Meister, Beamte, alles fügt sich dem zugeteilten Platz und erwartet mit Aufopferung die Winke des Meisters vom Stuhl: man hört keinen Titel, die notwendigen Unterscheidungszeichen der Menschen im gemeinen Leben sind verschollen; aber auch nichts wird berührt, was dem Menschen sonst am nächsten liegt, wovon er am liebsten hört und spricht; man vernimmt nichts von seinem Herkommen, nicht, ob er ledig oder verheiratet, Vater oder kinderlos, zu Hause glücklich oder unglücklich sei; von allem diesen wird nichts erwähnt, sondern jeder bescheidet sich, in würdiger Gesellschaft,

in Betracht höherer, allgemeiner Zwecke auf alles Besondere Verzicht zu thun.

Höchst bedeutend ist daher die Anstalt einer Trauerloge; hier ist es, wo die Individualität zum erstenmale hervortreten darf, hier lernen wir erst einander als Einzelne kennen; hier ist es, wo das bedeutende wie das unbedeutende Leben in seinen Eigenheiten erscheint, wo wir uns in dem Vergangenen bespiegeln, um auf unsern gegenwärtigen lebendigen Wandel aufmerksam zu werden.

In diesem Sinne tragen wir kurze Lebensbeschreibungen von Freunden vor, die den Abgeschiedenen mit teilnehmender Liebe durchs Leben begleiten; und so folgen denn vorerst hier kurz zusammengefaßte Nachrichten von vier Brüdern, die wir heute betrauern; keine Betrachtung, welche wir bis ans Ende versparen, unterbreche den Vortrag.

I. Christoph Wilhelm Kästner,

geboren 1773, den 17. Mai, zu Mittelhausen bei Allstedt; sein Vater war Maurergeselle daselbst. Den ersten Unterricht empfing er in der dortigen Schule; man bemerkte bald an ihm eine leichte Fassungsgabe und viel Trieb nach höherer Kenntnis und Thätigkeit; er übte Musik und sodann nebst den alten auch die französische Sprache. Unter kümmerlichen Umständen verbrachte er zwei Jahre auf dem Gymnasium zu Weimar; seine Vorzüge wurden jedoch bald bemerkt; Sitte, Höflichkeit, Dienstfertigkeit machten ihn seinen Vorgesetzten wert, ihre Empfehlungen öffneten ihm den Zutritt in einige Familien, wo er Unterricht gab, außerdem er im stillen seine Freistunden dem Studium der theoretischen Musik widmete; seine Lage verbesserte sich nach und nach, daß er nicht allein bequemer leben, sondern auch des Vaters Häuschen und Äcker von Schulden befreien konnte. Die Stelle eines lehrenden Seminaristen erhielt er im achtzehnten Jahre, schlug im neunzehnten eine Schullehrmeisterstelle aus, fuhr fort, sich und andere zu bilden, bis in sein vierundzwanzigstes.

Im Jahre 1807 erfuhr er die Auszeichnung, als Nichtstudierter die damals erledigte Stelle eines Kantors an hiesiger Stadtkirche und Lehrers der sechsten Klasse des Gymnasiums zu erhalten.

Diesem Berufe widmete er seine ganze Thätigkeit, brachte mit Güte und Strenge Ordnung, Sitte und Fleiß in die einiger-

maßen verwilderte Schule; er wußte sich zu den Kindern herabzulassen, ihre Liebe zu erwerben, Folgsamkeit zu gewinnen und Lernbegierde zu erregen.

Wir verdanken ihm den vierstimmigen Chorgesang unsrer Kurrentschüler, den er mit unermüdetem Fleiß und Anstrengung in vier Jahren auf einen hohen Grad ausbildete. Auch zu einem reineren Kirchengesang hat er vieles beigetragen.

In einer glücklichen Ehe lebte er elf Jahre, ward Vater von zwei Knaben und einem Mädchen, die er treu und liebevoll wie die übrigen Kinder auferzog und unterrichtete.

Bei kärglichem Einkommen und nicht sorgenfreiem Leben erzeigte er mehreren Jünglingen, die sich dem Schullehrerstande widmeten, väterliche Wohlthaten.

Gefällig, unverdrossen und uneigennützig, besorgte er auch gern die Aufträge entfernter Gönner und Freunde mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, wie denn alles, was er vornahm, in musterhafter Ordnung geschah: Hauswesen, Zeit, Arbeiten, alle Handlungen waren geregelt.

Offen, aufrichtig und ehrlich erwies er sich gegen jeden, der ihm sein Vertrauen schenkte, und wußte bei angeborner Höflichkeit und Bescheidenheit doch eine unangenehme Wahrheit, wenn es darauf ankam, gegen einen Bildungsbedürftigen auszusprechen.

Am 20. Juni 1814 wurde er in unseren Bund aufgenommen, wo er sich sogleich einheimisch fand und sich demselben mit Freudigkeit widmete.

Seine Gesundheit war nicht die stärkste; frühere Anstrengungen, die Pflicht eines guten Sohnes, die späteren eines Hausvaters zu erfüllen, bei sitzender Lebensart so vieles zu leisten, raubte seinem Geist die heitere Stimmung, und da er endlich nach verbesserter Besoldung sich auf einem kleinen Stückchen Gartenland ansiedelte und einen erheiterten Blick ins Leben warf, fühlte er eine Ahnung von baldigem Hinscheiden und entschlief in der Nacht des 14. Julius 1819. Sein Pflegesohn, der Kantor Wickhardt in Liebstedt, nahm den ältesten Sohn an Kindesstatt an; ein Gleiches that Frau Lämmerhirt allhier an ihrem Paten, dem zweiten, und so haben treue und liebevolle Handlungen ihre unmittelbaren Folgen.

II. Johann Michael Krumbholz

wurde 1750 den 6. November zu Lohma im Blankenhainschen einem Schullehrer geboren Im dreizehnten Jahre fühlte er den

Trieb, sein Brot selbst zu verdienen, und ging nach Blankenhain zu dem Kanzleirat Schulze in Dienste, wo er fünf Jahre lang blieb; sodann diente er in Weimar bei dem Geheimen Hofrat Hufeland, der ihn der verehrten Herzogin Amalie empfahl, welche treffliche Fürstin er sich durch bescheidene Treue und Diensteifer geneigt machte.

Höflichkeit, Bereitwilligkeit und verträgliches Wesen bewirkten, daß man ihn immer auf Reisen mitnahm, wo er sich in alles gut zu schicken wußte.

Nur als die Herzogin im Jahre 1788 die Reise nach Italien antrat, ließ sie ihn wegen schwacher Gesundheit zurück, sandte ihn aber nach Braunschweig, wo er die Vergolderkunst erlernte, die er nachher sowohl in ihrem Dienste als sonst auszuüben Gelegenheit fand.

Er blieb ihr dagegen anhänglich bis zum Tode und wurde im Jahre 1807 zum Kastellan der fürstlichen Wohnung befördert.

Bei Wiedereröffnung der □ in diesem Lokal ward er als dienender Bruder aufgenommen und verrichtete, wie es seine geschwächte Gesundheit und sein Alter erlaubten, immer treu die ihm übertragenen Geschäfte.

Am 13. Oktober 1819 erfolgte sein Ableben.

III. Christian Anton August Slevoigt.

Geboren im Jahr 1767 zu Maua unweit Jena; sein Vater war Prediger daselbst. Im Jahr 1769 nahm ihn sein kinderloser Oheim, Hofrat Wiedeburg, nach Jena, welchem er einige Zeit darauf nach Allstedt folgte. Mehrere Jahre verbrachte er in der Klosterschule zu Roßleben; 1781 aber bildete er sich auf dem Gymnasium zu Weimar unter Heinze und Musäus.

Nachdem er in Jena von 1783 an die Rechte studiert, erhielt er bei dem Justizamte zu Weimar den Acceß und genoß der Vorsorge seines immer liebenden, indessen in die Residenz als Regierungsrat versetzten Oheims.

Im Jahr 1791 wurde er bei den Stadtgerichten zu Jena als Vormundschaftsaktuar und Sporteleinnehmer angestellt, mit der Licenz, zu praktizieren, und ward 1794 zum Stadtrichter erwählt.

Da fielen ihm hinterlassene geheimnisvolle Papiere eines Niederländers in die Hände, die, obgleich in holländischer Sprache

abgefaßt, in ihm eine Sehnsucht nach unserem Bunde erregten, zu dem er sich denn auch endlich gesellte. Nach dem Tode des Bürgermeisters Paulsen ward er unter dem Titel eines Vicebürgermeisters in den Stadtrat zu Jena aufgenommen und ihm endlich das Amt eines Polizeisekretärs übertragen, welches er bis an seinen Tod bekleidete.

In zweimaliger Ehe lebte er im glücklichsten Einverständnis; allein Krankheiten und Hinscheiden der Seinigen, wachsende Bedürfnisse und Sorgen verursachten, daß er zuletzt dem stillen Kummer unterlag.

Seine ihm eigene Thätigkeit fand in den ihm obliegenden Amtsgeschäften nicht hinreichende Befriedigung; ein gewisser allgemeiner ihn belebender Sinn trieb ihn, ins Ganze zu wirken, weswegen er eine Anstalt errichtete, durch welche Aufträge besorgt, Anfragen beantwortet und manchen Bedürfnissen abgeholfen werden sollte; auch wollte er seine ausgebreiteten polizeilichen Kenntnisse nicht unbenutzt lassen: er gab eine Zeitschrift heraus und arbeitete unermüdet zum Vorteil der anderen, ohne dadurch den eigenen Vorteil bezwecken und seine häuslichen Umstände verbessern zu können.

IV. Ferdinand Jagemann,

den 24. August 1780 zu Weimar geboren — sein Vater Bibliothekar der unvergeßlichen Herzogin Amalie —, zeigte sehr früh besondere Neigung und Geschick für die zeichnenden Künste, welche zu äußern und zu üben das unter Leitung des Rat Kraus errichtete freie Zeichneninstitut Gelegenheit gab. Schon im 15. Jahre versuchte er sich in Kassel unter Aufsicht des dortigen Tischbein, eines väterlichen Freundes, und brachte nach halbjähriger Abwesenheit eine Kreidezeichnung der Abnahme Christi vom Kreuz nach Rembrandt zurück, welche so viel Anlage zeigte, daß unser kunstliebender Fürst sogleich beschloß, ihn nach Wien zu Füger abzusenden, wohin er denn auch in seinem 16. Jahre schon abging. Nach zweijähriger Anwesenheit malte er sein erstes großes Bild in Öl, eine Kopie nach Fra Bartolommeo, die Beschneidung Christi vorstellend, an welchem wir uns noch erfreuen.

Vor dem Schluß eines fünfjährigen Aufenthalts malte er noch zuletzt das lebensgroße Bildnis des Herzogs von Sachsen-Teschen, welches uns heute noch sein Talent bethätigt.

Nach dem Willen seines großmütigen Beschützers ging er nach Paris, wo er sich an die italienischen Meister hielt und besonders Raphael ins Auge faßte. Eine Kopie nach Raphaels Madonna von Foligno und nach Guido Renis Kindermord gaben Beweise seiner Fortschritte in der Kunst.

Im Jahr 1804 kam er nach Weimar zurück, malte das lebensgroße Bildnis seines Beschützers und eilte sodann im August 1806 nach Wien und von da nach Rom, woselbst er drei Jahre lang studierte. Eine bedeutende Frucht seines dortigen Aufenthalts ist die Erweckung des toten Knaben durch den Propheten Elisa in Gegenwart der Mutter, Figuren über Lebensgröße und noch jetzt dem Auge eines jeden beschauenden Kenners ausgesetzt. Im Jahr 1810 kehrte er nach beinahe funfzehnjähriger, nur kurz unterbrochener Abwesenheit nach Weimar zurück und fand Gelegenheit, sich als ausgezeichneter Porträtmaler zu erweisen. Hiervon können die lebensgroßen Porträts der herzoglich koburgischen Familie und des Prinzen von Ligne Beweis geben.

In diese Epoche fällt die Aufnahme in unsern Bund.

Deutschlands politische Lage wurde jetzt immer ernster, der Freiheitsruf ertönte an allen Orten. Unser durchlauchtigster Protektor schloß sich an die Häupter des heiligen Bundes; da gab Jagemann dem Drange seines Herzens Gehör und führte die Fahne der zum Kampf für Fürst und Vaterland sich freiwillig rüstenden Schar.

Durch Anstrengung und vereinte Kräfte der verbündeten Heere waren die Feinde niedergekämpft, ihre Hauptstadt erobert, und Jagemann hatte das unaussprechliche Glück, einer der ersten Verkünder dieser frohen Botschaft in Deutschland zu sein. An allen Orten wurde er mit Jubel empfangen, in Hanau sogar die Pferde seines Wagens abgespannt und er im Triumph durch die Stadt geführt. Sein hiesiger Empfang ist gewiß noch jedem erinnerlich.

Nach errungenem Frieden kehrte er in seine Werkstatt zurück und malte lebensgroß den auf seine Konstitution sich stützenden Großherzog. Da erhielt er die goldene Verdienstmedaille nebst dem Hofrats-Charakter.

Das dritte Jubiläum protestantischer Glaubensfreiheit bewog die Gemeinde zu Udestedt, dem Begründer derselben, dem heldenmütigen Luther, ein Denkmal zu stiften, und Jagemann bekam den Auftrag, einen bedeutenden Moment aus Luthers Leben zu

malen; er wählte den Wendepunkt des ganzen großen Ereignisses, wo Luther vor Kaiser und Reich seine Lehre verteidigt. Das Bild wurde mit großer Feierlichkeit in des Künstlers Gegenwart in der Kirche genannten Ortes aufgestellt.

Längst war ihm von einem alten Freunde, dem Oberbaudirektor Weinbrenner in Karlsruhe, der Antrag geschehen, in eine von demselben neu erbaute Kirche ein großes Altarbild zu malen. Auf einer Reise in das südliche Deutschland wurde ein so wichtiger Antrag erneuet und besprochen, nach des Künstlers Zurückkunft hierher die Ausführung desselben begonnen.

Unser durchlauchtigster Protektor unterstützte ihn auch hierbei aufs großmütigste; es wurde, weil kein Lokal sich hoch und groß genug vorfand, ein neuer Arbeitssaal dazu gebaut und dem Künstler noch mehrere andere Erleichterungen verschafft.

Christi Himmelfahrt sollte sein Pinsel versinnlichen. Um nun diese große bedeutende Aufgabe zu lösen, unternahm er die Vorarbeit einer Zeichnung in schwarzer Kreide und führte sodann die einzelnen Teile in großen Kartonen aus. Eine bedeutende Brustkrankheit jedoch warf ihn aufs Krankenbett, und es verging lange Zeit, bis er sich wieder völlig zur Arbeit tüchtig fühlte; endlich wußte er sich zusammenzuraffen und mit angestrengter Thätigkeit ans Werk zu gehen.

Er überwand jede körperliche Schwäche, die sich seinem Vorhaben entgegensetzte, und hatte mit Schnelle, ja mit Hast das Bild vollendet, worauf er alle seine Kräfte sammelte, um es an den Ort seiner Bestimmung zu bringen.

Müde und unwohl kehrte er von dort zurück, traurig, daß sein oft geäußerter Wunsch, die Auferstehung zu malen, nicht erreicht werden konnte, und es blieb wahrhaft zu bedauern, daß einem Künstler, der nach und nach sein Talent auf einen so hohen Grad gesteigert hatte, eine nunmehr gewiß ganz meisterhafte Darstellung versagt war. Sein Brustübel vermehrte sich, er mußte viel erdulden; am 9. Januar 1820 ging er hinüber, im noch nicht erreichten vierzigsten Jahre, viel zu früh für Kunst, Familie und Freunde.

Eine Anzahl Kriegskameraden trug ihn zu seiner Ruhestätte, die ihm neben Lukas Kranach und seinem ersten Lehrer Kraus gegönnt war: ein würdiger Platz, die irdische Hülle unsers deutschen Künstlers aufzunehmen!

Wenige allgemeine Betrachtungen über die uns dargestellten Lebensereignisse von vier Brüdern, deren jeder in seiner Art unserem Bunde Ehre macht, wird man wohl hier erwarten dürfen. Der erste, in Armut und Niedrigkeit geboren, höhere Eigenschaften in sich fühlend, mit entschiedenem Willen die Ausbildung derselben erstrebend, einen mäßigen Zustand erreichend und in demselben selbständig, sich selbst beherrschend, seinen Vorsätzen, seiner Pflicht getreu, ein ruhiges Leben in Mittelmäßigkeit führend, giebt uns das schönste Beispiel eines aus sich selbst entwickelten, im engen Kreise thätigen, der Gesellschaft nützlichen und kaum bemerkt vorübergehenden Mannes. Gerade dies sind Eigenschaften und Schicksale, die sich in der bürgerlichen Welt sehr oft wiederholen und überall, wo sie erscheinen, ein segenvolles Beispiel hinterlassen.

Der zweite, in einen leidlichen Zustand eintretend, fühlt schon in den Knabenjahren, daß es schwer sei, für sich selbst zu bestehen, daß vielmehr derjenige wohl thut, der sich bald entschließt, zu eigener Erhaltung anderen zu dienen, um bei fortgesetztem guten Betragen sich an das Glück mehr begünstigter Weltbürger mit angereiht zu sehen. Hier gelangt er denn über wenige Stufen in den Dienst einer vortrefflichen Fürstin, genießt den Vorteil ihrer Nähe zu den schönsten Zeiten, schließt zuletzt seine Laufbahn als dienender Bruder des hohen Bundes und fühlt sich in die würdigste Einheit verschlungen: ein günstiges Schicksal, das er sich durch lebenslängliche Dienstfertigkeit wohl verdient hat.

Der dritte, im mittleren bürgerlichen Leben einen bequemen Weg geführt, findet zuletzt angemessene Stellen im Staate; er versieht sie mit Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und des Fürsten und hält sich gleichmäßig aus bis ans Ende. Aber die ihm obliegenden Geschäfte füllen seine Thätigkeit nicht aus, eine mäßige Einnahme reicht zu seinen Bedürfnissen nicht hin, und so bemüht er sich im weltbürgerlichen Sinne, durch Vielthätigkeit anderen zu dienen und vielleicht dadurch sich selbst zu nützen; aber keines von beiden gelingt in dem Grade, daß die doppelte Absicht erfüllt würde; wir bemerken seine Wirkung nach außen oft unterbrochen, gelähmt und sehen ihn aus einer sorgenvollen Lage hinscheiden.

Der vierte giebt uns gleichfalls Anlaß zu ernsten Betrachtungen Er war von Jugend auf durch Natur und Um=

stände begünstigt, als Knabe schön gebildet, Liebe und Neigung sich von früh auf erwerbend; aus dem Jünglinge entwickelte sich ein treffliches Künstlertalent; er lebte als treuer, heiterer Freund unter seinen Gesellen, zeigte sich als wackerer, kriegerischer Bürger, und in allen diesen Zuständen sieht er sich gefördert, jeden Wunsch erreicht, jeden Vorsatz begünstigt.

Betrachten wir ihn nun als Maurer, so fällt auch hier jede Bemerkung zu seinen und unseren Gunsten: mit Leidenschaft schloß er sich an unseren Bund; denn er fühlte darin die Ahnung dessen, was ihm sein Leben durch gefehlt hatte, dessen, was er bei dem besten Willen aus sich selbst zu entwickeln, bei sich selbst festzustellen nicht vermochte: einen gewissen Halt nämlich, ein Regulativ, woran er sich als Künstler messen, als Mensch, Freund und Liebender prüfen könnte. In unserem Bunde erschien ihm zum ersten Male das Ehrwürdige, das uns selbst Würde giebt, die alles umschlingende, aus lebenden Elementen geflochtene Kette, der Ernst einfacher, immer wiederkehrender und doch immer genügender und hinreichender Formen.

Dieser Eindruck auf das empfängliche Gemüt war so groß, daß er unseren Arbeiten niemals ohne Aufregung beiwohnen, ihrer niemals ohne Rührung gedenken konnte; daß er in denselben Sitte, Gesetz, Religion zu fühlen und vorzuempfinden glaubte, und zwar in dem Grade, daß er in seinen letzten Augenblicken als höchste Beruhigung empfand, einem Bruder die Hand zu drücken und den übrigen Verbundenen einen traurig-dankbaren Gruß zu senden. Ja, man kann überzeugt sein, daß, wäre er früher in unsere Verbindung getreten, ihm dasjenige geworden wäre, was man an ihm zu vermissen hatte.

Und hiemit lasset uns zum Schluß eilen; denn sowohl über ihn als sonstige Abgeschiedene eigentlich Gericht zu halten, möchte niemals der Billigkeit gemäß sein. Wir leiden alle am Leben; wer will uns, außer Gott, zur Rechenschaft ziehen? Tadeln darf man keinen Abgeschiedenen; nicht was sie gefehlt und gelitten, sondern was sie geleistet und gethan, beschäftige die Hinterbliebenen. An den Fehlern erkennt man den Menschen, an den Vorzügen den einzelnen; Mängel und Schicksale haben wir alle gemein, die Tugenden gehören jedem besonders.

Haben wir im vorhergehenden auszugsweise geliefert und betrachtet, was über vier vermißte Brüder zu sagen sein möchte, so beschäftige uns nun ausführlich Leben und Thätigkeit eines Mannes, der auf den Bund überhaupt, zunächst aber auf unsere den wichtigsten Einfluß hatte, welches Vorbild einem jeden Bruder, wollte er auch nicht Ansprüche auf so hohe Verdienste, an so entschiedene Wirkung machen, dennoch als ein schönes, edles Muster höchst ermunternd sein wird.

Des Großherzogs Karl August Verhalten gegenüber den Bewegungen der Jahre 1817 bis 1819.

Leider ward jedoch in jenen bewegten Zeiten manches Mißverständnis fühlbar; das aufgeregte Gemüt deutscher Jünglinge und Männer, vertrauend auf vaterländische Gesinnungen und gelungene That, schien das Neubefestigte abermals zu bedrohen. Dieses gab den edelsten, zu Staatsverwesern berufenen Geistern sorgliche Bedenklichkeiten, und hier mußten zweierlei Ansichten hervortreten: die eine, das in der Zeit Bewegte, augenblicklich Aufbrausende sei unmittelbar zu dämpfen; die andere, dem Gang dieser Epoche solle man bedächtig zusehen und, auf dessen Verlauf achtsam bleibend, zu rechter Zeit dienliche Heilmittel anwenden.

Jene hielten sich durch manche tadelnswerte, ja erschreckende Unregelmäßigkeiten berechtigt, auf ihren Grundsätzen zu verharren und deshalb die nötig erachteten Vorschritte gemessen zu thun; diese jedoch, überzeugt, daß nach vorübergegangener Krise eine frische Gesundheit sich offenbaren werde, suchten in stiller Milde das verlorne Gleichgewicht wiederherzustellen.

Freilich gehörten Jahre dazu, um diese Verfahrungsart zu rechtfertigen, und wir dürfen uns glücklich preisen, daß nach manchem Schwanken sich endlich bewahrheitet: nur ein allgemeines Vergeben und Vergessen könne ganz allein das verlorne Gleichgewicht sowohl als das gestörte wechselseitige Vertrauen nach und nach wiederherstellen

Wie erfreulich muß es daher sein, in Ihrer Gegenwart, verbundene Brüder, getrost auszusprechen, wie wir, in so treuen als mäßigen Gesinnungen unverwandt ausdauernd und wirkend, uns von diesen erwünschten Folgen auch einen Teil ohne Anmaßung zuschreiben dürfen.

Inhalt.

Philipp Hackert.

Nachträge.

Reden und Ansprachen.